



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

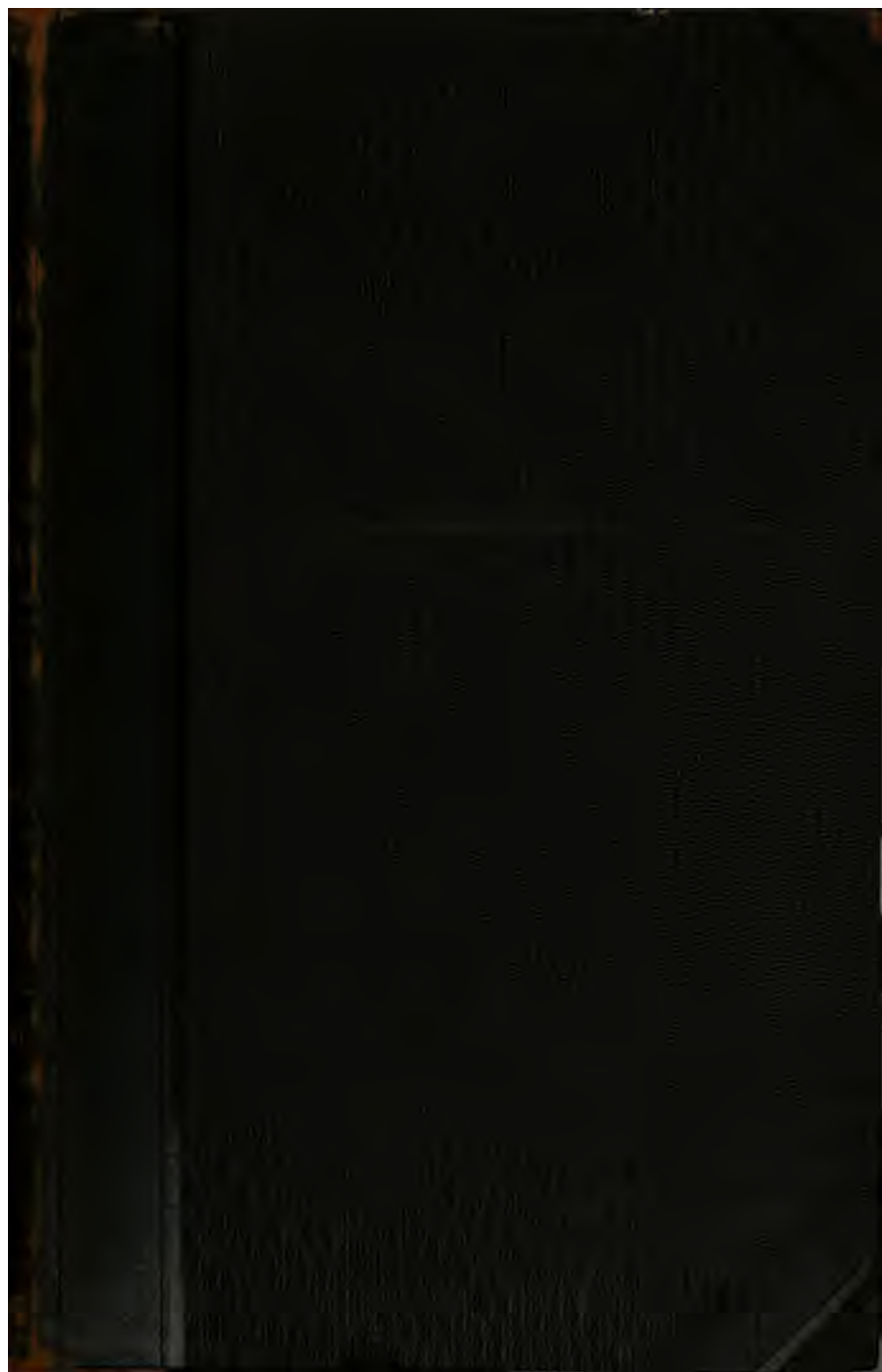
Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.





H. Heine's

sämmtliche Werke.

Heinrich Heine's
sämmtliche Werke.

Rechtmäßige Original-Ausgabe.

Dritter Band.
Englische Fragmente.
Shakespeare's Mädchen und Frauen.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1861.

Englische Fragmente

und

Shakspeare's

Mädchen und Frauen

von

Heinrich Heine.

Hamburg.

Hoffmann und Campe.

1861.



I n h a l t.

| | Seite |
|-----------------------------------------------------|-------|
| Vorwort des Herausgebers | IX |
| Englische Fragmente. | |
| Vorwort zur ersten Auflage | 3 |
| I. Gespräch auf der Themse | 5 |
| II. London | 15 |
| III. Die Engländer | 25 |
| IV. John Bull. | 35 |
| V. The life of Napoleon Buonaparte, by Walter Scott | 45 |
| VI. Olb Bailey | 57 |
| VII. Körperliche Strafe in England | 64 |
| VIII. Das neue Ministerium | 68 |
| IX. Die Schulb | 73 |
| X. Die Oppositionsparteien | 94 |
| XI. Die Emancipation | 115 |
| XII. Wellington | 135 |
| XIII. Die Befreiung | 143 |
| Shakespeare's Mädchen und Frauen. | |
| Einleitung | 159 |
| Tragödien. | |
| Cressida (Troilus und Cressida) | 195 |

| | Seite |
|--------------------------------------------------------------------------------|-------|
| Cassandra (Troilus und Cressida) | 200 |
| Helena (Troilus und Cressida) | 202 |
| Virgilia (Coriolan) | 206 |
| Portia (Julius Cäsar) | 211 |
| Cleopatra (Antonius und Cleopatra) | 218 |
| Lavinia (Titus Andronicus) | 229 |
| Constanze (König Johann) | 236 |
| Lady Percy (König Heinrich IV.) | 244 |
| Prinzessin Catharina (König Heinrich V.) | 247 |
| Jeanne d'Arc (König Heinrich VI. Erster Theil) | 250 |
| Margaretha (König Heinrich VI. Erster Theil) | 252 |
| Königin Margaretha (König Heinrich VI. Zweiter und dritter Theil) | 255 |
| Lady Grey (König Heinrich VI. Dritter Theil) | 265 |
| Lady Anna (König Richard III.) | 270 |
| Königin Catharina (König Heinrich VIII.) | 272 |
| Anna Bullen (König Heinrich VIII.) | 276 |
| Lady Macbeth (Macbeth) | 280 |
| Ophelia (Hamlet) | 285 |
| Corbelia (König Lear) | 290 |
| Julia (Romeo und Julia) | 295 |
| Desdemona (Othello) | 301 |
| Jessila (Der Kaufmann von Venedig) | 307 |
| Porzia (Der Kaufmann von Venedig) | 326 |
| Komödien. | |
| Miranda (Der Sturm) | 337 |
| Titania (Ein Sommernachtstraum) | 339 |
| Perbita (Das Wintermärchen) | 340 |
| Imogen (Cymbeline) | 341 |
| Julie (Die beiden Veroneser) | 342 |

| | Seite |
|--------------------------------------------------------------|-------|
| Gilvia (Die beiden Veroneser) | 343 |
| Hero (Viel Lärm um Nichts) | 345 |
| Beatrice (Viel Lärm um Nichts) | 346 |
| Helena (Ende gut, Alles gut) | 348 |
| Celia (Wie es euch gefällt) | 350 |
| Rosalinde (Wie es euch gefällt) | 352 |
| Olivia (Was ihr wollt) | 354 |
| Viola (Was ihr wollt) | 356 |
| Maria (Was ihr wollt) | 358 |
| Isabella (Maß für Maß) | 359 |
| Prinzessin von Frankreich (Der Liebe Müß' umsonst) | 360 |
| Die Äbtissin (Die Komödie der Irrungen) | 361 |
| Frau Page (Die lustigen Weiber von Windsor) | 363 |
| Frau Ford (Die lustigen Weiber von Windsor) | 364 |
| Anna Page (Die lustigen Weiber von Windsor) | 365 |
| Catharina (Die gezähmte Keiserin) | 367 |
| Schlufßwort | 369 |

| | Seite |
|--------------------------------------------------------------------------------|-------|
| Cassandra (Troilus und Cressida) | 200 |
| Helena (Troilus und Cressida) | 202 |
| Virgilia (Coriolan) | 206 |
| Portia (Julius Cäsar) | 211 |
| Cleopatra (Antonius und Cleopatra) | 218 |
| Lavinia (Titus Andronicus) | 229 |
| Constanze (König Johann) | 236 |
| Lady Percy (König Heinrich IV.) | 244 |
| Prinzessin Catharina (König Heinrich V.) | 247 |
| Jeanne d'Arc (König Heinrich VI. Erster Theil) | 250 |
| Margaretha (König Heinrich VI. Erster Theil) | 252 |
| Königin Margaretha (König Heinrich VI. Zweiter und dritter Theil) | 255 |
| Lady Grey (König Heinrich VI. Dritter Theil) | 265 |
| Lady Anna (König Richard III.) | 270 |
| Königin Catharina (König Heinrich VIII.) | 272 |
| Anna Bullen (König Heinrich VIII.) | 276 |
| Lady Macbeth (Macbeth) | 280 |
| Ophelia (Hamlet) | 285 |
| Corbelia (König Lear) | 290 |
| Julia (Romeo und Julia) | 295 |
| Desdemona (Othello) | 301 |
| Jessika (Der Kaufmann von Venedig) | 307 |
| Porzia (Der Kaufmann von Venedig) | 326 |
| Komödien. | |
| Miranda (Der Sturm) | 337 |
| Titania (Ein Sommernachtstraum) | 339 |
| Perdita (Das Wintermärchen) | 340 |
| Imogen (Cymbeline) | 341 |
| Julie (Die beiden Veroneser) | 342 |

— VII —

| | Seite |
|--------------------------------------------------------------|-------|
| Silvia (Die beiden Veroneser) | 343 |
| Sero (Viel Lärm um Nichts) | 345 |
| Beatrice (Viel Lärm um Nichts) | 346 |
| Selena (Ende gut, Alles gut) | 348 |
| Celia (Wie es euch gefällt) | 350 |
| Rosalinde (Wie es euch gefällt) | 352 |
| Olivia (Was ihr wollt) | 354 |
| Viola (Was ihr wollt) | 356 |
| Maria (Was ihr wollt) | 358 |
| Isabella (Maß für Maß) | 359 |
| Prinzessin von Frankreich (Der Liebe Müß' umsonst) | 360 |
| Die Äbtissin (Die Komödie der Irrungen) | 361 |
| Frau Page (Die lustigen Weiber von Windsor) | 363 |
| Frau Ford (Die lustigen Weiber von Windsor) | 364 |
| Anna Page (Die lustigen Weiber von Windsor) | 365 |
| Catharina (Die gezähmte Keiserin) | 367 |
| Schlußwort | 369 |

Vorwort des Herausgebers.

Die „Englischen Fragmente“ wurden zuerst theilweis im 26. und 27. Bande der „Neuen allgemeinen politischen Annalen“ abgedruckt, welche Heine während des Jahres 1828 gemeinschaftlich mit F. V. Lindner redigierte *). Später wurden diese

*) Anfangs wurden die redaktionellen Noten, mit welchen die Herausgeber häufig die von ihnen aufgenommenen Abhandlungen begleiteten, nicht mit einer Namenschrift bezeichnet. Letzteres geschah jedoch regelmäßig, seit Heine im 4. Heft des 26. Bandes der „Annalen“ (S. 365) sich zu der Erklärung veranlaßt sah, daß eine redactionelle Note im vorigen Heft (S. 227), welche gegen die Hegel'sche Schule gerichtet war und behauptete, es werde in ihr die Philosophie in der Sprache des Wahnsinnes vorgetragen, „weber aus seiner Feder noch aus seiner Gefinnung geflossen“ sei.

Aufsätze (mit Weglassung der später aufzuführenden, jetzt wieder von mir ergänzten Stellen, und mit Hinzufügung der fünf neuen Abschnitte: „London,“ „Die Engländer,“ „Old Bailey,“ „Wellington“ und „Die Befreiung“) unter dem Titel: „Englische Fragmente“ den „Nachträgen zu den Reisebildern“ (Reisebilder, vierter Theil) einverleibt, deren erste Auflage zu Anfang des Jahres 1831 erschien. Der Abschnitt „Die Schuld“ war in den „Annalen“: „Die englischen Finanzen,“ der Abschnitt „Die Emancipation“: „Die Emancipation der Katholiken“ betitelt. — Die ersten Sätze des Heine'schen Vorworts habe ich — als ausschließlich „Die Stadt Vucca“ betreffend — hier fortgelassen.

Aus den „Politischen Annalen“ ergänzte ich:

S. 35—44 Die von Heine übersezte Charakteristik John Bull's.

S. 50 Immerhin, wie die Menschen sind —

S. 51 und verehrt seinen Wellington.

S. 64—67 Die Bemerkungen, mit welchen Heine in den „Politischen Annalen“ den Aufsatz eines ungenannten Verfassers über „Körperliche Strafe“ begleitete. (Die „Nachbemerkungen“ Heine's beginnen dort mit den Worten: „Ich kann den vorhergehenden Aufsatz nicht in die Presse schicken, ohne einige Worte beizufügen. Ich theile ganz die Gefühle

des Verfassers, dessen Urtheil über militärische Disciplin gewiß kompetenter ist als das meinige. Ich kann nicht bestimmt genug versichern, wie sehr auch ich gegen Prügel“ 2c.).

§. 72 und die Wächter desselben — leicht überwältigt wären.

§. 86 22) Dazu kommt — §. 88 in die Luft gesprengt.

§. 118 und der unselige Wellington.

§. 127 Doch ich komme ab — §. 134 bei den nachfolgenden Generationen. (Hört! Hört!)“ — (Den Schluß der Rede von Spring Rice, welcher für das nächste Heft der „Annalen“ versprochen ward, hat Heine leider nicht nachgeliefert.)

In der französischen Ausgabe sind nur sieben Abschnitte der „Englischen Fragmente“ unter dem Gesamttitel „Angleterre“ dem ersten Bande der Reisebilder einverleibt. Die Kritik über Walter Scott's „Leben Napoleon's“ ist dort der bekannten Vorkritik über dies Buch (Rorderney, — Sammtl. Werke, Bd. I., S. 170—174) unmittelbar angehängt. Der Abschnitt „Die Befreiung“ führt die Überschrift „L'émancipation.“ Dagegen fehlen, außer dem Motto und den von mir ergänzten Stellen, in der französischen Ausgabe gänzlich die Abschnitte: „Die Schuld,“ „Die Oppositionsparteien“

und „Die Befreiung.“ Außerdem finden sich dort folgende Auslassungen und Varianten:

§. 7 Statt „und wenn auch der Grund der Revolution im Budget zu suchen ist,“ steht: „und worin immer auch die Gründe der Revolution zu suchen sind,“

§. 8 fehlen die Worte: „und statt der bürgerlichen Ungleichheit eine adlige Gleichheit einzuführen.“

§. 8 Statt „ihre Unmündigkeit beachtend,“ steht: „die Unmündigkeit (l'incapacité) dieser Verschwenker beachtend.“

§. 53 fehlen die Worte: „und einige Aussagen — ebenfalls Glauben verdient.“

§. 69 Statt „Bizlipuzli“ steht „Astaroth.“

Die Erläuterungen zu „Shakespeare's Mädchen und Frauen“ erschienen in einem elegant ausgestatteten Großoktavbande mit 45 Stahlstichen im Jahre 1839 (Paris und Leipzig, Brockhaus und Wenarijus), und werden, nachdem die erste und einzige Auflage seit länger als einem Decennium vergriffen ist, hier zum ersten Mal wieder abgedruckt. Um nicht den Preis der Gesamtausgabe erheblich zu vertheuern, verzichtete der Verleger auf die kostspielige

Reproduktion der zum Theil allerdings werthvollen Bilder, zu denen Heine seine geistvollen Erläuterungen schrieb. Trotz der fehlenden Stahlstiche, glaubte ich die betreffenden Citate aus den Shakespeare'schen Komödien nicht fortlassen zu dürfen, da manche dieser Stellen nicht der Schlegel-Tiedt'schen oder einer älteren Übersetzung entnommen, sondern offenbar von Heine selbst übertragen sind. Die häufig ungenaue Akt- und Scenen-Angabe jener Citate, sowie die Orthographie der Eigennamen, habe ich durchgehends mit der Tauchnitz'schen Stereotypausgabe des englischen Originals und mit der Schlegel-Tiedt'schen Übersetzung in Einklang gebracht.

Eine französische Übersetzung dieser zierlichen Randglossen zu den Shakespeare'schen Frauengestalten ist bis jetzt nicht veröffentlicht worden.

Englische Fragmente.

(1828.)

Glückseliges Albion, lustiges Alt-England! warum verließ ich dich? — Um die Gesellschaft von Gentlemen zu fliehen, und unter Lumpengefindel der Einzige zu sein, der mit Bewußtsein lebt und handelt?

„Die ehrlichen Leute“ von W. Alexis.

Vorwort zur ersten Auflage.

Die „Englischen Fragmente“ sind zum Theil vor zwei Jahren für die „Allgemeinen politischen Annalen,“ die ich damals mit Lindner herausgab, nach Zeitbedürfnissen geschrieben worden, und, ihre Nützlichkeit beachtend, habe ich sie den „Reisebildern“ als Ergänzung einverleibt.

Ich wünsche, daß der geneigte Leser den Zweck der Mittheilung bei diesen Fragmenten nicht verkennen möge. Vielleicht liefere ich in zeitgemäßer Folge noch einige Kunden dieser Art. Unsere Literatur ist nicht allzu reichlich damit versehen. Obgleich England von deutschen Novellendichtern oft geschildert wird, so ist doch Willibald Alexis der Einzige, der die dortigen Lokalitäten und Kostüme mit treuen Farben und Umriffen zu geben wusste.

Ich glaube, er ist nicht einmal im Lande selbst gewesen, und er kennt dessen Physiognomie nur durch jene wunderbare Intuition, die einem Poeten die Anschauung der Wirklichkeit entbehrlich macht. So schrieb ich selbst vor elf Jahren den „William Ratcliff,“ worauf ich hier um so mehr zurückweisen möchte, da nicht bloß eine treue Schilderung Englands, sondern auch die Reime meiner spätern Betrachtungen über dieses Land, das ich damals noch nie gesehen, darin enthalten sind.

Was Reisebeschreibung betrifft, so giebt es, außer Archenholz und Göde, gewiß kein Buch über England, das uns die dortigen Zustände besser veranschaulichen könnte, als die, dieses Jahr bei Franch in München erschienenen „Briefe eines Verstorbenen; ein fragmentarisches Tagebuch aus England, Wales, Irland und Frankreich, geschrieben in den Jahren 1828 und 1829.“ Es ist dieses noch in mancher andern Hinsicht ein vortreffliches Buch und verdient in vollem Maße das Lob, das ihm Goethe und Varnhagen von Ense in den Berliner Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik gespendet haben.

Hamburg, den 15. November 1830.

Heinrich Heine.

I.

Gespräch auf der Themse.

— — — Der gelbe Mann stand neben mir auf dem Verdeck, als ich die grünen Ufer der Themse erblickte, und in allen Winkeln meiner Seele die Nachtigallen erwachten. „Land der Freiheit,“ rief ich, „ich grüße dich! — Sei mir gegrüßt, Freiheit, junge Sonne der verzüngten Welt! Sene ältere Sonnen, die Liebe und der Glaube, sind welf und kalt geworden, und können nicht mehr leuchten und wärmen. Verlassen sind die alten Myrtenwälder, die einst so überbevölkert waren, und nur noch blöde Turteltauben nisten in den zärtlichen Büschen. Es sinken die alten Dome, die einst von einem übermüthig frommen Geschlechte, das seinen Glauben in den Himmel hineinbauen wollte, so riesenhoch aufgethürmt wurden; sie sind morsch und verfallen, und ihre Götter glauben an

sich selbst nicht mehr. Diese Götter sind abgelebt, und unsere Zeit hat nicht Phantasie genug, neue zu schaffen. Alle Kraft der Menschenbrust wird jetzt zu Freiheitsliebe, und die Freiheit ist vielleicht die Religion der neuen Zeit, und es ist wieder eine Religion, die nicht den Reichen gepredigt wurde, sondern den Armen, und sie hat ebenfalls ihre Evangelisten, ihre Märtyrer und ihre Jesu's!"

"Junger Enthusiast," sprach der gelbe Mann, "Sie werden nicht finden, was Sie suchen. Sie mögen Recht haben, daß die Freiheit eine neue Religion ist, die sich über die ganze Erde verbreitet. Aber wie einst jedes Volk, indem es das Christenthum annahm, solches nach seinen Bedürfnissen und seinem eignen Charakter modelte, so wird jedes Volk von der neuen Religion, von der Freiheit, nur Dasjenige annehmen, was seinen Localbedürfnissen und seinem Nationalcharakter gemäß ist.

"Die Engländer sind ein häusliches Volk, sie leben ein begrenztes, umfriedetes Familienleben; im Kreise seiner Angehörigen sucht der Engländer jenes Seelenbehagen, das ihm schon durch seine angeborene gesellschaftliche Unbeholfenheit außer dem Hause versagt ist. Der Engländer ist daher mit jener Freiheit zufrieden, die seine persönlichsten Rechte verbürgt und seinen Leib, sein Eigenthum,

seine Ehe, seinen Glauben und sogar seine Grillen unbedingt schützt. In seinem Hause ist Niemand freier als ein Engländer; um mich eines berühmten Ausdrucks zu bedienen, er ist König und Bischof in seinen vier Pfählen, und nicht unrichtig ist sein gewöhnlicher Wahlspruch: *My house is my castle*.

„Ist nun bei den Engländern das meiste Bedürfnis nach persönlicher Freiheit, so möchte wohl der Franzose im Nothfall diese entbehren können, wenn man ihn nur jenen Theil der allgemeinen Freiheit, den wir Gleichheit nennen, vollauf genießen läßt. Die Franzosen sind kein häusliches Volk, sondern ein geselliges, sie lieben kein schweigendes Beisammensitzen, welches sie *une conversation anglaise* nennen, sie laufen plaudernd vom Kaffeehaus nach dem Kasino, vom Kasino nach den Salons, ihr leichtes Champagnerblut und angeborenes Umgangstalent treibt sie zum Gesellschaftsleben, und dessen erste und letzte Bedingung, ja dessen Seele ist: die Gleichheit. Mit der Ausbildung der Geselligkeit in Frankreich mußte daher auch das Bedürfnis der Gleichheit entstehen, und wenn auch der Grund der Revolution im Budget zu suchen ist, so wurde ihr doch zuerst Wort und Stimme verliehen von jenen geistreichen Noturiere, die in den Salons von Paris mit der

hohen Noblesse scheinbar auf einem Fuße der Gleichheit lebten, und doch dann und wann, sei es auch nur durch ein kaum bemerkbares, aber desto tiefer verletzendes Feudallächeln, an die große, schmachvolle Ungleichheit erinnert wurden; — und wenn die canaille roturière sich die Freiheit nahm, jene hohe Noblesse zu köpfen, so geschah Dieses vielleicht weniger, um ihre Güter als um ihre Ahnen zu erben, und statt der bürgerlichen Ungleichheit eine adlige Gleichheit einzuführen. Daß dieses Streben nach Gleichheit das Hauptprincip der Revolution war, dürfen wir um so mehr glauben, da die Franzosen sich bald glücklich und zufrieden fühlten unter der Herrschaft ihres großen Kaisers, der, ihre Unmündigkeit beachtend, all ihre Freiheit unter seiner strengen Kuratel hielt, und ihnen nur die Freude einer völligen, ruhmvollen Gleichheit überließ.

„Weit geduldiger als der Franzose erträgt daher der Engländer den Anblick einer bevorrechteten Aristokratie; er tröstet sich, daß er selbst Rechte besitzt, die es jener unmöglich machen, ihn in seinen häuslichen Komforts und in seinen Lebensansprüchen zu stören. Auch trägt jene Aristokratie nicht jene Rechte zur Schau, wie auf dem Kontinente. In den Straßen und öffentlichen Vergnügungsfälen London's sieht man bunte Bänder nur

auf den Hauben der Weiber und goldne und silberne Abzeichen nur auf den Röcken der Kavalieren. Auch jene schöne bunte Livree, die bei uns einen bevorrechteten Wehrstand ankündigt, ist in England Nichts weniger als eine Ehrenauszeichnung; wie ein Schauspieler sich nach der Vorstellung die Schminke abwischt, so eilt auch der englische Officier, sich seines rothen Rocks zu entledigen, sobald die Dienststunde vorüber ist, und im schlichten Rock eines Gentleman ist er wieder ein Gentleman. Nur auf dem Theater zu St. James gelten jene Dekorationen und Kostüme, die aus dem Rehricht des Mittelalters aufbewahrt worden; da flattern die Ordensbänder, da blinken die Sterne, da rauschen die seidenen Hosen und Atlaschleppen, da knarren die goldnen Sporen und altfranzösischen Redensarten, da bläht sich der Ritter, da spreizt sich das Fräulein. Aber was kümmert einen freien Engländer die Hofkomödie zu St. James! wird er doch nie davon belästigt, und verwehrt es ihm ja Niemand, wenn er in seinem Hause ebenfalls Komödie spielt, und seine Hausoffizianten vor sich knieen läßt, und mit dem Strumpfband der Köchin tändelt — honni soit qui mal y pense!

„Was die Deutschen betrifft, so bedürfen sie weder der Freiheit noch der Gleichheit. Sie sind

ein spekulatives Volk, Ideologen, Vor- und Nachdenker, Träumer, die nur in der Vergangenheit und in der Zukunft leben, und keine Gegenwart haben. Engländer und Franzosen haben eine Gegenwart, bei ihnen hat jeder Tag seinen Kampf und Gegenkampf und seine Geschichte. Der Deutsche hat Nichts, wofür er kämpfen sollte, und da er zu muthmaßen begann, daß es doch Dinge geben könne, deren Besitz wünschenswerth wäre, so haben wohlweise seine Philosophen ihn gelehrt, an der Existenz solcher Dinge zu zweifeln. Es läßt sich nicht leugnen, daß auch die Deutschen die Freiheit lieben, aber anders wie andere Völker. Der Engländer liebt die Freiheit wie sein rechtmäßiges Weib, er besitzt sie, und wenn er sie auch nicht mit absonderlicher Zärtlichkeit behandelt, so weiß er sie doch im Nothfall wie ein Mann zu vertheidigen, und wehe dem rothgeröckten Burschen, der sich in ihr heiliges Schlafgemach drängt — sei es als Gallant oder als Scherge. Der Franzose liebt die Freiheit wie seine Braut. Er glüht für sie, er flammt, er wirft sich zu ihren Füßen mit den überspanntesten Vetheuerungen, er schlägt sich für sie auf Tod und Leben, er begeht für sie tausenderlei Thorheiten. Der Deutsche liebt die Freiheit wie seine alte Großmutter.“

Gar wunderbarlich sind doch die Menschen! Im Vaterlande brummen wir, jede Dummheit, jede Verkehrtheit dort verdrießt uns, wie Knaben möchten wir täglich davonlaufen in die weite Welt; sind wir endlich wirklich in die weite Welt gekommen, so ist uns diese wieder zu weit, und heimlich sehnen wir uns oft wieder nach den engen Dummheiten und Verkehrtheiten der Heimat, und wir möchten wieder dort in der alten wohlbekannten Stube sitzen, und uns, wenn es anginge, ein Haus hinter dem Ofen bauen, und warm drin hocken, und den allgemeinen Anzeiger der Deutschen lesen. So ging es auch mir auf der Reise nach England. Kaum verlor ich den Anblick der deutschen Küste, so erwachte in mir eine kuriose Nachliebe für jene teutonischen Schlafmützen- und Perückenwälder, die ich eben noch mit Unmuth verlassen, und als ich das Vaterland aus den Augen verloren hatte, fand ich es im Herzen wieder.

Daher mochte wohl meine Stimme etwas weich klingen, als ich dem gelben Mann antwortete: „Lieber Herr, scheltet mir nicht die Deutschen! Wenn sie auch Träumer sind, so haben doch Manche unter ihnen so schöne Träume geträumt, daß ich sie kaum vertauschen möchte gegen die wachende Wirklichkeit unserer Nachbarn. Da wir Alle schlafen und träu-

men, so können wir vielleicht die Freiheit entbehren; denn unsere Tyrannen schlafen ebenfalls und träumen bloß ihre Tyrannei. Nur damals sind wir erwacht, als die katholischen Römer unsere Traumfreiheit geraubt hatten; da handelten wir und siegten, und legten uns wieder hin und träumten. O Herr! spottet nicht unserer Träumer, dann und wann, wie Somnambule, sprechen sie Wunderbares im Schlafe, und ihr Wort wird Saat der Freiheit. Keiner kann absehen die Wendung der Dinge. Der spleenige Britte, seines Weibes überdrüssig, legt ihr vielleicht einen Strick um den Hals und bringt sie zum Verkauf nach Smithfield. Der flatternde Franzose wird seiner geliebten Braut vielleicht treulos und verläßt sie, und tänzelt singend nach den Hofdamen (*courtisanes*) seines königlichen Pallastes (*palais royal*). Der Deutsche wird aber seine alte Großmutter nie ganz von der Thüre stoßen, er wird ihr immer ein Plätzchen am Herde gönnen, wo sie den horchenden Kindern ihre Märchen erzählen kann. — Wenn einst, was Gott verhüte, in der ganzen Welt die Freiheit verschwunden ist, so wird ein deutscher Träumer sie in seinen Träumen wieder entdecken.“

Während nun das Dampfboot, und auf demselben unser Gespräch, den Strom hinauffchwamm,

war die Sonne untergegangen, und ihre letzten Strahlen beleuchteten das Hospital zu Greenwich, ein imposantes pallastgleiches Gebäude, das eigentlich aus zwei Flügeln besteht, deren Zwischenraum leer ist, und einen, mit einem artigen Schloßlein gekrönten, waldgrünen Berg den Vorbeifahrenden sehen läßt. Auf dem Wasser nahm jezt das Gewühl der Schiffe immer zu, und ich wunderte mich, wie geschickt diese großen Fahrzeuge sich einander ausweichen. Da grüßt im Begegnen manch ernsthaft freundliches Gesicht, das man nie gesehen hat, und vielleicht auch nie wieder sehen wird. Man fährt sich so nahe vorbei, daß man sich die Hände reichen könnte zum Willkommen und Abschied zu gleicher Zeit. Das Herz schwillt beim Anblick so vieler schwellenden Segel und wird wunderbar aufgeregt, wenn vom Ufer her das verworrene Summen und die ferne Tanzmusik und der dumpfe Matrosenlärm herandröhnt. Aber im weißen Schleier des Abendnebels verschwimmen allmählig die Kontouren der Gegenstände, und sichtbar bleibt nur ein Wald von Mastbäumen, die lang und kahl hervorragen.

Der gelbe Mann stand noch immer neben mir und schaute sinnend in die Höhe, als suche er im Nebelhimmel die bleichen Sterne. Noch immer in

die Höhe schauend, legte er die Hand auf meine Schulter, und in einem Tone, als wenn geheime Gedanken unwillkürlich zu Worten werden, sprach er: „Freiheit und Gleichheit! man findet sie nicht hier unten und nicht einmal dort oben. Dort jene Sterne sind nicht gleich, einer ist größer und leuchtender als der andere, keiner von ihnen wandelt frei, alle gehorchen sie vorgeschriebenen, eisernen Gesetzen — Sklaverei ist im Himmel wie auf Erden.“

„Das ist der Tower!“ rief plötzlich Einer unserer Reisegefährten, indem er auf ein hohes Gebäude zeigte, das aus dem nebelbedeckten London wie ein gespenstisch dunkler Traum hervorstieg.

II.

L o n d o n.

Ich habe das Merkwürdigste gesehen, was die Welt dem staunenden Geiste zeigen kann, ich habe es gesehen, und staune noch immer — noch immer starrt in meinem Gedächtnisse dieser steinerne Wald von Häusern und dazwischen der drängende Strom lebendiger Menschengesichter mit all' ihren bunten Leidenschaften, mit all' ihrer grauenhaften Hast der Liebe, des Hungers und des Hasses — ich spreche von London.

Schickt einen Philosophen nach London; bei Leibe keinen Poeten! Schickt einen Philosophen hin und stellt ihn an eine Ecke von Cheapside, er wird hier mehr lernen als aus allen Büchern der letzten Leipziger Messe; und wie die Menschenwogen ihn umrauschen, so wird auch ein Meer von neuen Gedanken vor ihm aufsteigen, der ewige Geist, der

darüber schwebt, wird ihn anwehen, die verborgensten Geheimnisse der gesellschaftlichen Ordnung werden sich ihm plötzlich offenbaren, er wird den Pulsschlag der Welt hörbar vernehmen und sichtbar sehen — denn wenn London die rechte Hand der Welt ist, die thätige, mächtige rechte Hand, so ist jene Straße, die von der Börse nach Downingstreet führt, als die Pulsader der Welt zu betrachten.

Aber schickt keinen Poeten nach London! Dieser bare Ernst aller Dinge, diese kolossale Einförmigkeit, diese maschinenhafte Bewegung, diese Verdrießlichkeit der Freude selbst, dieses übertriebene London erdrückt die Phantasie und zerreißt das Herz. Und wolltet ihr gar einen deutschen Poeten hinschicken, einen Träumer, der vor jeder einzelnen Erscheinung stehen bleibt, etwa vor einem zerlumpten Bettelweib oder einem blanken Goldschmiedeladen — o! dann geht es ihm erst recht schlimm, und er wird von allen Seiten fortgeschoben oder gar mit einem milden God damn! niedergestoßen. God damn! das verdamnte Stoßen! Ich merkte bald, dieses Volk hat Viel zu thun. Es lebt auf einem großen Fuße, es will, obgleich Futter und Kleider in seinem Lande theurer sind als bei uns, dennoch besser gefüttert und besser gekleidet sein als

wir; wie zur Vornehmheit gehört, hat es auch große Schulden, dennoch aus Großprahlerei wirft es zuweilen seine Guineen zum Fenster hinaus, bezahlt andere Völker, daß sie sich zu seinem Vergnügen herumboxen, giebt dabei ihren respektiven Königen noch außerdem ein gutes Douceur — und deshalb hat John Bull Tag und Nacht zu arbeiten, um Geld zu solchen Ausgaben anzuschaffen, Tag und Nacht muß er sein Gehirn anstrengen zur Erfindung neuer Maschinen, und er sitzt und rechnet im Schweiß seines Angesichts, und rennt und läuft, ohne sich viel umzusehen, vom Hafen nach der Börse, von der Börse nach dem Strand, und da ist es sehr verzeihlich, wenn er an der Ecke von Cheapside einen armen deutschen Poeten, der, einen Bilderladen angaffend, ihm in dem Wege steht, etwas unsanft auf die Seite stößt. „God damn!“

Das Bild aber, welches ich an der Ecke von Cheapside angaffte, war der Übergang der Franzosen über die Verefina.

Als ich, aus dieser Betrachtung aufgerüttelt, wieder auf die tosende Straße blickte, wo ein buntschediger Knäul von Männern, Weibern, Kindern, Pferden, Postkutschen, darunter auch ein Leichenzug, sich brausend, schreiend, ächzend und knarrend dahin-

wälzte: da schien es mir, als sei ganz London so eine Beresinabrücke, wo Jeder in wahnsinniger Angst, um sein bißchen Leben zu fristen, sich durchdrängen will, wo der feste Reiter den armen Fußgänger niederstampft, wo Derjenige, der zu Boden fällt, auf immer verloren ist, wo die besten Kameraden fühllos, Einer über die Leiche des Andern, dahineilen, und Tausende, die, sterbensmatt und blutend, sich vergebens an den Planken der Brücke festklammern wollten, in die kalte Eisgrube des Todes hinabstürzen.

Wie viel heiterer und wohnlicher ist es dagegen in unserem lieben Deutschland! Wie traumhaft gemacht, wie sabbathlich ruhig bewegen sich hier die Dinge! Ruhig zieht die Wache auf, im ruhigen Sonnenschein glänzen die Uniformen und Häuser, an den Fliesen flattern die Schwalben, aus den Fenstern lächeln dicke Justizräthinnen, auf den halblenden Straßen ist Platz genug: die Hunde können sich gehörig anrechen, die Menschen können bequem stehen bleiben und über das Theater diskurieren und tief, tief grüßen, wenn irgend ein vornehmes Lämpchen oder Bicelämpchen mit bunten Bändchen auf dem abgehackten Röckchen, oder ein gepudertes, vergoldetes Hofmarschällchen gnädig wiedergrüßend vorbeitänzelt!

Ich hatte mir vorgenommen, über die Großartigkeit London's, wovon ich so Viel gehört, nicht zu erstaunen. Aber es ging mir wie dem armen Schulknaben, der sich vornahm, die Prügel, die er empfangen sollte, nicht zu fühlen. Die Sache bestand eigentlich in dem Umstande, daß er die gewöhnlichen Hiebe mit dem gewöhnlichen Stöcke, wie gewöhnlich, auf dem Rücken erwartete, und statt Dessen eine ungewöhnliche Tracht Schläge, auf einem ungewöhnlichen Plage, mit einem dünnen Röhrchen empfing. Ich erwartete große Paläste, und sah Nichts als lauter kleine Häuser. Aber eben die Gleichförmigkeit derselben und ihre unabsehbare Menge imponiert so gewaltig.

Diese Häuser von Ziegelsteinen bekommen durch feuchte Luft und Kohlendampf gleiche Farbe, nämlich bräunliches Olivengrün; sie sind alle von derselben Bauart, gewöhnlich zwei oder drei Fenster breit, drei hoch, und oben mit kleinen rothen Schornsteinen geziert, die wie blutig ausgerissene Zähne aussehen, dergestalt, daß die breiten, regelrechten Straßen, die sie bilden, nur zwei unendlich lange kasernenartige Häuser zu sein scheinen. Dieses hat wohl seinen Grund in dem Umstande, daß jede englische Familie, und bestände sie auch nur aus zwei Personen, dennoch ein ganzes Haus, ihr eignes

Rastell, bewohnen will, und reiche Spekulanten, solchem Bedürfnis entgegenkommend, ganze Straßen bauen, worin sie die Häuser einzeln wieder verhöfeln. In den Hauptstraßen der City, demjenigen Theile London's, wo der Sitz des Handels und der Gewerke, wo noch alterthümliche Gebäude zwischen den neuen zerstreut sind, und wo auch die Vorderseiten der Häuser mit ellenlangen Namen und Zahlen, gewöhnlich goldig und en Relief, bis ans Dach bedeckt sind: da ist jene charakteristische Einförmigkeit der Häuser nicht so auffallend, um so weniger, da das Auge des Fremden unaufhörlich beschäftigt wird durch den wunderbaren Anblick neuer und schöner Gegenstände, die an den Fenstern der Kaufläden ausgestellt sind. Nicht bloß diese Gegenstände selbst machen den größten Effekt, weil der Engländer Alles, was er verfertigt, auch vollendet liefert, und jeder Luxusartikel, jede Astrallampe und jeder Stiefel, jede Theekanne und jeder Weiberrock uns so finished und einladend entgegen glänzt, sondern auch die Kunst der Aufstellung, Farbenkontrast und Mannigfaltigkeit giebt den englischen Kaufläden einen eignen Reiz; selbst die alltäglichsten Lebensbedürfnisse erscheinen in einem überraschenden Zauberglanze, gewöhnliche Eswaren locken uns durch ihre neue Beleuchtung, sogar

rohe Fische liegen so wohlgefällig appretiert, daß uns der regenbogenfarbige Glanz ihrer Schuppen ergötzt, rohes Fleisch liegt wie gemalt auf saubern, bunten Porzellantellerchen, mit lachender Petersilie umkränzt, ja Alles erscheint uns wie gemalt und mahnt uns an die glänzenden und doch so beschneidenden Bilder des Franz Mieris. Nur die Menschen sind nicht so heiter wie auf diesen holländischen Gemälden, mit den ernsthaftesten Gesichtern verkaufen sie die lustigsten Spielsachen, und Zuschnitt und Farbe ihrer Kleidung ist gleichförmig wie ihre Häuser.

Auf der entgegengesetzten Seite London's, die man das Westende nennt, the west end of the town, und wo die vornehmere und minder beschäftigte Welt lebt, ist jene Einförmigkeit noch vorherrschender; doch giebt es hier ganz lange, gar breite Straßen, wo alle Häuser groß wie Palläste, aber äußerlich Nichts weniger als ausgezeichnet sind, außer daß man hier, wie an allen nicht ganz ordinären Wohnhäusern London's, die Fenster der ersten Etage mit eisengittrigen Balkonen verziert sieht und auch au rez de chaussée ein schwarzes Gitterwerk findet, wodurch eine in die Erde gegrabene Kellerwohnung geschützt wird. Auch findet man in diesem Theile der Stadt große Squares;

Reihen von Häusern gleich den obenbeschriebenen, die ein Viereck bilden, in dessen Mitte ein von schwarzem Eisengitter umschlossener Garten mit irgend einer Statue befindlich ist. Auf allen diesen Plätzen und Straßen wird das Auge des Fremden nirgends beleidigt von baufälligen Hütten des Elends. Überall starrt Reichtum und Vornehmheit, und hineingedrängt in abgelegene Gäßchen und dunkle feuchte Gänge wohnt die Armuth mit ihren Lumpen und ihren Thränen.

Der Fremde, der die großen Straßen London's durchwandert und nicht just in die eigentlichen Pöbelquartiere geräth, sieht daher Nichts oder sehr Wenig von dem vielen Elend, das in London vorhanden ist. Nur hie und da am Eingange eines dunklen Gäßchens steht schweigend ein zerfetztes Weib, mit einem Säugling an der abgehärmten Brust, und bittelt mit den Augen. Vielleicht wenn diese Augen noch schön sind, schaut man einmal hinein — und erschrickt ob der Welt von Jammer, die man darin geschaut hat. Die gewöhnlichen Bettler sind alte Leute, meistens Mohren, die an den Straßenecken stehen und, was im kothigen London sehr nützlich ist, einen Pfad für Fußgänger lehren und dafür eine Kupfermünze verlangen. Die Armuth in Gesellschaft des Lasters

und des Verbrechens schleicht erst des Abends aus ihren Schlupfwinkeln. Sie scheut das Tageslicht um so ängstlicher, je grauenhafter ihr Elend kontrastiert mit dem Übermuth des Reichthums, der überall hervorprunkt; nur der Hunger treibt sie manchmal um Mittagszeit aus dem dunkeln Gäßchen, und da steht sie mit stummen, sprechenden Augen und starrt flehend empor zu dem reichen Kaufmann, der geschäftig-geldklimpernd vorüberreilt, oder zu dem müßigen Lord, der wie ein satter Gott auf hohem Roß einherreitet und auf das Menschenengewühl unter ihm dann und wann einen gleichgültig vornehmen Blick wirft, als wären es winzige Ameisen, oder doch nur ein Haufen niedriger Geschöpfe, deren Lust und Schmerz mit seinen Gefühlen Nichts gemein hat — denn über dem Menschengefinde, das am Erdboden festklebt, schwebt Englands Nobility wie Wesen höherer Art, die das kleine England nur als ihr Absteigequartier, Italien als ihren Sommergarten, Paris als ihren Gesellschaftsfaal, ja die ganze Welt als ihr Eigenthum betrachten. Ohne Sorgen und ohne Schranken schweben sie dahin, und ihr Gold ist ein Talisman, der ihre tollsten Wünsche in Erfüllung zaubert.

Arme Armuth! wie peinigend muß dein Hunger sein, dort wo Andere im höhnenenden Überflusse

schwelgen! Und hat man dir auch mit gleichgültiger Hand eine Brotkruste in den Schoß geworfen, wie bitter müssen die Thränen sein, womit du sie erweichst! Du vergiftest dich mit deinen eigenen Thränen. Wohl hast du Recht, wenn du dich zu dem Laster und Verbrechen gefellst. Ausgestoßene Verbrecher tragen oft mehr Menschlichkeit im Herzen, als jene fühlen, untadelhaften Staatsbürger der Tugend, in deren bleichen Herzen die Kraft des Bösen erloschen ist, aber auch die Kraft des Guten. Und gar das Laster ist nicht immer Laster. Ich habe Weiber gesehen, auf deren Wangen das rothe Laster gemalt war, und in ihrem Herzen wohnte himmlische Reinheit. Ich habe Weiber gesehen — ich wollt', ich sähe sie wieder! —

III.

Die Engländer.

Unter den Bogengängen der Londoner Börse hat jede Nation ihren angewiesenen Platz, und auf hochgesteckten Täfelchen liest man die Namen: Russen, Spanier, Schweden, Deutsche, Malteser, Juden, Hanseaten, Türken u. s. w. Vormalß stand jeder Kaufmann unter dem Täfelchen, worauf der Name seiner Nation geschrieben. Jetzt aber würde man ihn vergebens dort suchen; die Menschen sind fortgerückt; wo einst Spanier standen, stehen jetzt Holländer, die Hanseaten traten an die Stelle der Juden, wo man Türken sucht, findet man jetzt Russen, die Italiäner stehen, wo einst die Franzosen gestanden, sogar die Deutschen sind weiter gekommen.

Wie auf der Londoner Börse, so auch in der übrigen Welt sind die alten Täfelchen stehen

geblieben, während die Menschen darunter weggeschoben worden und Andere an ihre Stelle gekommen sind, deren neue Köpfe sehr schlecht passen zu der alten Aufschrift. Die alten stereotypen Charakteristiken der Völker, wie wir solche in gelehrten Compendien und Bierschenken finden, können uns Nichts mehr nutzen und nur zu trostlosen Irrthümern verleiten. Wie wir unter unsern Augen in den letzten Jahrzehnten den Charakter unserer westlichen Nachbarn sich allmählig umgestalten sahen, so können wir seit Aufhebung der Continentsperre eine ähnliche Umwandlung jenseits des Kanals wahrnehmen. Steife, schweigsame Engländer wallfahren scharenweis nach Frankreich, um dort sprechen und sich bewegen zu lernen, und bei ihrer Rückkehr sieht man mit Erstaunen, daß ihnen die Zunge gelöst ist, daß sie nicht mehr wie sonst zwei linke Hände haben, und nicht mehr mit Beefsteak und Plumpudding zufrieden sind. Ich selbst habe einen solchen Engländer gesehen, der in Tavistock-Tavern etwas Zucker zu seinem Blumenkohl verlangt hat, eine Reklame gegen die strenge anglikanische Küche, worüber der Kellner fast rücklings fiel, indem gewiß seit der römischen Invasion der Blumenkohl in England nie anders als in Wasser abgekocht und ohne süße Zuthat verzehrt worden.

Es war derselbe Engländer, der, obgleich ich ihn vorher nie gesehen, sich zu mir setzte und einen so zuvorkommend französischen Diskurs anfang, daß ich nicht umhin konnte, ihm zu gestehen, wie sehr es mich freue, einmal einen Engländer zu finden, der nicht gegen den Fremden zurückhaltend sei, worauf er ohne Lächeln eben so freimüthig entgegnete, daß er mit mir spräche, um sich in der französischen Sprache zu üben.

Es ist auffallend, wie die Franzosen täglich nachdenklicher, tiefer und ernster werden, in eben dem Maße, wie die Engländer dahin streben, sich ein legeres, oberflächliches und heiteres Wesen anzueignen; wie im Leben selbst, so auch in der Literatur. Die Londoner Pressen sind vollauf beschäftigt mit fashionablen Schriften, mit Romanen, die sich in der glänzenden Sphäre des high life bewegen oder dasselbe abspiegeln, wie z. B. Almack's, Vivian Grey, Tremaine, the Guards, Flirtation, welcher letztere Roman die beste Bezeichnung wäre für die ganze Gattung, für jene Koketterie mit ausländischen Manieren und Redensarten, jene plumpe Feinheit, schwerfällige Leichtigkeit, saure Süßhelei, gezierte Rohheit, kurz für das ganze unerquickliche Treiben jener hölzernen Schmetterlinge, die in den Sälen West-London's herumflattern.

Dagegen welche Literatur bietet uns jetzt die französische Presse, jene ächte Repräsentantin des Geistes und Willens der Franzosen! Wie ihr großer Kaiser die Muße seiner Gefangenschaft dazu anwandte, sein Leben zu diktieren, uns die geheimsten Rathschlüsse seiner göttlichen Seele zu offenbaren, und den Felsen von St. Helena in einen Lehrstuhl der Geschichte zu verwandeln, von dessen Höhe die Zeitgenossen gerichtet und die spätesten Enkel belehrt werden: so haben auch die Franzosen selbst angefangen, die Tage ihres Mißgeschicks, die Zeit ihrer politischen Unthätigkeit so rühmlich als möglich zu benützen; auch sie schreiben die Geschichte ihrer Thaten; jene Hände, die so lange das Schwert geführt, werden wieder ein Schrecken ihrer Feinde, indem sie zur Feder greifen, die ganze Nation ist gleichsam beschäftigt mit der Herausgabe ihrer Memoiren, und folgt sie meinem Rathe, so veranstaltet sie noch eine ganz besondere Ausgabe ad usum Delphini, mit hübsch kolorierten Abbildungen von der Einnahme der Bastille, dem Tuileriensturm u. dgl. m.

Habe ich aber oben angedeutet, wie heut zu Tage die Engländer leicht und frivol zu werden suchen, und in jene Affenhaut hineinkriechen, die jetzt die Franzosen von sich abstreifen, so muß ich

nachträglich bemerken, daß ein solches Streben mehr aus der Nobility und Gentry, der vornehmen Welt, als aus dem Bürgerstande hervorgeht. Im Gegentheil, der gewerbtreibende Theil der Nation, besonders die Kaufleute in den Fabrikstädten und fast alle Schotten, tragen das äußere Gepräge des Pietismus, ja ich möchte sagen Puritanismus, so daß dieser gottselige Theil des Volkes mit den weltlich gesinnten Vornehmen auf dieselbe Weise kontrastiert wie die Kavaliere und Stukköpfe, die Walter Scott in seinen Romanen so wahrhaft schildert.

Man erzeigt dem schottischen Varden zu viel Ehre, wenn man glaubt, sein Genius habe die äußere Erscheinung und innere Denkwaise dieser beiden Parteien der Geschichte nachgeschaffen, und es sei ein Zeichen seiner Dichtergröße, daß er, vorurtheilsfrei wie ein richtender Gott, beiden ihr Recht anthut und beide mit gleicher Liebe behandelt. Wirft man nur einen Blick in die Betstuben von Liverpool und Manchester, und dann in die fashionablen Salons von West-London, so sieht man deutlich, daß Walter Scott bloß seine eigene Zeit abgeschrieben und ganz heutige Gestalten in alte Trachten gekleidet hat. Bedenkt man gar, daß er von der einen Seite selbst als Schotte durch

Erziehung und Nationalgeist eine puritanische Denkwiese eingefogen hat, auf der andern Seite als Tory, der sich gar ein Sprößling der Stuarts dünkt, von ganzer Seele recht königlich und adelthümlich gesinnt sein muß, und daher seine Gefühle und Gedanken beide Richtungen mit gleicher Liebe umfassen und zugleich durch deren Gegensatz neutralisiert werden: so erklärt sich sehr leicht seine Unparteilichkeit bei der Schilderung der Aristokraten und Demokraten aus Cromwell's Zeit, eine Unparteilichkeit, die uns zu dem Irrthume verleitete, als dürften wir in seiner Geschichte Napoleon's eine eben so treue fair play-Schilderung der französischen Revolutionshelden von ihm erwarten*).

Wer England aufmerksam betrachtet, findet jetzt täglich Gelegenheit, jene beiden Tendenzen, die frivole und puritanische, in ihrer widerwärtigsten Blüthe und, wie sich von selbst versteht, ihren Zweikampf zu beobachten. Eine solche Gelegenheit gab ganz besonders der famöse Proceß des Herrn Wakefield, eines lustigen Kavaliers, der gleichsam aus dem Stegreif die Tochter des reichen Herrn

*) Heine's prophetische Vorkritik über das angekündigte „Leben Napoleon Bonaparte's von Walter Scott“ findet sich in den „Reisebildern“; Sämmtl. Werke, Bd. I, S. 170 ff.

Anmerkung des Herausgebers.

Turner, eines Liverpools Kaufmanns, entführt und zu Gretina Green, wo ein Schmied wohnt, der die stärksten Fesseln schmiedet, geheirathet hatte. Die ganze kopfhängerische Sippchaft, das ganze Volk der Auserlesenen Gottes, schrie Jeter über solche Verruchtheit, in den Vestuben Liverpool's ersuchte man die Strafe des Himmels über Wakefield und seinen brüderlichen Helfer, die der Abgrund der Erde verschlingen sollte wie die Kotte des Korah, Dathan und Abiram, und um der heiligen Rache noch sicherer zu sein, wurde zu gleicher Zeit in den Gerichtssälen London's der Zorn des Kings-Bench, des Großkanzlers und selbst des Oberhauses auf die Entweiher des heiligsten Sakramentes herabpläbirt — während man in den fashionablen Salons über den kühnen Mädchenräuber gar tolerant zu scherzen und zu lachen wusste. Am ergößlichsten zeigte sich mir dieser Kontrast beider Denkweisen, als ich einst in der großen Oper neben zwei dicken Manchesterne Damen saß, die diesen Versammlungsort der vornehmen Welt zum ersten Male in ihrem Leben besuchten, und den Abscheu ihres Herzens nicht stark genug kundgeben konnten, als das Ballett begann, und die hochgeschürzten schönen Tänzerinnen ihre üppig graciösen Bewegungen zeigten, ihre lieben langen,

lasterhaften Beine ausstreckten, und plötzlich bacchantisch den entgegenhüpfenden Tänzern in die Arme stürzten; die warme Musik, die Urkleider von fleischfarbigem Trikot, die Naturalsprünge, Alles vereinigte sich, den armen Damen Angstschweiß auszupressen, ihre Busen errötheten vor Unwillen, shocking! for shame, for shame! ächzten sie beständig, und sie waren so sehr von Schrecken gelähmt, daß sie nicht einmal das Perspektiv vom Auge fortnehmen konnten und bis zum letzten Augenblicke, bis der Vorhang fiel, in dieser Situation sitzen blieben.

Trotz diesen entgegengesetzten Geistes- und Lebensrichtungen, findet man doch wieder im englischen Volke eine Einheit der Gesinnung, die eben darin besteht, daß es sich als ein Volk fühlt; die neueren Stutzköpfe und Kavaliere mögen sich immerhin wechselseitig hassen und verachten, dennoch hören sie nicht auf, Engländer zu sein; als Solche sind sie enig und zusammengehörig, wie Pflanzen, die aus demselben Boden hervorgeblüht und mit diesem Boden wunderbar verwebt sind. Daher die geheime Übereinstimmung des ganzen Lebens und Webens in England, das uns beim ersten Anblick nur ein Schauplatz der Verwirrung und Widersprüche dünken will. Überreichtum und Misère,

Orthodoxie und Unglauben, Freiheit und Knechtschaft, Grausamkeit und Milde, Ehrlichkeit und Gaunerei, diese Gegensätze in ihren tollsten Extremen, darüber der graue Nebelhimmel, von allen Seiten sumrende Maschinen, Zahlen, Gaslichter, Schornsteine, Zeitungen, Porterkrüge, geschlossene Mäuler, alles Dieses hängt so zusammen, daß wir uns Keins ohne das Andere denken können, und was vereinzelt unser Erstaunen oder Lachen erregen würde, erscheint uns als ganz gewöhnlich und ernsthaft in seiner Vereinigung.

Ich glaube aber, so wird es uns überall gehen, sogar in solchen Landen, wovon wir noch seltsamere Begriffe hegen, und wo wir noch reichere Ausbeute des Lachens und Staunens erwarten. Unsere Neiselust, unsere Begierde, fremde Länder zu sehen, besonders wie wir solche im Knabenalter empfinden, entsteht überhaupt durch jene irrige Erwartung außerordentlicher Kontraste, durch jene geistige Maskeradelust, wo wir Menschen und Denkweise unserer Heimath in jene fremde Länder hineindenken, und solchermaßen unsere besten Bekannten in die fremden Kostüme und Sitten verummnen. Denken wir z. B. an die Hottentotten, so sind es die Damen unserer Vaterstadt, die schwarz angestrichen und mit gehöriger Hinterfülle in unserer

Vorstellung umhertanzen, während unsere jungen Schöngeister als Buschklepper auf die Palmbäume hinaufklettern; denken wir an die Bewohner der Nordpol-Länder, so sehen wir dort ebenfalls die wohlbekannten Gesichter, unsere Muhme fährt in ihrem Hundeschlitten über die Eisbahn, der dürre Herr Konrektor liegt auf der Bärenhaut und säuft ruhig seinen Morgenthran, die Frau Accise-Einnehmerin, die Frau Inspektorin und die Frau Infibulationsrätthin hocken beisammen und lauen Talglichter u. s. w. Sind wir aber in jene Länder wirklich gekommen, so sehen wir bald, daß dort die Menschen mit Sitten und Kostüm gleichsam verwachsen sind, daß die Gesichter zu den Gedanken und die Kleider zu den Bedürfnissen passen, ja daß Pflanzen, Thiere, Menschen und Land ein zusammenstimmenndes Ganze bilden.

IV.

John Bull.

(Übersetzt aus einer englischen Beschreibung London's.)

Es scheint, als ob die Irländer durch ein unveränderliches Gesetz ihrer Natur den Müßiggang als das echte, charakteristische Kennzeichen eines Gentlemans betrachten; und da ein Jeder dieses Volkes, kann er auch aus Armuth nicht einmal sein gentiles Hintertheil bedecken, dennoch ein geborener Gentleman ist, so geschieht es, daß verhältnismäßig wenige Sprößlinge des grünen Erin sich mit den Kaufleuten der City vermischen. Diejenigen Irländer, welche wenig oder gar keine Erziehung genossen, und Solcher zählt man wohl die Meisten, sind Tagelohn-Gentlemen (gentlemen day-labourers), und die übrigen sind Gentlemen an und für sich selbst. Könnten sie durch einen raschen

coup de main zum Genusse eines merkantilischen Reichthums gelangen, so würden sie sich wohl gerne dazu entschließen; aber sie können sich nicht auf dreifüßige Komptoirstühlchen niederlassen und über Pulte und lange Handelsbücher gebeugt liegen, um sich langsame Schätze zu erkndern.

Vergleichen aber ist ganz die Sache eines Schotten. Sein Verlangen, den Gipfel des Baums zu erreichen, ist ebenfalls ziemlich heftig; aber seine Hoffnungen sind weniger sanguinisch als beharrlich, und mühsame Ausdauer ersetzt das momentane Feuer. Der Irländer springt und hüpfst wie ein Eichhörnchen; und wenn er, was oft geschieht, sich an Stamm und Zweigen nicht fest genug hielt, schießt er herab in den Roth, steht dort besudelt, wenn auch nicht verletzt, und eine Menge von Hin- und Hersprüngen werden Vorbereitungen zu einem neuen Versuche, der wahrscheinlich eben so fruchtlos ablaufen wird. Hingegen der zögernde Schotte wählt sich seinen Baum mit großer Sorgfalt, er untersucht, ob er gut gewachsen ist und stark genug, ihn zu tragen, und kräftig wurzelnd, um nicht von den Stürmen des Zufalls niedergeblasen zu werden. Er sorgt auch, daß die niedrigsten Äste ganz in seinem Bereiche sind und durch eine bequeme Folge von Knoten an der Rinde sein Aufschwingen sicher vollbracht werden

kann. Er beginnt von unten an, betrachtet genau jeden Zweig, bevor er sich ihm anvertraut, und bewegt nie den einen Fuß, ehe er sicher ist, daß der andre recht fest steht. Andre Leute, welche hitziger und minder bedächtig sind, klettern über ihn fort, und bespötteln die ängstliche Langsamkeit seiner Fortschritte; aber Das kümmert ihn wenig, er klettert weiter, geduldig und beharrlich, und wenn Jene niederpurzeln und er oben auf ist, so kommt das Rachen an ihn, und er lacht recht herzlich.

Diese bewundernswürthe Fähigkeit des Schotten sich in Handelsgeschäften hervorzuthun, seine außerordentliche Nachgiebigkeit gegen seinen Vorgesetzten, die beständige Hast, womit er sein Segel nach jedem Winde aufspannt, hat nicht allein bewirkt, daß man in den Handelshäusern London's eine Unzahl schottischer Schreiber, sondern auch Schotten als Kompagnons finden kann. Dennoch vermochten die Schotten keineswegs, trotz ihrer Anzahl und ihres Einflusses, dieser Sphäre der Londoner Gesellschaft ihren Nationalcharakter einzuprägen. Eben jene Eigenschaften, wodurch sie beim Anfang ihrer Laufbahn die besten Diener ihrer Obern und späterhin die besten Associés sind, bewirken auch, daß sie die Sitten und den Geschmack

ihrer Umgebung nachäffen. Außerdem finden sie, daß jene Gegenstände, worauf sie zu Hause den höchsten Werth legten, in ihrer neuen Heimath wenig geachtet werden. Ihre kleinliche Feudalverbindungen, ihre prahlende Betterschaft mit irgend einem unbarbierten Eigenthümer von zwei oder drei fahlen Bergen, ihre Legenden von zwei oder drei außerordentlichen Männern, deren Namen man niemals außerhalb Schottland gehört hat, ihre puritanische Mäßigkeit, worin sie erzogen worden, und die Sparsamkeit, die sie sich zu eigen gemacht — all Dergleichen stimmt nicht überein mit den positiven und verschwenderischen Gewöhnungen John Bull's.

Das Gepräge John Bull's ist so tief und scharf, wie das einer griechischen Denkmünze; und wo und wie man ihn findet, sei es in London oder in Kalkutta, sei es als Herr oder als Diener, kann man ihn nie verkennen. Überall ist er ein Wesen wie eine plumpe Thatsache, sehr ehrlich, aber kalt und durchaus abstoßend. Er hat ganz die Solidität einer materiellen Substanz, und man kann nie umhin zu bemerken, daß, wo er auch sei und mit wem er auch sei, John Bull sich doch immer als die Hauptperson betrachtet — so wie auch, daß er niemals Rath oder Lehre von Demjenigen annehmen

wird, der sich vorher die Miene gegeben, als ob er Dessen bedürfe. Und wo er auch sei, bemerkt man: sein eigener Komfort, sein eigener, unmittelbarer, persönlicher Komfort, ist der große Gegenstand all' seiner Wünsche und Bestrebungen.

Denkt John Bull, daß Aussicht zu irgend einem Gewinn vorhanden sei, so wird er schon beim ersten Zusammentreffen sich mit Jemand einlassen. Will man aber einen intimen Freund an ihm haben, so muß man ihm wie einem Frauenzimmer die Cour machen; hat man endlich seine Freundschaft erlangt, so findet man bald, daß sie nicht der Mühe werth war. Vorher, ehe man sich um ihn bewarb, gab er kalte, genaue Höflichkeit, und was er nachher zu geben hat, ist nicht Viel mehr. Man findet bei ihm eine mechanische Förmlichkeit und ein offenes Bekenntnis jener Selbstsucht, welche andre Leute vielleicht eben so stark besitzen, aber gar sorgsam verbergen, so daß uns das kostbarste Gastmahl eines Engländers kaum halb so gut schmeckt wie die Hand voll Datteln des Beduinen in der Wüste.

Aber während John Bull der kälteste Freund ist, ist er der sicherste Nachbar, und der gradfinnigste und generöseste Feind; während er sein eigenes Schloß wie ein Pascha hütet, sucht er nie

in ein fremdes einzubringen. Komfort und Unabhängigkeit — unter dem Einen versteht er die Befugnis, sich Alles zu kaufen, was zu seiner bequemsten Behaglichkeit beitragen kann, unter dem andern Ausdruck versteht er das Gefühl, daß er Alles thun kann, was er will, und Alles sagen kann, was er denkt — diese beiden sind ihm die Hauptsache, und da kümmert er sich wenig um die zufälligen und vielleicht chimärischen Auszeichnungen, die in der übrigen Welt so viel Plag' und Noth hervorbringen. Sein Stolz — und er hat Stolz in hinlänglicher Fülle — ist nicht der Stolz des Haman; Wenig kümmert es ihn, ob Mardachai, der Jude, lang und breit vor der Thüre seines Hauses sitzt, nur dafür sorgt er, daß besagter Mardachai nicht ins Haus hineinkomme, ohne seine specielle Erlaubnis, die er ihm gewiß nur dann gewährt, wenn es zusammenstimmt mit seinem eigenen Vortheil und Komfort.

Sein Stolz ist ein englisches Gewächs; ob schon er ziemlich viel prahlt, so ist seine Prahlerei doch nicht von der Art anderer Völker. Nie sieht man, daß er sich auf Rechnung seiner Vorfahren irgend ein Air von Würde beimesse; wenn John Bull seine Taschen voll Guineen hat und ein Mann geworden ist, der warm sitzt, so kümmert es ihn keinen Pfiffer-

ling, ob sein Großvater ein Herzog war oder ein Karrenschieber. „Jedermann ist er selbst und er ist nicht sein Vater“ ist Sohn's Theorie, und nach dieser richtet er seine Handlungen. Er prahlt nur damit, daß er ein Engländer ist, daß er irgendwo zwischen Lowestoft und St. Davids und zwischen Penzance und Berwick das Licht des Tages erblickte und thut sich auf diesen Umstand mehr zu Gut, als wenn er auf irgend einem andern Fleck dieses Planeten geboren worden wäre. Denn Alt-England gehört ihm, und er gehört Alt-England. Diesem aber ist Nichts gleich auf der ganzen Welt, es kann die ganze Welt ernähren, die ganze Welt unterrichten, und wenn es darauf ankäme, auch die ganze Welt erobern.

Aber Das ist nur im Allgemeinen gesagt; denn erfucht man Sohn auf das Besondere einzugehen, und rückt ihm etwas näher zu Leibe, so findet man, daß in diesem gepriesenen England eigentlich doch Nichts vorhanden ist, womit er ganz zufrieden wäre, außer ihm selbst.

Man erwähne gegen ihn den König, denselben König, dessen Thron er mit so großem Stolz auf seinen Schultern trägt — und gleich klagt er über Verschwendung im königlichen Hausstand, Bestechlichkeit und königliche Gunst, wachsenden bedrohlichen Einfluß der Krone, und betheuert, daß, wenn nicht

bedeutende, schnelle Eingriffe und Beschränkungen stattfinden, so wird England bald nicht mehr England sein. Erwähnt man gegen ihn die Parlamente — so brummt er und verdammt beide, klagt, daß das Oberhaus durch Hofgunst und das Unterhaus durch Parteiwesen und Bestechungen gefüllt werden, und vielleicht versichert er obendrein, England würde besser daran sein, wenn es gar kein Parlament gäbe. Erwähnt man gegen ihn die Kirche — so bricht er aus in ein Zetergeschrei über Zehnten und über gemästete Pfaffen, die das Wort Gottes zu ihrer Domäne gemacht haben und alle mühsamen Früchte fremder Arbeit in geistlichem Müßiggang verzehren. Erwähnt man die öffentliche Meinung und den großen Vortheil der schnellen Verbreitung aller Art von Mittheilung — so beklagt er ganz sicher, daß der Irrthum auf diesen verbesserten Wegen eben so schnell reist wie die Wahrheit, und daß das Volk alte Dummheiten aufgibt, um sich neue dafür anzuschaffen. Kurz, in England giebt es keine einzige Institution, womit John vollkommen zufrieden wäre. Sogar die Elemente trifft sein Tadel, und von Anfang bis Ende des Jahres murrte er über das Klima eben so stark wie über Dinge, die von Menschen herrühren. Selbst mit den Gütern, die er selbst erworben, ist er unzufrieden, wenn man

ihn näher ausforscht. Obschon er große Reichtümer zusammengeschart hat, so ist doch sein beständiger Refrain, daß er zu Grunde geh'; er ist bettelarm, während er zwischen aufgehäuften Schätzen in einem Pallaste wohnt; und er stirbt vor Hunger — während er so rund gefüttert ist, daß er mit seinem Schmerbauche Mühe hat, sich von einem Ende des Zimmers nach dem andern hinzuschieben. Nur Eins giebt es, was sein vollständiges Lob erhält, selbst wenn man es ganz besonders erwähnt — und Das ist die Flotte, die Kriegsschiffe, Alt-Englands hölzerne Wälle; und diese lobt er vielleicht, weil er sie nie sieht.

Indessen, wir wollen diese Tadelsucht nicht tadeln. Sie hat dazu beigetragen, England zu Dem zu machen und zu erhalten, was es jetzt ist. Dieser Murrfinn des rauhen, halsstarrigen, aber ehrlichen John Bull's ist vielleicht das Bollwerk britischer Größe im Ausland und britischer Freiheit daheim, und obgleich manche Provinzen Großbritanniens es nicht genug zu schätzen wissen, so verdanken sie doch das reelle Gute, das sie besitzen, weit eher John Bull's beharrlichem Knurren als der nachgiebigen Philosophie des Schotten oder dem stürmischen Feuer des Irländers. Diese beiden Völker, in der jetzigen Klemme, scheinen nicht Kraft

und Ausdauer genug zu besitzen, ihre eigenen Rechte zu erhalten und ihr eigenes Heil zu befördern; und wenn irgend ein Widerstand gegen Eingriffe in die allgemeine Freiheit zu leisten ist oder eine Maßregel für das allgemeine Beste ergriffen werden soll, so zeigen uns die Tagebücher des Parlaments und die Petitionen, die darin vorgebracht werden, daß in den meisten Fällen mit einem solchen Widerstand und einer solchen Maßregel Niemand anders hervortritt als John Bull, der mürrische, selbstfüchtige, brummende, aber doch kühne, männliche, unabhängige, unerweichbare, vorbringende und durchbringende John Bull.

V.

The life of Napoleon Buonaparte

by

Walter Scott.

Armer Walter Scott! Wärest du reich gewesen, du hättest jenes Buch nicht geschrieben, und wärest kein armer Walter Scott geworden! Aber die Curatores der Constable'schen Masse kamen zusammen, und rechneten und rechneten, und nach langem Subtrahieren und Dividieren schüttelten sie die Köpfe — und dem armen Walter Scott blieb Nichts übrig als Vorberen und Schulden. Da geschah das Außerordentliche: der Sänger großer Thaten wollte sich auch einmal im Heroismus versuchen, er entschloß sich zu einer cessio bonorum, der Vorber des großen Unbekannten wurde taxiert, um große bekannte Schulden zu decken — und so entstand in hungriger Geschwindigkeit, in

bankrotter Begeisterung das Leben Napoleon's, ein Buch, das von den Bedürfnissen des neugierigen Publikums im Allgemeinen und des englischen Ministeriums insbesondere gut bezahlt werden sollte.

Lobt ihn, den braven Bürger! lobt ihn, ihr sämtlichen Philister des ganzen Erdballs! lob ihn, du liebe Krämertugend, die Alles aufopfert, um die Wechsel am Verfalltage einzulösen — nur mir muthet nicht zu, daß auch ich ihn lobe.

Seltzam! der todte Kaiser ist im Grabe noch das Verderben der Britten, und durch ihn hat jetzt Britanniens größter Dichter seinen Vorber verloren!

Es war Britanniens größter Dichter, man mag sagen und einwenden, was man will. Zwar die Kritiker seiner Romane mäkelt an seiner Größe und warfen ihm vor, er dehne sich zu sehr ins Breite, er gehe zu sehr ins Detail, er schaffe seine großen Gestalten nur durch Zusammensetzung einer Menge von kleinen Zügen, er bedürfe unzählig vieler Umständlichkeiten, um die starken Effekte hervorzu bringen — Aber, die Wahrheit zu sagen, er glich hierin einem Millionär, der sein ganzes Vermögen in lauter Scheidemünze liegen hat, und immer drei bis vier Wagen mit Säcken voll Groschen und Pfennigen herbeifahren muß, wenn er eine

große Summe zu bezahlen hat, und der dennoch, sobald man sich über solche Unart und das mühsame Schleppen und Zählen beklagen will, ganz richtig entgegen kann: gleichviel wie, so gäbe er doch immer die verlangte Summe, er gäbe sie doch, und er sei im Grunde eben so zahlfähig und auch wohl eben so reich wie etwa ein Anderer, der nur blanke Goldbarren liegen hat, ja er habe sogar den Vortheil des erleichterten Verkehrs, indem Sener sich auf dem großen Gemüßemarkte mit seinen großen Goldbarren, die dort keinen Cours haben, nicht zu helfen weiß, während jedes Kramweib mit beiden Händen zugreift, wenn ihr gute Groschen und Pfennige geboten werden. Mit diesem populären Reichtume des brittischen Dichters hat es jetzt ein Ende, und er, dessen Münze so courant war, daß die Herzogin und die Schneidersfrau sie mit gleichem Interesse annahmen, er ist jetzt ein armer Walter Scott geworden. Sein Schicksal mahnt an die Sage von den Vergelsen, die neckisch wohlthätig den armen Leuten Geld schenken, das hübsch blank und gedehlich bleibt, so lange sie es gut anwenden, das sich aber unter ihren Händen in eitel Staub verwandelt, sobald sie es zu nichtswürdigen Zwecken mißbrauchen. Sack nach Sack öffnen wir Walter Scott's neue Zufuhr, und siehe da! statt

der bligenden, lachenden Gröschlein finden wir Nichts als Staub und wieder Staub. Ihn bestrafte die Vergessen des Parnassus, die Musen, die, wie alle edelsinnigen Weiber, leidenschaftliche Napoleonistinnen sind, und daher doppelt empört waren über den Mißbrauch der verliehenen Geistes-schätze.

Werth und Tendenz des Scott'schen Werks sind in allen Zeitschriften Europa's beleuchtet worden. Nicht bloß die erbitterten Franzosen, sondern auch die bestürzten Landsleute des Verfassers haben das Verdammungsurtheil ausgesprochen. In diesen allgemeinen Weltunwillen mußten auch die Deutschen einstimmen; mit schwerverhaltenem Feuer-eifer sprach das Stuttgarter Literaturblatt, mit kalter Ruhe äußerten sich die Berliner Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik, und der Recensent, der jene kalte Ruhe um so wohlfeiler erschwang, je weniger theuer ihm der Held des Buches sein muß, charakterisiert dasselbe mit den trefflichen Worten:

„In dieser Erzählung ist weder Gehalt noch Farbe, weder Anordnung noch Lebendigkeit zu finden. Verworren in oberflächlicher, nicht in tiefer Verwirrung, ohne Hervortreten des Eigenthümlichen, unsicher und wandelbar zieht der gewaltige Stoff träge vorüber; kein Vorgang erscheint in

seiner bestimmten Eigenheit, nirgends werden die springenden Punkte sichtbar, kein Ereignis wird deutlich, keines tritt in seiner Nothwendigkeit hervor, die Verbindung ist nur äußerlich, Gehalt und Bedeutung kaum geahnet. In solcher Darstellung muß alles Licht der Geschichte erlöschen, und sie selbst wird zum nicht wunderbaren, sondern gemeinen Märchen. Die Überlegungen und Betrachtungen, welche sich öfters dem Vortrag einschleichen, sind von einer entsprechenden Art. Solch dünnlicher philosophischer Vereitung ist unsere Lesewelt längst entwachsen. Der dürftige Zuschnitt einer am Einzelnen haftenden Moral reicht nirgend aus. — —“

Vergleichen und noch schlimmere Dinge, die der scharfsinnige Berliner Recensent, Varnhagen von Ense, ausspricht, würde ich dem Walter Scott gern verzeihen. Wir sind Alle Menschen, und der Beste von uns kann einmal ein schlechtes Buch schreiben. Man sagt alsdann, es sei unter aller Kritik, und die Sache ist abgemacht. Verwunderlich bleibt es zwar, daß wir in diesem neuen Werke nicht einmal Scott's schönen Stil wiederfinden. In die farblose, wochentägliche Rede werden vergebens hie und da etliche rothe, blaue und grüne Worte eingestreut, vergebens sollen glänzende Lappchen aus den Poeten die prosaische Blöße bedecken,

vergebens wird die ganze Arche Noäh geplündert, um bestialische Vergleichen zu liefern, vergebens wird sogar das Wort Gottes citiert, um die dummen Gedanken zu überschilden. Noch verwunderlicher ist es, daß es dem Walter Scott nicht einmal gelang, sein angeborenes Talent der Gestaltenzeichnung auszuüben und den äußeren Napoleon aufzufassen. Walter Scott lernte Nichts aus jenen schönen Bildern, die den Kaiser in der Umgebung seiner Generale und Staatsleute darstellen, während doch Jeder, der sie unbefangen betrachtet, tief betroffen wird von der tragischen Ruhe und antiken Gemessenheit jener Gesichtszüge, die gegen die modern aufgeregten, pittoresken Tagsgesichter so schauerlich erhaben kontrastieren, und etwas Herabgestiegen-Göttliches beurfunden. Konnte aber der schottische Dichter nicht die Gestalt, so konnte er noch viel weniger den Charakter des Kaisers begreifen, und gern verzeih' ich ihm auch die Lästerung eines Gottes, den er nicht kennt. Ich muß ihm ebenfalls verzeihen, daß er seinen Wellington für einen Gott hält, und bei der Apotheose Desselben so sehr in Andacht geräth, daß er, der doch so stark in Viehbildern ist, nicht weiß, womit er ihn vergleichen soll. Immerhin, wie die Menschen sind, so sind auch ihre Götter. Stumpffinnige Neger verehren

giftige Schlangen, queraugige Baschkiren verehren häßliche Klöße, platte Lappländer verehren Seehunde — Sir Walter Scott giebt diesen Leuten Nichts nach, und verehrt seinen Wellington.

Bin ich aber tolerant gegen Walter Scott, und verzeihe ich ihm die Gehaltlosigkeit, Irrthümer, Lästerungen und Dummheiten seines Buches, verzeih' ich ihm sogar die Langeweile, die es mir verursacht — so darf ich ihm doch nimmermehr die Tendenz desselben verzeihen. Diese ist nichts Geringeres als die Exculpation des englischen Ministeriums in Betreff des Verbrechens von St. Helena. „In diesem Gerichtshandel zwischen dem englischen Ministerium und der öffentlichen Meinung,“ wie der Berliner Recensent sich ausdrückt, „macht Walter Scott den Sachwalter,“ er verbindet Advokatenkniffe mit seinem poetischen Talente, um den Thatbestand und die Geschichte zu verdrehen, und seine Klienten, die zugleich seine Patrone sind, dürften ihm wohl außer seinen Spotteln noch extra ein Douceur in die Hand drücken.

Die Engländer haben den Kaiser bloß ermordet, aber Walter Scott hat ihn verkauft. Es ist ein rechtes Schottenstück, ein echt schottisches Nationalstückchen, und man sieht, daß schottischer Geiz noch immer der alte, schmutzige Geiz ist, und sich

nicht sonderlich verändert hat seit den Tagen von Naseby, wo die Schotten ihren eigenen König, der sich ihrem Schutze anvertraut, für die Summe von 400,000 Pfund Sterling an seine englischen Heerführer verkauft haben. Dener König ist derselbe Karl Stuart, den jetzt Caledonia's Varden so herrlich besingen, — der Engländer mordet, aber der Schotte verkauft und besingt.

Das englische Ministerium hat seinem Advokaten zu obigem Behufe das Archiv des foreign office geöffnet, und Dieser hat im neunten Bande seines Werks die Aktenstücke, die ein günstiges Licht auf seine Partei und einen nachtheiligen Schatten auf deren Gegner werfen konnten, gewissenhaft benutzt. Deshalb gewinnt dieser neunte Band bei all seiner ästhetischen Werthlosigkeit, worin er den vorgehenden Bänden Nichts nachgiebt, dennoch ein gewisses Interesse; man erwartet bedeutende Aktenstücke, und da man deren keine findet, so ist Das ein Beweis, daß deren keine vorhanden waren, die zu Gunsten der englischen Minister sprechen — und dieser negative Inhalt des Buches ist ein wichtiges Resultat.

Alle Ausbeute, die das englische Archiv liefert, beschränkt sich auf einige glaubwürdige Kommunikationen des edlen Sir Hudson Lowe und dessen

Myrmidonen und einige Aussagen des General Gourgaud, der, wenn solche wirklich von ihm gemacht worden, als ein schamloser Verräther seines kaiserlichen Herrn und Wohlthäters ebenfalls Glauben verdient. Ich will das Faktum dieser Aussagen nicht untersuchen, es scheint sogar wahr zu sein, da es der Baron Stürmer, einer von den drei Statisten der großen Tragödie, konstatirt hat; aber ich sehe nicht ein, was im günstigsten Falle dadurch bewiesen wird, außer daß Sir Hudson Lowe nicht der einzige Lump auf St. Helena war. Mit Hilfsmitteln solcher Art und erbärmlichen Suggestionen behandelt Walter Scott die Gefangenschaftsgeschichte Napoleon's, und bemüht sich, uns zu überzeugen, daß der Exkaiser — so nennt ihn der Erzdichter — nichts Klügeres thun konnte, als sich den Engländern zu übergeben, obgleich er seine Abführung nach St. Helena vorauswissen mußte, daß er dort ganz charmant behandelt worden, indem er vollauf zu essen und zu trinken hatte, und daß er endlich frisch und gesund und als ein guter Christ an einem Magentrebse gestorben.

Walter Scott, indem er solchermaßen den Kaiser voraussehen läßt, wie weit sich die Generosität der Engländer erstrecken würde, nämlich bis St. Helena, befreit ihn von dem gewöhnlichen Vor-

wurf, die tragische Erhabenheit seines Unglücks habe ihn selbst so gewaltig begeistert, daß er civilisirte Engländer für persische Barbaren und die Beestackfische von St. James für den Herd eines großen Königs ansah — und eine heroische Dummheit beging. Auch macht Walter Scott den Kaiser zu dem größten Dichter, der jemals auf dieser Welt gelebt hat, indem er uns ganz ernsthaft insinuiert, daß alle jene denkwürdigen Schriften, die seine Leiden auf St. Helena berichten, sämmtlich von ihm selbst diktiert worden.

Ich kann nicht umhin, hier die Bemerkung zu machen, daß dieser Theil des Walter Scott'schen Buches, so wie überhaupt die Schriften selbst, wovon er hier spricht, absonderlich die Memoiren von D'Meara, auch die Erzählung des Kapitan Maitland, mich zuweilen an die possenhafteste Geschichte von der Welt erinnert, so daß der schmerzlichsie Unmuth meiner Seele plötzlich in muntre Laclust übergehen will. Diese Geschichte ist aber keine andere als „Die Schicksale des Lemuel Gulliver,“ ein Buch, worüber ich einst als Knabe so viel gelacht, und worin gar ergötlich zu lesen ist, wie die kleinen Lilliputaner nicht wissen, was sie mit dem großen Gefangenen anfangen sollen, wie sie tausendweise an ihm herumklettern und ihn mit

unzähligen dünnen Fädchen festbinden, wie sie mit großen Anstalten ihm ein eigenes großes Haus errichten, wie sie über die Menge Lebensmittel klagen, die sie ihm täglich verabreichen müssen, wie sie ihn im Staatsrath anschwärzen und beständig jammern, daß er dem Lande zu Viel koste, wie sie ihn gern umbringen möchten, ihn aber noch im Tode fürchten, da sein Leichnam eine Pest hervorbringen könne, wie sie sich endlich zur glorreichsten Großmuth entschließen, und ihm seinen Titel lassen und nur seine Augen ausstechen wollen u. s. w. Wahrlich, überall ist Tilliput, wo ein großer Mensch unter kleine Menschen geräth, die unermüdlich und auf die kleinlichste Weise ihn abquälen, und die wieder durch ihn genug Qual und Noth ausstehen; aber hätte der Dechant Swift in unserer Zeit sein Buch geschrieben, so würde man in dessen scharfgeschliffenem Spiegel nur die Gefangenschaftsgeschichte des Kaisers erblicken, und bis auf die Farbe des Rocks und des Gesichts die Zwerge erkennen, die ihn gequält haben.

Nur der Schluß des Märchens von St. Helena ist anders, der Kaiser stirbt an einem Magenkrebs, und Walter Scott versichert uns, Das sei die alleinige Ursache seines Todes. Darin will ich ihm auch nicht widersprechen. Die Sache ist nicht

unmöglich. Es ist möglich, daß ein Mann, der auf der Folterbank gespannt liegt, plötzlich ganz natürlich an einem Schlagfluß stirbt. Aber die böse Welt wird sagen, die Folterknechte haben ihn hingerichtet. Die böse Welt hat sich nun einmal vorgenommen, die Sache ganz anders zu betrachten, wie der gute Walter Scott. Wenn dieser gute Mann, der sonst so bibelfest ist und gern das Evangelium citiert, in jenem Aufruhr der Elemente, in jenem Orkane, der beim Tode Napoleon's ausbrach, nichts Anders sieht, als ein Ereignis, das auch beim Tode Cromwell's stattfand, so hat doch die Welt darüber ihre eigenen Gedanken. Sie betrachtet den Tod Napoleon's als die entsetzlichste Unthat, losbrechendes Schmerzgefühl wird Anbetung, vergebens macht Walter Scott den advocatum diaboli, die Heiligsprechung des todtten Kaisers strömt aus allen edeln Herzen, alle edeln Herzen des europäischen Vaterlandes verachten seine kleinen Henker und den großen Varden, der sich zu ihrem Complicen gesungen, die Mäusen werden bessere Sänger zur Feier ihres Lieblings begeistern, und wenn einst Menschen verstummen, so sprechen die Steine, und der Marthyrerfelsen St. Helena ragt schauerlich aus den Meereswellen, und erzählt den Sahrtausenden seine ungeheure Geschichte.

VI.

Old Bailey.

Schon der Name Old Bailey erfüllt die Seele mit Grauen. Man denkt sich gleich ein großes schwarzes, mißmüthiges Gebäude, einen Pallast des Elends und des Verbrechens. Der linke Flügel, der das eigentliche Newgate bildet, dient als Kriminalgefängnis, und da sieht man nur eine hohe Wand von wetterschwarzen Quadern, worin zwei Nischen mit eben so schwarzen allegorischen Figuren, und, wenn ich nicht irre, stellt eine von ihnen die Gerechtigkeit vor, indem, wie gewöhnlich, die Hand mit der Wage abgebrochen ist, und Nichts als ein blindes Weibsbild mit einem Schwerte übrig blieb. Ungefähr gegen die Mitte des Gebäudes ist der Altar dieser Göttin, nämlich das Fenster, wo das Galgengerüst zu stehen kommt, und endlich rechts befindet sich der Kriminalgerichtshof, worin die

vierteljährlichen Sessionen gehalten werden. Hier ist ein Thor, das gleich den Pforten der Dante'schen Hölle die Inschrift tragen sollte:

Per me si va nella città dolente,
Per me si va nell' eterno dolore,
Per me si va tra la perduta gente.

Durch dieses Thor gelangt man auf einen kleinen Hof, wo der Abschaum des Pöbels versammelt ist, um die Verbrecher durchpassieren zu sehen; auch stehen hier Freunde und Feinde Derselben, Verwandte, Bettelkinder, Blödsinnige, besonders alte Weiber, die den Rechtsfall des Tages abhandeln, und vielleicht mit mehr Einsicht als Richter und Jury, trotz all ihrer kurzweiligen Feierlichkeit und langweiligen Jurisprudenz. Hab' ich doch draußen vor der Gerichtsthüre eine alte Frau gesehen, die im Kreise ihrer Gevatterinnen den armen schwarzen William besser vertheidigte, als drinnen im Saale Dessen grundgelehrter Advokat — wie sie die letzte Thräne mit der zerlumpten Schürze aus den rothen Augen wegwischte, schien auch William's ganze Schuld vertilgt zu sein.

Im Gerichtssaale selbst, der nicht besonders groß, ist unten vor der sogenannten Bar (Schranken) wenig Platz für das Publikum; dafür giebt

es aber oben an beiden Seiten sehr geräumige Galerien mit erhöhten Bänken, wo die Zuschauer Kopf über Kopf gestapelt stehen.

Als ich Old Bailey besuchte, fand auch ich Platz auf einer solchen Galerie, die mir von einer alten Pförtnerin gegen Gratifikation eines Schillings erschlossen wurde. Ich kam in dem Augenblick, wo die Jury sich erhob, um zu urtheilen, ob der schwarze William des angeklagten Verbrechens schuldig oder nicht schuldig sei.

Auch hier, wie in den andern Gerichtshöfen London's, sitzen die Richter in blauschwarzer Toga, die hellviolett gefüttert ist, und ihr Haupt bedeckt die weißgepuderte Perücke, womit oft die schwarzen Augenbraunen und schwarzen Backenbärte gar drollig kontrastieren. Sie sitzen an einem langen grünen Tische, auf erhabenen Stühlen, am obersten Ende des Saales, wo an der Wand mit goldenen Buchstaben eine Bibelstelle, die vor ungerechtem Richterspruch warnt, eingegraben steht. An beiden Seiten sind Bänke für die Männer der Jury, und Plätze zum Stehen für Kläger und Zeugen. Den Richtern gerade gegenüber ist der Platz der Angeklagten; Diese sitzen nicht auf einem Armesünderbänkchen, wie bei den öffentlichen Gerichten in Frankreich und Rheinland, sondern aufrecht stehen sie hinter

einem wunderlichen Brette, das oben wie ein schmalgebogenes Thor ausgeschnitten ist. Es soll dabei ein künstlicher Spiegel angebracht sein, wodurch der Richter im Stande ist, jede Miene der Angeklagten deutlich zu beobachten. Auch liegen einige grüne Kräuter vor Letzteren, um ihre Nerven zu stärken, und Das mag zuweilen nöthig sein, wo man angeklagt steht auf Leib und Leben. Auch auf dem Tische der Richter sah ich dergleichen grüne Kräuter und sogar eine Rose liegen. Ich weiß nicht wie es kommt, der Anblick dieser Rose hat mich tief bewegt. Die rothe blühende Rose, die Blume der Liebe und des Frühlings, lag auf dem schrecklichen Richtertische von Old Bailey. Es war im Saale so schwül und dumpfig. Es schaute Alles so unheimlich mürrisch, so wahnsinnig ernst. Die Menschen sahen aus, als kröchen ihnen graue Spinnen über die blöden Gesichter. Hörbar kirrten die eisernen Wagschalen über dem Haupte des armen schwarzen William's.

Auch auf der Galerie bildete sich eine Jury. Eine dicke Dame, aus deren rothaufgedunsenem Gesicht die kleinen Auglein wie Glühwürmchen hervorglimmten, machte die Bemerkung, daß der schwarze William ein sehr hübscher Bursche sei. Indessen ihre Nachbarin, eine zarte, piepsende Seele in einem

Körper von schlechtem Postpapier, behauptete, er trüge das schwarze Haar zu lang und zottig, und blinke mit den Augen wie Herr Kean im Othello — „Dagegen,“ fuhr sie fort, „ist doch der Thomson ein ganz anderer Mensch, mit hellem Haar und glatt gekämmt nach der Mode, und er ist ein sehr geschickter Mensch, er bläst ein bißchen die Flöte, er malt ein bißchen, er spricht ein bißchen Französisch“ — „Und stiehlt ein bißchen“, fügte die dicke Dame hinzu. „Ei was, stehlen!“ versetzte die dünne Nachbarin, „Das ist doch nicht so barbarisch wie Fälschung; denn ein Dieb, es sei denn, er habe ein Schaf gestohlen, wird nach Botany-Bay transportiert, während der Bösewicht, der eine Handschrift verfälscht hat, ohne Gnad' und Barmherzigkeit gehängt wird.“ „Ohne Gnad' und Barmherzigkeit!“ seufzte neben mir ein magerer Mann in einem verwitterten schwarzen Rock; „hängen! kein Mensch hat das Recht, einen Andern umbringen zu lassen, am allerwenigsten sollten Christen ein Todesurtheil fällen, da sie doch daran denken sollten, daß der Stifter ihrer Religion, unser Herr und Heiland, unschuldig verurtheilt und hingerichtet worden!“ „Ei was,“ rief wieder die dünne Dame, und lächelte mit ihren dünnen Lippen, „wenn so ein Fälscher nicht gehängt würde, wäre

ja kein reicher Mann seines Vermögens sicher, z. B. der dicke Jude in Lombard Street, Saint Swinthin's Lane, oder unser Freund Herr Scott, dessen Handschrift so täuschend nachgemacht worden. Und Herr Scott hat doch sein Vermögen so sauer erworben, und man sagt sogar, er sei dadurch reich geworden, daß er für Geld die Krankheiten Anderer auf sich nahm, ja die Kinder laufen ihm jetzt noch auf der Straße nach, und rufen: Ich gebe Dir einen Sixpence, wenn Du mir mein Zahnweh abnimmst, wir geben Dir einen Shilling, wenn Du Gottfriedchens Buckel nehmen willst“ — „Kuri-
rios!“ fiel ihr die dicke Dame in die Rede, „es ist doch kurios, daß der schwarze William und der Thomson früherhin die besten Spießgesellen gewesen sind, und zusammen gewohnt und gegessen und getrunken haben, und jetzt Edward Thomson seinen alten Freund der Fälschung anklagt! Warum ist aber die Schwester von Thomson nicht hier, da sie doch sonst ihrem süßen William überall nachgelaufen?“ Ein junges schönes Frauenzimmer, über dessen holdem Gesicht eine dunkle Betrübniß verbreitet lag, wie ein schwarzer Flor über einem blühenden Rosenstrauch, flüsterte jetzt eine ganz lange, verweinte Geschichte, wovon ich nur so Viel verstand, daß ihre Freundin, die

schöne Mary, von ihrem Bruder gar bitterlich geschlagen worden und todtfrank zu Bette liege. „Nennt sie doch nicht die schöne Mary!“ brummte verdrießlich die dicke Dame; „viel zu mager, sie ist viel zu mager, als daß man sie schön nennen könnte, und wenn gar ihr William gehehrt wird —“

In diesem Augenblick erschienen die Männer der Jury und erklärten, daß der Angeklagte der Fälschung schuldig sei. Als man hierauf den schwarzen William aus dem Saale fortführte, warf er einen langen, langen Blick auf Edward Thomson.

Nach einer Sage des Morgenlandes war Satan einst ein Engel und lebte im Himmel mit den andern Engeln, bis er Diese zum Abfall verleiten wollte, und deshalb von der Gottheit hinuntergestoßen wurde in die ewige Nacht der Hölle. Während er aber vom Himmel hinabsank, schaute er immer noch in die Höhe, immer nach dem Engel, der ihn angeklagt hatte; je tiefer er sank, desto entsetzlicher und immer entsetzlicher wurde sein Blick — Und es muß ein schlimmer Blick gewesen sein; denn jener Engel, den er traf, wurde bleich, niemals trat wieder Röthe in seine Wangen, und er heißt seitdem der Engel des Todes.

Bleich wie der Engel des Todes wurde Edward Thomson.

VII.

Körperliche Strafe in England.

Ich kann nicht bestimmt genug versichern, wie sehr ich gegen Prügel im Allgemeinen eingenommen bin, und wie sehr sich mein Gefühl empört, wenn ich geprügelte Nebenmenschen insbesondere sehe. Der stolze Herr der Erde, der hohe Geist, der das Meer beherrscht und die Geseze der Sterne erforscht, wird gewiß durch Nichts so sehr gedemüthigt als durch körperliche Strafe. Die Götter, um den lodernden Hochmuth der Menschen herabzudämpfen, erschufen sie die Prügel. Die Menschen aber, deren Erfindungsgeist durch den brütenden Unwillen geschärft wurde, erschufen dagegen das Point d'honneur. Franzosen, Japaner, indische Brahminen und das Officiercorps des Continents haben diese Erfindung am schönsten ausgebildet, sie haben die Blutrache der Ehre in Paragraphen

gebracht, und die Duelle, obgleich sie von den Staatsgesetzen, von der Religion und selbst von der Vernunft mißbilligt werden, sind dennoch eine Blüthe schöner Menschlichkeit.

Bei den Engländern aber, wo sonst alle Erfindungen zur höchsten Vollkommenheit verfeinert werden, hat das Point d'honneur noch nicht seine rechte Politur empfangen. Der Engländer hält Prügel noch immer für kein so großes Übel wie den Tod, und während meines Aufenthalts in England habe ich mancher Scene beigewohnt, wo ich auf den Gedanken kommen durfte, als haben Prügel in dem freien England keine so schlimmen Wirkungen auf die persönliche Ehre wie im despotischen Deutschland. Ich habe Lords abprügeln gesehen, und sie schienen nur das Materielle dieser Beleidigung zu fühlen. Bei den Pferderennen zu Epsom und Brighthton sah ich Jockeys, die, um den Wettreitern Bahn zu machen, mit einer langen Peitsche hin und her liefen, und Lords und Gentlemen aus dem Weg peitschten. Und was thaten die solchermaßen berührten Herren? Sie lachten mit einem saueren Gesichte.

Ist also körperliche Strafe in England nicht so entehrend wie bei uns, so ist doch der Vorwurf ihrer Grausamkeit dadurch noch nicht gemildert.

Aber dieser trifft nicht das englische Volk, sondern die Aristokratie, die unter dem Wohl Englands nichts Anderes versteht als die Sicherheit ihrer eigenen Herrschaft. Freien Menschen mit freiem Ehrgefühl dürfte diese despotische Rotte nicht trauen; sie bedarf des blinden Gehorsams geprügelter Sklaven. Der englische Soldat muß ganz Maschine sein, ganz Automat, das aufs Kommandowort marschirt und loschießt. Daher bedarf er auch keines Befehlshabers von bedeutender Persönlichkeit. Eines Solchen bedurften freie Franzosen, die der Enthufiasmus leitet, und die einst, trunken von der Feuerseele ihres großen Feldherrn, wie im Rausche die Welt eroberten. Englische Soldaten bedürfen keines Feldherrn, nicht einmal eines Feldherrnstabs, sondern nur eines Korporalstocks, der die ausgerechneten Ministerialinstruktionen, wie es von einem Stück Holz zu erwarten steht, recht ruhig und genau ausführt. Und, o je! da ich ihn doch einmal rühmen muß, so gestehe ich, ein ganz vorzüglicher Stock solcher Art ist der Wellington, dieser eßig geschnitzelte Hampelmann, der sich ganz nach dem Schnürchen bewegt, woran die Aristokratie zieht, dieser hölzerne Völkervampyr mit hölzernem Blick (wooden look, wie Byron sagt), und ich möchte hinzufügen: mit hölzernem

Herzen. Wahrlich, Alt-England kann ihn zu jenen hölzernen Schutzmauern rechnen, womit es beständig prahlt.

General Foy hat in seiner Geschichte des Krieges auf der pyrenäischen Halbinsel den Kontrast des französischen und englischen Militärs und ihrer Mannszucht sehr treffend geschildert, und diese Schilderung zeigt uns, was Ehrgefühl und was Prügel aus dem Soldaten machen.

Es ist zu hoffen, daß das grausame System, welches die englische Aristokratie befolgt, sich nicht lange mehr erhält, und John Bull seinen regierenden Korporalstock entzweibricht. Denn John ist ein guter Christ, er ist milde und wohlwollend, er seufzt über die Härte seiner Landesgesetze, und in seinem Herzen wohnt die Menschlichkeit. Ich könnte eine hübsche Geschichte davon erzählen.

Ein andermal!

VIII.

Das neue Ministerium.

In Bedlam habe ich vorigen Sommer einen Philosophen kennen gelernt, der mir mit heimlichen Augen und flüsternder Stimme viele wichtige Aufschlüsse über den Ursprung des Übels gegeben hat. Wie mancher andere seiner Kollegen meinte auch er, daß man hierbei etwas Historisches annehmen müsse. Was mich betrifft, ich neigte mich ebenfalls zu einer solchen Annahme, und erklärte das Grundübel der Welt aus dem Umstand, daß der liebe Gott zu wenig Geld erschaffen habe.

„Du hast gut reden,“ antwortete der Philosoph, „der liebe Gott war sehr knapp bei Kassa, als er die Welt erschuf. Er mußte das Geld dazu beim Teufel borgen, und ihm die ganze Schöpfung als Hypothek verschreiben. Da ihm nun der liebe Gott von Gott- und Rechtswegen die Welt noch

schuldig ist, so darf er ihm auch aus Delikatesse nicht verwehren, sich darin herum zu treiben und Verwirrung und Unheil zu stiften. Der Teufel aber ist seinerseits wieder sehr stark dabei interessiert, daß die Welt nicht ganz zu Grunde und folglich seine Hypothek verloren gehe; er hütet sich daher es allzu toll zu machen, und der liebe Gott, der auch nicht dumm ist und wohl weiß, daß er im Eigennutz des Teufels seine geheime Garantie hat, geht oft so weit, daß er ihm die ganze Herrschaft der Welt anvertraut, d. h. dem Teufel den Auftrag giebt, ein Ministerium zu bilden. Dann geschieht, was sich von selbst versteht, Samiel erhält das Kommando der höllischen Heerschaaren, Beelzebub wird Kanzler, Bizlipugli wird Staatssekretär, die alte Großmutter bekommt die Kolonien u. s. w. Diese Verbündeten wirthschaften dann in ihrer Weise, und indem sie, trotz des bösen Willens ihrer Herren, aus Eigennutz gezwungen sind, das Heil der Welt zu befördern, entschädigen sie sich für diesen Zwang dadurch, daß sie zu den guten Zwecken immer die niederträchtigsten Mittel anwenden. Sie trieben es jüngsthin so arg, daß Gott im Himmel solche Greuel nicht länger ansehen konnte, und einem Engel, den Auftrag gab, ein neues Ministerium zu bilden. Dieser sammelte nun um sich her alle guten

Geister. Freudige Wärme durchdrang wieder die Welt, es wurde Licht, und die bösen Geister entwichen. Aber sie legten doch nicht ruhig die Klauen in den Schoß, heimlich wirken sie gegen alles Gute, sie vergiften die neuen Heilquellen, sie zernichten hämisch jede Rosenknospe des neuen Frühlings, mit ihren Amendements zerstören sie den Baum des Lebens, chaotisches Verderben droht Alles zu verschlingen, und der liebe Gott wird am Ende wieder dem Teufel die Herrschaft übergeben müssen, damit sie, sei es auch durch die schlechtesten Mittel, wenigstens erhalten werde. Siehst du, Das ist die schlimme Nachwirkung einer Schulb.“

Diese Mittheilung meines Freundes in Bedlam erklärte vielleicht den jetzigen englischen Ministerwechsel. Erliegen müssen die Freunde Canning's, die ich die guten Geister Englands nenne, weil ihre Gegner dessen Teufel sind; Diese, den dummen Teufel Wellington an ihrer Spitze, erheben jetzt ihr Siegesgeschrei. Schelte mir Keiner den armen George, er mußte den Umständen nachgeben. Man kann nicht leugnen, daß nach Canning's Tode die Whigs nicht im Stande waren, die Ruhe in England zu erhalten, da die Maßregeln, die sie deshalb zu ergreifen hatten, beständig von den Tories vereitelt wurden. Der König, dem die Erhaltung

der öffentlichen Ruhe, d. h. die Sicherheit seiner Krone, als das Wichtigste erscheint, mußte daher den Tories selbst wieder die Verwaltung des Staates überlassen. — Und, o! sie werden jetzt wieder nach wie vor alle Früchte des Volksfleißes in ihren eigenen Säcke! hineinverwalten, sie werden als regierende Kornjuden die Preise ihres Getreides in die Höhe treiben, Sohn Bull wird vor Hunger mager werden, er wird endlich für einen Bissen Brot sich leibeigen selbst den hohen Herren verkaufen, sie werden ihn vor den Pflug spannen und peitschen, er wird nicht einmal brummen dürfen, denn auf der einen Seite droht ihm der Herzog von Wellington mit dem Schwerte, und auf der andern Seite schlägt ihn der Erzbischof von Canterbury mit der Bibel auf den Kopf — und es wird Ruhe im Lande sein.

Die Quelle jener Übel ist die Schuld, the national debt, oder, wie Cobbett sagt, the king's debt. Cobbett bemerkt nämlich mit Recht: Während man allen Instituten den Namen des Königs voransetzt, z. B. the king's army, the king's navy, the king's courts, the king's prisons etc., wird doch die Schuld, die eigentlich aus jenen Instituten hervorging, niemals the king's debt genannt,

und sie ist das Einzige, wobei man der Nation die Ehre erzeigt, Etwas nach ihr zu benennen.

Der Übel größtes ist die Schuld. Sie bewirkt zwar, daß der englische Staat sich erhält, und daß sogar dessen ärgste Teufel ihn nicht zu Grunde richten; aber sie bewirkt auch, daß ganz England eine große Tretmühle geworden, wo das Volk Tag und Nacht arbeiten muß, um seine Gläubiger zu füttern, daß England vor lauter Zahlungsorgen alt und grau und aller heiteren Jugendgefühle entwöhnt wird, daß England, wie bei starkverschuldeten Menschen zu geschehen pflegt, zur stumpfsten Resignation niedergedrückt ist und sich nicht zu helfen weiß — obgleich 900,000 Flinten und eben so viel Säbel und Bajonette im Tower zu London aufbewahrt liegen, und die Wächter desselben, die feisten rothrückigen Beefeaters, leicht überwältigt wären.

IX.

Die Schuld.

Als ich noch sehr jung war, gab es drei Dinge, die mich ganz vorzüglich interessierten, wenn ich Zeitungen las. Zuvörderst, unter dem Artikel „Großbritannien,“ suchte ich gleich, ob Richard Martin keine neue Bittschrift für die mildere Behandlung der armen Pferde, Hunde und Esel dem Parlamente übergeben. Dann, unter dem Artikel „Frankfurt,“ suchte ich nach, ob der Herr Doktor Schreiber nicht wieder beim Bundestag für die großherzoglich heffischen Domänenkäufer eingekommen. Hierauf aber fiel ich gleich über die Türkei her und durchlas das lange Konstantinopel, um nur zu sehen, ob nicht wieder ein Großvesier mit der seidenen Schnur beehrt worden.

Dieses Letztere gab mir immer den meisten Stoff zum Nachdenken. Daß ein Despot seinen Diener ohne Umstände erdroffeln läßt, fand ich

ganz natürlich. Sah ich doch einst in der Menagerie, wie der König der Thiere so sehr in majestätischen Zorn gerieth, daß er gewiß manchen unschuldigen Zuschauer zerrissen hätte, wäre er nicht in einer sichern Konstitution, die aus eisernen Stangen verfertigt war, eingesperrt gewesen. Aber was mich Wunder nahm, war immer der Umstand, daß nach der Erdroffelung des alten Herrn Großvesiers sich immer wieder Jemand fand, der Lust hatte, Großvesier zu werden.

Jetzt, wo ich etwas älter geworden bin, und mich mehr mit den Engländern als mit ihren Freunden, den Türken, beschäftige, ergreift mich ein analoges Erstaunen, wenn ich sehe, wie nach dem Abgang eines englischen Premier-Ministers gleich ein Anderer sich an Dessen Stelle drängt, und dieser Andere immer ein Mann ist, der auch ohne dieses Amt zu leben hätte, und auch (Wellington ausgenommen) Nichts weniger als ein Dummkopf ist. Schrecklicher als durch die seidene Schnur endigen ja alle englischen Minister, die länger als ein Semester dieses schwere Amt verwaltet. Besonders ist Dieses der Fall seit der französischen Revolution; Sorg' und Noth haben sich vermehrt in Downingstreet, und die Last der Geschäfte ist kaum zu ertragen.

Einst waren die Verhältnisse in der Welt weit einfacher, und die sinnigen Dichter verglichen den Staat mit einem Schiffe und den Minister mit dessen Steuermann. Jetzt aber ist Alles complicirter und verwickelter, das gewöhnliche Staatsschiff ist ein Dampfboot geworden, und der Minister hat nicht mehr ein einfaches Ruder zu regieren, sondern als verantwortlicher Engineer steht er unten zwischen dem ungeheuern Maschinenwerk, untersucht ängstlich jedes Eisenstiftchen, jedes Rädchen, wodurch etwa eine Störung entstehen könnte, schaut Tag und Nacht in die lodernde Feuereffe, und schwigt vor Hitze und Sorge — sitemalen durch das geringste Versähen von seiner Seite der große Kessel zerspringen, und bei dieser Gelegenheit Schiff und Mannschaft zu Grunde gehen könnte. Der Capitän und die Passagiere ergehen sich unterdessen ruhig auf dem Verdecke, ruhig flattert die Flagge auf dem Seitenmast, und wer das Boot so ruhig dahinschwimmen sieht, ahnet nicht, welche gefährliche Maschinerie und welche Sorge und Noth in seinem Bauche verborgen ist.

Frühzeitigen Todes sinken sie dahin, die armen verantwortlichen Engineers des englischen Staatsschiffes. Rührend ist der frühe Tod des großen Pitt, rührender der Tod des größeren Fox. Per-

cival wäre an der gewöhnlichen Ministerkrankheit gestorben, wenn nicht ein Dolchstoß ihn schneller abgefertigt hätte. Diese Ministerkrankheit war es ebenfalls, was den Lord Castlereagh so zur Verzweiflung brachte, daß er sich die Kehle abschnitt zu North=Crahy in der Grafschaft Kent. Lord Liverpool sank auf gleiche Weise in den Tod des Blödsinns. Canning, den göttergleichen Canning, sahen wir, vergiftet von hochtorhyschen Verleumdungen, gleich einem kranken Atlas unter seiner Weltbürde niedersinken. Einer nach dem Andern werden sie eingeschart in Westminster, die armen Minister, die für Englands Könige Tag und Nacht denken müssen, während Diese gedankenlos und wohlbeleibt dahinleben bis ins höchste Menschenalter.

Wie heißt aber die große Sorge, die Englands Ministern Tag und Nacht im Gehirne wühlt und sie tödtet? Sie heißt: the debt, die Schuld.

Schulden, eben so wie Vaterlandsliebe, Religion, Ehre u. s. w., gehören zwar zu den Vorzügen des Menschen — denn die Thiere haben keine Schulden — aber sie sind auch eine ganz vorzügliche Qual der Menschheit, und wie sie den Einzelnen zu Grunde richten, so bringen sie auch ganze Geschlechter ins Verderben, und sie scheinen das alte Fatum zu ersetzen in den Nationaltragödien unserer

Zeit. England kann diesem Fatum nicht entgehen, seine Minister sehen die Schrecknisse herannahen, und sterben mit der Verzweiflung der Ohnmacht.

Wäre ich königlich preussischer Oberlandeskalkulator, oder Mitglied des Geniecorps, so würde ich in gewohnter Weise die ganze Summe der englischen Schuld in Silbergrotschen berechnen, und genau angeben, wie vielmal man damit die große Friedrichstraße oder gar den ganzen Erdball bedecken könnte. Aber das Rechnen war nie meine Force, und ich möchte lieber einem Engländer das fatale Geschäft überlassen, seine Schulden aufzuzählen und die daraus entstehende Ministernoth herauszurechnen. Dazu taugt Niemand besser als der alte Cobbett, und aus der letzten Nummer seines Registers liefere ich folgende Erörterungen.

„Der Zustand der Dinge ist folgender:

1) Diese Regierung, oder vielmehr diese Aristokratie und Kirche, oder auch, wie ihr wollt, diese Regierung borgte eine große Summe Geldes, worfür sie viele Siege, sowohl Land- als Seesiege, gekauft hat — eine Menge Siege von jeder Sorte und Größe.

2) Indessen muß ich zuvor bemerken, aus welcher Veranlassung und zu welchem Zwecke man die Siege gekauft hat; die Veranlassung (occasion)

war die französische Revolution, die alle aristokratischen Vorrechte und geistlichen Zehnten niedergerissen hatte; und der Zweck war die Verhütung einer Parlamentsreform in England, die wahrscheinlich ein ähnliches Niederreißen aller aristokratischen Vorrechte und geistlichen Zehnten zur Folge gehabt hätte.

3) Um nun zu verhüten, daß das Beispiel der Franzosen nicht von den Engländern nachgeahmt würde, war es nöthig, die Franzosen anzugreifen, sie in ihren Fortschritten zu hemmen, ihre neuerlangte Freiheit zu gefährden, sie zu verzweifeln Handlungen zu treiben, und endlich die Revolution zu einem solchen Schreckbilde, zu einer solchen Völkerscheuche zu machen, daß man sich unter dem Namen der Freiheit Nichts als ein Aggregat von Schlechtigkeit, Greuel und Blut vorstellen, und das englische Volk in der Begeisterung seines Schreckens dahin gebracht würde, sich sogar ordentlich zu verlieben in jene greulich despotische Regierung, die einst in Frankreich blühte, und die jeder Engländer von jeher verabscheute, seit den Tagen Alfred's des Großen bis herab auf Georg den Dritten.

4) Um jene Vorsätze auszuführen, bedurfte man der Mithülfe verschiedener fremder Nationen;

diese Nationen wurden daher mit englischem Gelde unterstützt (subsidized); französische Emigranten wurden mit englischem Gelde unterhalten; kurz, man führte einen zweiundzwanzigjährigen Krieg, um jenes Volk niederzudrücken, das sich gegen aristokratische Vorrechte und geistliche Zehnten erhoben hatte.

5) Unsere Regierung also erhielt „unzählige Siege“ über die Franzosen, die, wie es scheint, immer geschlagen worden; aber diese unsere unzähligen Siege waren gekauft, d. h. sie wurden erfochten von Miethlingen, die wir für Geld dazugedungen hatten, und wir hatten in unserem Solde zu einer und derselben Zeit ganze Scharen von Franzosen, Holländern, Schweizern, Italiänern, Russen, Österreichern, Baiern, Hessen, Hannoveranern, Preußen, Spaniern, Portugiesen, Neapolitanern, Maltesern, und Gott weiß! wie viele Nationen noch außerdem.

6) Durch solches Miethen fremder Dienste und durch Benutzung unserer eigenen Flotte und Landmacht kauften wir so viele Siege über die Franzosen, welche armen Teufel kein Geld hatten, um ebenfalls Dergleichen einzuhandeln, so daß wir endlich ihre Revolution überwältigten, die Aristokratie bei ihnen bis zu einer gewissen Stufe wieder-

herstellten, jedoch um Alles in der Welt willen die geistlichen Zehnten nicht ebenfalls restaurieren konnten.

7) Nachdem wir diese große Aufgabe glücklich vollbracht und auch dadurch jede Parlamentsreform in England hintertrieben hatten, erhob unsere Regierung ein brüllendes Siegesgeschrei, wobei sie ihre Lunge nicht wenig anstrengte, und auch lautmöglichst unterstützt wurde von jeder Creatur in diesem Lande, die auf eine oder die andere Art von den öffentlichen Taxen lebte.

8) Beinahe ganze zwei Jahre dauerte der überschwängliche Freudenrausch bei dieser damals so glücklichen Nation; zur Feier jener Siege drängten sich Zuhelfeste, Volksspiele, Triumphbögen, Luftkämpfe und dergleichen Vergnügungen, die mehr als eine Viertelmillion Pfund Sterling kosteten, und das Haus der Gemeinen bewilligte einstimmig eine ungeheure Summe (ich glaube: drei Millionen Pfund Sterling), um Triumphbögen, Denksäulen und andere Monumente zu errichten und damit die glorreichen Ereignisse des Krieges zu verewigen.

9) Beständig seit dieser Zeit hatten wir das Glück, unter der Regierung eben derselben Personen zu leben, die unsere Angelegenheiten in besagtem glorreichen Kriege geführt hatten.

10) Beständig seit dieser Zeit lebten wir in einem tiefen Frieden mit der ganzen Welt; man kann annehmen, daß Dieses noch jetzt der Fall ist, ungeachtet unserer kleinen zwischenspieligen Kauferei mit den Türken; und daher sollte man denken, es könne keine Ursache in der Welt geben, weshalb wir jetzt nicht glücklich sein sollten: wir haben ja Frieden, unser Boden bringt reichlich seine Früchte, und, wie die Weltweisen und Gesetzgeber unserer Zeit eingestehen, wir sind die allererleuchtete Nation auf der ganzen Erde. Wir haben wirklich überall Schulen, um die heranwachsende Generation zu unterrichten; wir haben nicht allein einen Rektor oder Vikar oder Kuraten in jedem Kirchsprengel des Königreichs, sondern wir haben in jedem dieser Kirchsprengel vielleicht noch sechs Religionslehrer, wovon Jeder von einer andern Sorte ist als seine vier Kollegen, dergestalt, daß unser Land hinlänglich mit Unterricht jeder Art versorgt ist, kein Mensch dieses glücklichen Landes im Zustande der Unwissenheit leben wird, — und daher unser Erstaunen um so größer sein muß, wie irgend Jemand, der ein Premierminister dieses glücklichen Landes werden soll, dieses Amt als eine so schwere und schwierige Last ansieht.

11) Ach, wir haben ein einziges Unglück, und Das ist ein wahres Unglück: wir haben nämlich einige Siege gekauft — sie waren herrlich — es war ein gutes Geschäft — sie waren drei- oder viermal so viel werth als wir dafür gaben, wie Frau Tweazle ihrem Manne zu sagen pflegt, wenn sie vom Markte nach Hause kommt — es war große Nachfrage und viel Begehr nach Siegen — kurz, wir konnten nichts Vernünftigeres thun, als uns zu so billigem Preise mit einer so großen Portion Ruhm zu versehen.

12) Aber, ich gestehe es bekümmerten Herzens, wir haben, wie manche andere Leute, das Geld geborgt, womit wir diese Siege gekauft, als wir dieser Siege bedurften, deren wir jetzt auf keine Weise wieder los werden können, eben so wenig wie ein Mann seines Weibes los wird, wenn er einmal das Glück gehabt hat, sich die holde Bescherung aufzuladen.

13) Daher geschieht's, daß jeder Minister, der unsere Angelegenheiten übernimmt, auch sorgen muß für die Bezahlung unserer Siege, worauf eigentlich noch kein Pfennig abbezahlt worden.

14) Er braucht zwar nicht dafür zu sorgen, daß das ganze Geld, welches wir borgen, um Siege dafür zu kaufen, ganz auf einmal, Kapital

und Zinsen, bezahlt werde; aber für die regelmäßige Auszahlung der Zinsen muß er leider Gottes! ganz bestimmt sorgen; und diese Zinsen, zusammengerechnet mit dem Solde der Armee und anderen Ausgaben, die von unseren Siegen herühren, sind so bedeutend, daß ein Mensch ziemlich starke Nerven haben muß, wenn er das Geschäftchen übernehmen will, für die Bezahlung dieser Summe zu sorgen.

15) Früherhin, ehe wir uns damit abgaben Siege einzuhandeln und uns allzureichlich mit Ruhm zu versorgen, trugen wir schon eine Schuld von wenig mehr als zweihundert Millionen, während alle Armengelder in England und Wales zusammen nicht mehr als zwei Millionen jährlich betrugen, und während wir noch Nichts von jener Last hatten, die unter dem Namen dead weight uns jetzt aufgebürdet ist, und ganz aus unserm Durst nach Ruhm hervorgegangen.

16) Außer diesem Gelde, das von Kreditoren geborgt worden, die es freiwillig hergaben, hat unsere Regierung aus Durst nach Siegen auch indirekt bei den Armen eine große Anleihe gemacht, d. h. sie steigerte die gewöhnlichen Taxen bis auf eine solche Höhe, daß die Armen weit mehr als jemals niedergedrückt wurden, und daß sich die

Anzahl der Armen und Armengelder erstaunlich vergrößerte.

17) Die Armengelder stiegen von zwei Millionen jährlich auf acht Millionen; die Armen haben nun gleichsam ein Pfandrecht, eine Hypothek auf das Land; und hier ergiebt sich also wieder eine Schuld von sechs Millionen, welche man hinzurechnen muß zu jenen anderen Schulden, die unsere Passion für Ruhm und der Einkauf unserer Siege verursacht hat.

18) The dead weight besteht aus Leibrenten, die wir unter dem Namen Pensionen einer Menge von Männern, Weibern und Kindern verabreichen, als eine Belohnung für die Dienste, welche jene Männer beim Erlangen unserer Siege geleistet haben, oder geleistet haben sollen.

19) Das Kapital der Schuld, welche diese Regierung kontrahiert hat, um sich Siege zu verschaffen, besteht ungefähr in folgenden Summen:
Hinzugekommene Summe zu der Na- Pf. Sterling.

tionalschuld 800,000,000.

Hinzugekommene Summe zur eigent-

lichen Armengelder=Schuld . . 150,000,000.

Dead weight als Kapital einer

Schuld berechnet 175,000,000.

Pf. St. 1125,000,000.

D. h. elfhundert und fünfundzwanzig Millionen zu fünf Procent ist der Betrag jener jährlichen sechsundfünfzig Millionen; ja, Dieses ist ungefähr der jetzige Betrag, nur daß die Armengelder=Schuld nicht in den Rechnungen, die dem Parlamente vorgelegt werden, aufgeführt ist, indem sie das Land gleich direkt in den verschiedenen Kirchspielen bezahlt. Will man daher jene sechs Millionen von den sechsundfünfzig Millionen abziehen, so ergibt sich, daß die Staatsschuldgläubiger und das dead weight-Volk wirklich alles Übrige verschlingen.

20) Indessen, die Armengelder sind eben so eine Schuld wie die Schuld der Staatsschuldgläubiger, und augenscheinlich aus derselben Quelle entsprungen. Von der schrecklichen Last der Lagen werden die Armen zu Boden gedrückt; jeder Andere wird zwar auch davon gedrückt, aber Jeder außer den Armen wußte diese Last mehr oder weniger von seinen Schultern abzuwälzen, und sie fiel endlich mit fürchterlichem Gewichte ganz auf die Armen, und Diese verloren ihre Bierfässer, ihre kupfernen Kessel, ihre zinnernen Teller, ihre Wanduhr, ihre Betten und Alles bis auf ihr Handwerksgeräthe, sie verloren ihre Kleider, und mußten sich in Lumpen hüllen, sie verloren das Fleisch von

ihren Knochen — Sie konnten nicht weiter auf's Äußerste getrieben werden, und von Dem, was man ihnen genommen, gab man ihnen wieder Etwas zurück unter dem Namen von vermehrten Armen-geldern. Diese sind daher eine wahre Schuld, ein wahres Pfandrecht auf das Land. Die Interessen dieser Schuld können zwar zurückgehalten werden, aber wenn Dieses geschieht, würden die Personen, die solche zu fordern haben, in Masse herbeikommen und sich für den Betrag, gleichviel in welcher Währung, bezahlt machen. Dieses ist also eine wahre Schuld, und eine Schuld, die man bei Heller und Pfennig bezahlen wird, und zwar, ich bemerke es ausdrücklich, wird man ihr ein Vorrecht vor allen anderen Schulden gestatten.

21) Es ist also nicht nöthig, sich sehr zu wundern, wenn man die Noth Derjenigen sieht, die solche Geschäfte übernehmen! Es ist zu verwundern, daß sich überhaupt Jemand zu einer solchen Übernahme versteht, wenn ihm nicht anheimgestellt wird, nach Gutdünken eine radikale Umwandlung des ganzen Systems vorzunehmen.

22) Dazu kommt: Die zwei erstgenannten Schulden, nämlich die Staatsschuld und die dead-weight-Schulden, bezahlte man früherhin, oder, besser gesagt, die Interessen derselben bezahlte man

früherhin in einem herabgesetzten Papiergelde, von welcher Währung fünfzehn Schillinge kaum so viel werth waren, wie ein Winchesterner Scheffel Weizen. Dieses war die Art, wie man jene Kreditoren während sehr vielen Jahren bezahlt hat; aber im Jahre 1819 machte ein tiefsinniger Minister, Herr Peel, die große Entdeckung, daß es für die Nation besser sei, wenn sie ihre Schulden in wirklichem Gelde ausbezahle, in wirklichem Gelde, wovon fünf Schilling, statt fünfzehn Schilling Papiergeld, so viel werth sind wie ein Winchesterner Scheffel Weizen!

23) Die Nominalsumme wurde nie verändert! Diese blieb immer dieselbe, Nichts geschah, als daß Herr Peel und das Parlament den Werth der Summe veränderten, und sie verlangten, daß die Schuld in einer Geldsorte bezahlt würde, wonach fünf Schillinge so viel werth sind und nur durch eben so viel Arbeit oder eben so viel Realien erlangt werden können, wie fünfzehn Schillinge jener Währung, worin die Schulden kontrahiert sind, und worin die Interessen jener Schulden während sehr vielen Jahren bezahlt worden.

24) Von 1819 bis heutigen Tag lebte daher die Nation in dem trostlosesten Zustand, sie wird aufgegesen von ihren Kreditoren, die gewöhnlich

Juden sind, oder, besser gesagt, Christen, die wie Juden handeln, und die man nicht so leicht dahin bringen könnte, weniger hastig auf ihren Raub loszufahren.

25) Mancher Versuch wurde gemacht, um die Folgen der Veränderung, welche 1819 in der Währung des Geldes stattfand, einigermaßen zu mildern; aber diese Versuche mißglückten, und hätten einst bald das ganze System in die Luft gesprengt.

26) Hier giebt's keine Möglichkeit der Ausbülfe, wenn man die jährliche Ausgabe der Staatsgläubiger-Schuld und der dead weight-Schuld herabzusetzen sucht; um solches Herabsetzen der Schuld, solche Reduktion dem Lande anzumuthen, um zu verhindern, daß sie große Umwälzungen hervorbringe, um zu verhindern, daß nicht eine halbe Million Menschen in und um London dadurch vor Hunger sterben müssen: da ist nöthig, daß man zuvor weit verhältnismäßigere Reduktionen anderswo vornehme, ehe man die Reduktion jener obigen zwei Schulden oder ihrer Interessen versuchen wollte.

27) Wie wir bereits gesehen haben, die Siege wurden gekauft in der Absicht, um Parlamentsreform in England zu verhindern und die aristokratischen

Vorrechte und geistlichen Zehnten aufrecht zu erhalten; es wäre daher eine himmelschreiende Greuelthat, entzögen wir ihre rechtmäßigen Zinsen jenen Leuten, die uns das Geld geborgt, oder entzögen wir gar ihre Bezahlung denjenigen Leuten, die uns die Hände vermiethet, wodurch wir die Siege erlangt haben; es wäre eine Greuelthat, die Gottes Rache auf uns laden würde, wenn wir Vergleichen thäten, während die einträglichen Ehrenämter der Aristokratie, ihre Pensionen, Sinekuren, königlichen Schenkungen, Militärbelohnungen und endlich gar die Zehnten des Klerus unangetastet blieben!

28) Hier, hier also liegt die Schwierigkeit: Wer Minister wird, wird Minister eines Landes, das eine große Passion für Siege gehabt, auch sich hinlänglich damit versehen und sich unerhört viel militärischen Ruhm verschafft — aber leider diese Herrlichkeiten noch nicht bezahlt hat, und nun dem Minister überläßt, die Rechnung zu berichtigen, ohne daß Dieser weiß, woher er das Geld nehmen soll.“

Das sind Dinge, die einen Minister ins Grab drücken, wenigstens des Verstandes berauben können. England ist mehr schuldig, als es bezahlen kann. Man rühme nur nicht, daß es Indien und reiche Kolonien besitzt. Wie sich aus den letzten Parla-

mentsdebatten ergiebt, zieht der englische Staat keinen Heller eigentlicher Einkünfte aus seinem großen, unermesslichen Indien, ja er muß dorthin noch einige Millionen Zuschuß bezahlen. Dieses Land nützt England bloß dadurch, daß einzelne Britten, die sich dort bereichern, durch ihre Schätze die Industrie und den Geldumlauf des Mutterlandes befördern, und tausend Andere durch die indische Kompagnie Brot und Versorgung gewinnen. Die Kolonien ebenfalls liefern dem Staate keine Einkünfte, bedürfen des Zuschusses, und dienen zur Beförderung des Handels und zur Bereicherung der Aristokratie, deren Nepoten als Gouverneure und Unterbeamte dahin geschickt werden. Die Bezahlung der Nationalschuld fällt daher ganz allein auf Großbritannien und Irland. Aber auch hier sind die Ressourcen nicht so beträchtlich wie die Schuld selbst. Wir wollen ebenfalls hier Cobbett sprechen lassen:

„Es giebt Leute, die, um eine Art Aushülfe anzugeben, von den Ressourcen des Landes sprechen. Dies sind die Schüler des seligen Colquhoun, eines Diebesfängers, der ein großes Buch geschrieben, um zu beweisen, daß unsere Schuld uns nicht im Mindesten besorgt machen darf, indem sie so klein sei im Verhältnis zu den Re-

ourcen der Nation; und damit seine klugen Leser eine bestimmte Idee von der Unermeßlichkeit dieser Ressourcen bekommen mögen, machte er eine Abschätzung von Allem, was im Lande vorhanden ist, bis herab auf die Kaninchen, und schien sogar zu bedauern, daß er nicht füglich die Ratten und Mäuse mitrechnen konnte. Den Werth der Pferde, Kühe, Schafe, Ferkelchen, Federvieh, Wildbret, Kaninchen, Fische, den Werth der Hausgeräthe, Kleider, Feuerung, Zucker, Gewürze, kurz von Allem im Lande macht er ein Ästimum; und dann, nachdem er das Ganze assummiert, und den Werth der Ländereien, Bäume, Häuser, Minen, den Ertrag des Grases, des Korns, die Rüben und das Flachß hinzugerechnet und eine Summe von Gott weiß wie vielen tausend Millionen herausgebracht hat, grinst er in pffiffig prahlerisch schottischer Manier, ungefähr wie ein Truthahn, und höhnlachend fragt er Leute meines Gleichen: Mit Ressourcen, wie diese, fürchtet ihr da noch einen Nationalbankerott?

„Dieser Mann bedachte nicht, daß man Häuser nöthig hat, um darin zu leben, die Ländereien, damit sie Futter liefern, die Kleider, damit man seine Blöße bedecke, die Kühe, damit sie Milch geben, den Durst zu löschen, das Hornvieh, Schafe,

Schweine, Geflügel und Kaninchen, damit man sie esse, ja, der Teufel hole diesen widersinnigen Schotten! diese Dinge sind nicht dafür da, daß sie verkauft und die Nationalschulden damit bezahlt werden. Wahrhaftig, er hat noch den Taglohn der Arbeitsleute zu den Ressourcen der Nation gerechnet! Dieser dumme Teufel von Diebesfänger, den seine Brüder in Schottland zum Doktor geschlagen, weil er ein so vorzügliches Buch geschrieben, er scheint ganz vergessen zu haben, daß Arbeitsleute ihren Taglohn selbst bedürfen, um sich dafür etwas Essen und Trinken zu schaffen. Er konnte eben so gut den Werth des Blutes in unseren Adern abschätzen, als ein Stoff, wovon man allenfalls Blutwürste machen könnte!“

So weit Cobbett. Während ich seine Worte in deutscher Sprache niederschreibe, bricht er leibhaftig selbst wieder hervor in meinem Gedächtnisse, und wie vorig Jahr bei dem lärmigen Mittagessen in Crown-and-Anchor-Tavern, sehe ich ihn wieder mit seinem scheltend rothen Gesichte und seinem radikalen Lächeln, worin der giftigste Todeshaß gar schauerlich zusammenschmilzt mit der höhnischen Freude, die den Untergang der Feinde ganz sicher voraussieht.

Tadel mich Niemand, daß ich Cobbett citiere! Man mag ihn immerhin der Unredlichkeit, der Schelstucht und eines allzu ordinären Wesens beschuldigen; aber man kann nicht leugnen, daß er viel beredtsamen Geist besitzt, und daß er sehr oft, und in obiger Darstellung ganz und gar, Recht hat. Er ist ein Kettenhund, der Jeden, den er nicht kennt, gleich wüthend anfällt, oft den besten Freund des Hauses in die Waden beißt, immer bellt, und eben wegen jenes unaufhörlichen Bellens nicht gehört wird, wenn er einmal einem wirklichen Diebe entgegenbellt. Deshalb halten es jene vornehmen Diebe, die England plündern, nicht einmal für nöthig, dem knurrenden Cobbett einen Brocken zuzwerfen und ihm damit das Maul zu stopfen. Dieses wurmt den Hund am bittersten, und er fletscht die hungerrigen Zähne.

Alter Cobbett! Hund von England! ich liebe dich nicht, denn fatal ist mir jede gemeine Natur; aber du dauerst mich bis in tiefster Seele, wenn ich sehe, wie du dich von deiner Kette nicht losreißen und jene Diebe nicht erreichen kannst, die lachend vor deinen Augen ihre Beute fortschleppen und deine vergeblichen Sprünge und dein ohnmächtiges Geheul verspotten.

X.

Die Oppositionsparteien.

Einer meiner Freunde hat die Opposition im Parlamente sehr treffend mit einer Oppositionskutsche verglichen. Bekanntlich ist Das eine öffentliche Stage-Kutsche, die irgend eine spekulierende Gesellschaft auf ihre Kosten instituiert und zwar zu so spottwohlfeilen Preisen fahren lässt, daß die Reisenden ihr gern den Vorzug geben vor den schon vorhandenen Stage-Kutschen. Diese letztern müssen dann ebenfalls ihre Preise heruntersetzen, um Passagiere zu behalten, werden aber bald von der neuen Oppositionskutsche überboten oder vielmehr unterboten, ruinieren sich durch solche Konkurrenz, und müssen am Ende ihr Fahren ganz einstellen. Hat aber die Oppositionskutsche auf solche Art das Feld gewonnen, und ist sie jetzt auf einer bestimmten

Tour die einzige, so erhöht sie ihre Preise, oft sogar den Preis der verdrängten Kutsche übersteigend, und der arme Reisende hat Nichts gewonnen, hat oft sogar verloren, und zahlt und flucht, bis eine neue Oppositionskutsche wieder das vorige Spiel erneut, und neue Hoffnungen und neue Täuschungen entstehen.

Wie übermüthig wurden die Whigs, als die Stuart'sche Partei erlag und die protestantische Dynastie den englischen Thron bestieg! Die Tories bildeten damals die Opposition, und John Bull, der arme Staatspassagier, hatte Ursache, vor Freude zu brüllen, als sie die Oberhand gewannen. Aber seine Freude war von kurzer Dauer, er mußte jährlich mehr und mehr Fuhrlohn ausgeben, es wurde viel bezahlt und schlecht gefahren, die Kutscher wurden obendrein sehr grob, es gab Nichts als Rütteln und Stöße, jeder Eckstein drohte Umsturz — und der arme John dankte Gott, seinem Schöpfer, als unlängst die Zügel des Staatswagens in bessere Hände kamen.

Leider dauerte die Freude wieder nicht lange, der neue Oppositionskutscher fiel todt vom Bock herab, der andere stieg ängstlich herunter, als die Pferde scheu wurden, und die alten Wagenlenker, die alten Reiter mit goldenen Sporen, haben

wieder ihre alten Plätze eingenommen, und die alte Peitsche knallt.

Ich will das Bild nicht weiter zu Tode hegen und lehre zurück zu den Worten Whigs und Tories, die ich oben zur Bezeichnung der Oppositionsparteien gebraucht habe, und einige Erörterung dieser Namen ist vielleicht um so fruchtbarer, je mehr sie seit langer Zeit dazu gedient haben, die Begriffe zu verwirren.

Wie im Mittelalter die Namen Ghibellinen und Guelfen durch Umwandlungen der Interessen und neue Ereignisse die vagsten und veränderlichsten Bedeutungen erhielten, so auch späterhin in England die Namen Whigs und Tories, deren Entstehungsart man kaum noch anzugeben weiß. Einige behaupten, es seien früherhin Spottnamen gewesen, die am Ende zu honetten Parteinamen wurden, was oft geschieht, wie z. B. der Geusenbund sich selbst nach dem Spottnamen les gueux taufte, wie auch späterhin die Jakobiner sich selbst manchmal Sanskülotten benannten, und wie die heutigen Servilen und Obskuranten sich vielleicht einst selbst diese Namen als ruhmvolle Ehrennamen beilegen — was sie freilich jetzt noch nicht können. Das Wort „Whig“ soll in Irland etwas unangenehm Sauertöpfisches bedeutet haben, und dort zuerst zur Verhöhnung

der Presbyterianer oder überhaupt der neuen Sekten gebraucht worden sein. Das Wort „Tory,“ welches zu derselben Zeit als Parteienennung aufkam, bedeutete in Irland eine Art schädiger Diebe. Beide Spottnamen kamen in Umlauf zur Zeit der Stuarts während der Streitigkeiten zwischen den Sekten und der herrschenden Kirche.

Die allgemeine Ansicht ist, die Partei der Tories neige sich ganz nach der Seite des Thrones und kämpfe für die Vorrechte der Krone; wohingegen die Partei der Whigs mehr nach der Seite des Volks hinneige und dessen Rechte beschütze. Indessen, diese Annahmen sind vag und gelten zu meist nur in Büchern. Sene Benennungen könnte man vielmehr als Koterienamen ansehen. Sie bezeichnen Menschen, die bei gewissen Streitfragen zusammenhalten, deren Vorfahren und Freunde schon bei solchen Anlässen zusammenhielten, und die in politischen Stürmen Freude und Ungemach und die Feindschaft der Gegenpartei gemeinschaftlich zu tragen pflegten. Von Principien ist gar nicht die Rede, man ist nicht einig über gewisse Ideen, sondern über gewisse Maßregeln in der Staatsverwaltung, über Abschaffung oder Beibehaltung gewisser Mißbräuche, über gewisse Bills, gewisse erbliche Questions — gleichviel aus wel-

dem Gesichtspunkte, meistens aus Gewohnheit. — Die Engländer lassen sich nicht durch die Parteinamen irre machen. Wenn sie von Whigs sprechen, so haben sie nicht dabei einen bestimmten Begriff, wie wir z. B. wenn wir von Liberalen sprechen, wo wir uns gleich Menschen vorstellen, die über gewisse Freiheitsrechte herzinnig einverstanden sind — sondern sie denken sich eine äußere Verbindung von Leuten, deren Jeder, nach seiner Denkweise beurtheilt, gleichsam eine Partei für sich bilden würde, und die nur, wie schon oben erwähnt ist, durch äußere Anlässe, durch zufällige Interessen, durch Freundschafts- und Feindschaftsverhältnisse gegen die Tories ankämpfen. Hierbei dürfen wir uns ebenfalls keinen Kampf gegen Aristokraten in unserem Sinne denken, da diese Tories in ihren Gefühlen nicht aristokratischer sind als die Whigs, und oft sogar nicht aristokratischer als der Bürgerstand selbst, der die Aristokratie für eben so unwandelbar hält wie Sonne, Mond und Sterne, der die Vorrechte des Adels und des Klerus nicht bloß als staatsnützlich, sondern als eine Naturnothwendigkeit ansieht, und vielleicht selbst für diese Vorrechte mit weit mehr Eifer kämpfen würde als die Aristokraten selbst, eben weil er fester daran glaubt als Diese, die zumeist den Glauben an sich

selbst verloren. In dieser Hinsicht liegt über dem Geist der Engländer noch immer die Nacht des Mittelalters; die heilige Idee von der bürgerlichen Gleichheit aller Menschen hat sie noch nicht erleuchtet, und manchen bürgerlichen Staatsmann in England, der torysch gesinnt ist, dürfen wir deshalb bei Leibe nicht servil nennen und zu jenen wohlbekannten servilen Hunden zählen, die frei sein könnten, und dennoch in ihr altes Hundeloch zurückgegriffen sind und jetzt die Sonne der Freiheit anbellern.

Um die englische Opposition zu begreifen, sind daher die Namen Whigs und Tories völlig nutzlos, mit Recht hat Francis Burdett beim Anfange der Sitzungen voriges Jahr bestimmt ausgesprochen, daß diese Namen jetzt alle Bedeutung verloren; und Thomas Pethbridge, den der Schöpfer der Welt und des Verstandes nicht mit allzuviel Wit ausgerüstet, hat damals dennoch einen sehr guten Wit, vielleicht den einzigen seines Lebens, über die Äußerung Burdett's gerissen, nämlich: He has untoried the tories and unwhigged the whigs.

Bedeutungsvoller sind die Namen reformers oder radical reformers, oder kurzweg radicals. Sie werden gewöhnlich für gleichbedeutend gehalten, sie zielen auf dasselbe Gebrechen des Staates;

auf dieselbe heilsame Abhülfe, und unterscheiden sich nur durch mehr oder minder starke Färbung. Jenes Gebrechen ist die bekannte schlechte Art der Volksrepräsentation, wo sogenannte rotten boroughs, verschollene, unbewohnte Ortschaften, oder, besser gesagt, die Oligarchen, denen sie gehören, das Recht haben, Volksrepräsentanten ins Parlament zu schicken, während große bevölkerte Städte, namentlich viele neue Fabrikstädte, keinen einzigen Repräsentanten zu wählen haben; die heilsame Abhülfe dieses Gebrechens ist die sogenannte Parlamentsreform. Nun freilich, diese betrachtet man nicht als Zweck, sondern als Mittel. Man hofft, daß das Volk dadurch auch eine bessere Vertretung seiner Interessen, Abschaffung aristokratischer Mißbräuche und Hülfe in seiner Noth gewinnen würde. Es läßt sich denken, daß die Parlamentsreform, diese gerechte, billige Anforderung, auch unter den gemäßigten Menschen, die Nichts weniger als Jakobiner sind, ihre Verfechter findet, und wenn man solche Leute reformers nennt, betont man dieses Wort ganz anders, und himmelweit ist es alsdann unterschieden von dem Worte radical, auf das ein ganz anderer Ton gelegt wird, wenn man z. B. von Hunt oder Cobbett, kurz von jenen heftigen, fletschenden Revolutionären spricht, die nach Parlamentsreform

schreiten, um den Umsturz aller Formen, den Sieg der Habsucht und völlige Pöbelherrschaft herbeizuführen. Die Nuancen in den Gesinnungen der Korhyphäen dieser Partei sind daher unzählich. Aber, wie gesagt, die Engländer kennen sehr gut ihre Leute, der Name täuscht nicht das Publikum, und dieses unterscheidet sehr genau, wo der Kampf nur Schein und wo er Ernst ist. Oft lange Jahre hindurch ist der Kampf im Parlamente nicht Viel mehr als ein müßiges Spiel, ein Turnier, wo man für die Farbe kämpft, die man sich aus Grille gewählt hat; giebt es aber einmal einen ernstern Krieg, so eilt Jeder gleich unter die Fahne seiner natürlichen Partei. Dieses sahen wir in der Canning'schen Zeit. Die heftigsten Gegner vereinigten sich, als es Kampf der positivsten Interessen galt; Tories, Whigs und Radikale scharten sich, wie eine Phalanx, um den kühnen bürgerlichen Minister, der den Übermuth der Oligarchen zu dämpfen versuchte. Aber ich glaube dennoch, mancher hochgeborne Whig, der stolz hinter Canning saß, würde gleich zu der alten Foxhunter-Sippchaft übergetreten sein, wenn plötzlich die Abschaffung aller Adelsrechte zur Sprache gekommen wäre. Ich glaube (Gott verzeih' mir die Sünde), Francis Burdett selbst, der in seiner Jugend zu den heftigsten Radikalen gehörte und

nach jetzt nicht zu den milderen Reformers gerechnet wird, würde sich bei einem solchen Anlasse sehr schnell neben Sir Thomas Bethbridge gesetzt haben. Dieses fühlen die plebejischen Radikalen sehr gut, und deshalb hassen sie die sogenannten Whigs, die für Parlamentsreform sprechen, sie hassen sie fast noch mehr wie die eigentlich hochfeindseligen Tories.

In diesem Augenblick besteht die englische Opposition mehr aus eigentlichen Reformern als aus Whigs. Der Chef der Opposition im Unterhause, the leader of the opposition, gehört unstreitig zu jenen Letztern. Ich spreche hier von Brougham.

Die Reden dieses muthigen Parlamentshelden lesen wir täglich in den Zeitblättern, und seine Gesinnungen dürfen wir daher als allgemein bekannt voraussetzen. Weniger bekannt sind die persönlichen Eigenthümlichkeiten, die sich bei diesen Reden kundgeben; und doch muß man erstere kennen, um letztere vollgeltend zu begreifen. Das Bild, das ein geistreicher Engländer von Brougham's Erscheinung im Parlamente entwirft, mag daher hier seine Stelle finden:

„Auf der ersten Bank zur linken Seite des Sprechers sitzt eine Gestalt, die so lange bei der Studierlampe gehockt zu haben scheint, bis nicht

bloß die Blüthe des Lebens, sondern die Lebenskraft selbst zu erlösch'n begonnen; und doch ist es diese scheinbar hilflose Gestalt, die alle Augen des ganzen Hauses auf sich zieht, und die, so wie sie sich in ihrer mechanischen, automatischen Weise zum Aufstehen bemüht, alle Schnellschreiber hinter uns in fluchende Bewegung setzt, während alle Rücken auf der Galerie, als sei sie ein massives Steingewölbe, ausgefüllt werden und durch die beiden Seitenthüren noch das Gewicht der draußensiehenden Menschenmenge hereindrängt. Unten im Hause scheint sich ein gleiches Interesse kundzugeben; denn so wie jene Gestalt sich langsam in einer vertikalen Krümmung, oder vielmehr in einem vertikalen Zickzack steif zusammengefügter Linien, auseinander wickelt, sind die paar sonstigen Zeloten auf beiden Seiten, die sich schreiend entgegendämmen wollten, schnell wieder auf ihre Sitze zurückgesunken, als hätten sie eine verborgene Windbüchse unter der Robe des Sprechers bemerkt.

„Nach diesem vorbereitenden Geräusch und während der athemlosen Stille, die darauf folgte, hat sich Henry Brougham langsam und bedächtigen Schrittes dem Tische genähert, und bleibt dort zusammengebückt stehen — die Schultern in die Höhe gezogen, der Kopf vorwärts gebeugt, seine

Oberlippe und Nasenflügel in zitternder Bewegung, als fürchte er ein Wort zu sprechen. Sein Aussehen, sein Wesen gleicht fast einem jener Prediger, die auf freiem Felde predigen — nicht einem modernen Manne dieser Art, der die müßige Sonntagsmenge nach sich zieht, sondern einem solchen Prediger aus alten Zeiten, der die Reinheit des Glaubens zu erhalten und in der Wildnis zu verbreiten suchte, wenn sie aus der Stadt und selbst aus der Kirche verbannt war. Die Töne seiner Stimme sind voll und melodisch, doch sie erheben sich langsam, bedächtig und, wie man zu glauben versucht ist, auch sehr mühsam, so daß man nicht weiß, ob die geistige Macht des Mannes unfähig ist, den Gegenstand zu beherrschen, oder ob seine physische Kraft unfähig ist, ihn auszusprechen. Sein erster Satz, oder vielmehr die ersten Glieder seines Satzes — denn man findet bald, daß bei ihm jeder Satz in Form und Gehalt weiter reicht, als die ganze Rede mancher anderen Leute — kommen sehr kalt und unsicher hervor, und überhaupt so entfernt von der eigentlichen Streitfrage, daß man nicht begreifen kann, wie er sie darauf hinbiegen wird. Jeder dieser Sätze freilich ist tief, klar, an und für sich selbst befriedigend, sichtbar mit künstlicher Wahl aus den gewähltesten Materialien deduciert,

und mögen sie kommen, aus welchem Fache des Wissens es immerhin sein mag, so enthalten sie doch dessen reinste Essenz. Man fühlt, daß sie alle nach einer bestimmten Richtung hingebogen werden, und zwar hingebogen mit einer starken Kraft; aber diese Kraft ist noch immer unsichtbar wie der Wind, und, wie von diesem, weiß man nicht, woher sie kommt und wohin sie geht.

„Wenn aber eine hinreichende Anzahl von diesen Anfangssätzen vorausgeschickt ist, wenn jeder Hilfsatz, den menschliche Wissenschaft zur Feststellung einer Schlußfolge bieten kann, in Dienst genommen worden, wenn jeder Einspruch durch einen einzigen Stoß erfolgreich vorgeschoben ist, wenn das ganze Heer politischer und moralischer Wahrheiten in Schlachtordnung steht — dann bewegt es sich vorwärts zur Entscheidung, fest zusammengeslossen wie eine macedonische Phalanx, und unwiderstehlich wie Hochländer, die mit gefälltem Bajonette eindringen.

„Ist ein Hauptsatz gewonnen mit dieser scheinbaren Schwäche und Unsicherheit, wohinter sich aber eine wirkliche Kraft und Festigkeit verborgen hielt, dann erhebt sich der Redner sowohl körperlich als geistig, und mit kühnerem und kürzerem Angriff ersicht er einen zweiten Hauptsatz. Nach

dem zweiten erkämpft er einen dritten, nach dem dritten einen vierten, und so weiter, bis alle Principien und die ganze Philosophie der Streitfrage gleichsam erobert sind, bis Jeder im Hause, der Ohren zum Hören und ein Herz zum Fühlen hat, von den Wahrheiten, die er eben vernommen, so unwiderstehlich wie von seiner eigenen Existenz überzeugt ist, so daß Brougham, wollte er hier stehen bleiben, schon unbedingt als der größte Logiker der St. Stephanskapelle gelten könnte. Die geistigen Hilfsquellen des Mannes sind wirklich bewunderungswürdig, und er erinnert fast an das altnordische Märchen, wo Einer immer die ersten Meister in jedem Fache des Wissens getödtet hat, und dadurch der Alleinerbe ihrer sämmtlichen Geistesfähigkeiten geworden ist. Der Gegenstand mag sein wie er will, erhaben oder gemeinpläßig, abstruse oder praktisch, so kennt ihn dennoch Heinrich Brougham, und er kennt ihn ganz aus dem Grunde. Andere mögen mit ihm wetten, ja Einer oder der Andere mag ihn sogar übertreffen in der Kenntnis äußerer Schönheiten der alten Literatur, aber Niemand ist tiefer als er durchdrungen von der herrlichen und glühenden Philosophie, die gewiß als ein kostbarster Edelstein hervorglänzt aus jenen Schmuckkästen, die uns das Alterthum hinter-

lassen hat. Brougham gebraucht nicht die klare, fehlerfreie und dabei etwas höfsmäßige Sprache des Cicero; eben so wenig sind seine Reden in der Form denen des Demosthenes ähnlich, obgleich sie etwas von dessen Farbe an sich tragen; aber ihm fehlen weder die streng-logischen Schlüsse des römischen Redners noch die schrecklichen Zornworte des Griechen. Dazu kommt noch, daß Keiner besser als er es versteht, das Wissen des Tages in seinen Parlamentsreden zu benutzen, so daß diese zuweilen, abgesehen von ihrer politischen Tendenz und Bedeutung, schon als bloße Vorlesungen über Philosophie, Literatur und Künste, unsre Bewunderung verdienen würden.

„Es ist indessen gänzlich unmöglich, den Charakter des Mannes zu analysieren, während man ihn sprechen hört. Wenn er, wie schon oben erwähnt worden, das Gebäude seiner Rede auf einen guten philosophischen Boden und in der Tiefe der Vernunft gegründet hat; wenn er, nochmals zu dieser Arbeit zurückgekehrt, Senfblei und Nichtmaß anlegt, um zu untersuchen, ob Alles in Ordnung ist, und mit einer Riesenhand zu prüfen scheint, ob Alles auch sicher zusammenhält; wenn er die Gedanken aller Zuhörer mit Argumenten festgebunden wie mit Seilen, die Keiner zu zerreißen

im Stande ist — dann springt er gewaltig auf das Gebäude, das er sich gezimmert hat, es erhebt sich seine Gestalt und sein Ton, er beschwört die Leidenschaften aus ihren geheimsten Winkeln, und überwältigt und erschüttert die maulauffsperrenden Parlamentsgenossen und das ganze dröhnende Haus. Jene Stimme, die erst so leise und anspruchlos war, gleicht jetzt dem betäubenden Brausen und den unendlichen Wogen des Meeres; jene Gestalt, die vorher unter ihrem eigenen Gewichte zu sinken schien, steht jetzt aus, als hätte sie Nerven von Stahl, Sehnen von Kupfer, ja als sei sie unsterblich und unveränderlich wie die Wahrheiten, die sie eben ausgesprochen; jenes Gesicht, welches vorher blaß und kalt war wie ein Stein, ist jetzt belebt und leuchtend, als wäre der innere Geist noch mächtiger als die gesprochenen Worte; und jene Augen, die uns anfänglich mit ihren blauen und stillen Kreisen so demüthig ansahen, als wollten sie unsre Nachsicht und Verzeihung erbitten, aus denselben Augen schießt jetzt ein meteorisches Feuer, das alle Herzen zur Bewunderung entzündet. So schließt der zweite, der leidenschaftliche oder deklamatorische Theil der Rede.

„Wenn er Das erreicht hat, was man für den Gipfel der Beredsamkeit halten möchte, wenn

er gleichsam umherblickt, um die Bewunderung, die er hervorgebracht, mit Hohnlächeln zu betrachten, dann sinkt seine Gestalt wieder zusammen, und auch seine Stimme fällt herab bis zum sonderbarsten Flüstern, das jemals aus der Brust eines Menschen hervorgekommen. Dieses seltsame Herabstimmen oder vielmehr Fallenlassen des Ausdrucks, der Gebärde und der Stimme, welches Brougham in einer Vollkommenheit besitzt, wie es bei gar keinem anderen Redner gefunden wird, bringt eine wunderbare Wirkung hervor; und jene tiefen, feierlichen, fast hingemurmelten Worte, die jedoch bis auf den Anhauch jeder einzelnen Silbe vollkommen vernehmbar sind, tragen in sich eine Zaubergewalt, der man nicht widerstehen kann, selbst wenn man sie zum ersten Male hört und ihre eigentliche Bedeutung und Wirkung noch nicht kennen gelernt hat. Man glaube nur nicht etwa, der Redner oder die Rede sei erschöpft. Diese gemilderten Blicke, diese gedämpften Töne bedeuten Nichts weniger als den Anfang einer Peroratio, womit der Redner, als ob er fühle, daß er etwas zu weit gegangen, seine Gegner wieder besänftigen will. Im Gegentheil, dieses Zusammenkrümmen des Leibes ist kein Zeichen von Schwäche, und dieses Fallenlassen der Stimme ist kein Vorspiel von Furcht und Unter-

würfigkeit; es ist das lose, hängende Vorbeugen des Leibes bei einem Ringer, der die Gelegenheit erspäht, wo er seinen Gegner desto gewaltfamer umschlingen kann, es ist das Zurückspringen des Tigers, der gleich darauf mit desto sicherern Krallen auf seine Beute losstürzt, es ist das Zeichen, daß Heinrich Brougham seine ganze Rüstung anlegt und seine mächtigste Waffe ergreift. In seinen Argumenten war er klar und überzeugend; in seiner Beschwörung der Leidenschaften war er zwar etwas hochmüthig, doch auch mächtig und siegreich; jetzt aber legt er den letzten, ungeheuersten Pfeil auf seinen Bogen — er wird fürchterlich in seinen Invektiven. Wehe dem Manne, dem jenes Auge, das vorher so ruhig und blau war, jetzt entgegenflammt aus dem geheimnisvollen Dunkel dieser zusammengezognen Brauen! Wehe dem Wicht, dem diese halbgeflüsterten Worte ein Vorzeichen sind von dem Unheil, das über ihn heranschwebt!

„Wer als ein Fremder vielleicht heute zum erstenmal die Galerie des Parlamentes besucht, weiß nicht, was jetzt kommen wird. Er sieht bloß einen Mann, der ihn mit seinen Argumenten überzeugt, mit seiner Leidenschaft erwärmt hat, und jetzt mit jenem sonderbaren Flüstern einen sehr lahmen, schwächlichen Schluß anzubringen scheint. O Fremd-

ling! wärest du bekannt mit den Erscheinungen dieses Hauses und auf einem Sitze, wo du alle Parlamentsglieder übersehen könntest, so würdest du bald merken, daß Diese in Betreff eines solchen lahmen, schwächlichen Schlusses durchaus nicht deiner Meinung sind. Du würdest Manchen bemerken, den Parteisucht oder Anmaßung in dieses stürmische Meer, ohne gehörigen Ballast und das nöthige Steuerruder, hineingetrieben hat, und der nun so furchtsam und ängstlich umherblickt wie ein Schiffer auf dem chinesischen Meere, wenn er an einer Seite des Horizontes jene dunkle Ruhe entdeckt, die ein sicheres Vorzeichen ist, daß von der andern Seite, ehe eine Minute vergeht, der Typhon heranweht mit seinem verderblichen Hauche; — du würdest irgend einen klugen Mann bemerken, der fast greinen möchte und an Leib und Seele schauert wie ein kleines Vögelchen, das in die Zaubernähe einer Klapperschlange gerathen ist, seine Gefahr entsetzlich fühlt, und sich doch nicht helfen kann und mit jämmerlich närrischer Miene dem Untergange sich darbietet; — du würdest einen langen Antagonisten bemerken, der sich mit schlotternden Beinen an der Bank festklammert, damit der heranziehende Sturm ihn nicht fortsegt; — oder du bemerkst sogar einen stattlichen, wohlbeleibten Repräsentanten irgend einer

fetten Grasschaft, der beide Fäuste in das Rissen seiner Bank hineingräbt, völlig entschlossen, im Fall ein Mann von seiner Wichtigkeit aus dem Hause geschleudert würde, dennoch seinen Sitz zu bewahren und unter sich von dannen zu führen.

„Und nun kommt es: — die Worte, welche so tief geflüstert und gemurmelt wurden, schwellen an, so laut, daß sie selbst den Jubelruf der eignen Partei übertönen, und nachdem irgend ein unglückseliger Gegner bis auf die Knochen geschunden und seine verstümmelten Glieder durch alle Redefiguren durchgestampft worden, dann ist der Leib des Redners wie niedergebrochen und zererschlagen von der Kraft seines eignen Geistes, er sinkt auf seinen Sitz zurück, und der Beifall-Lärm der Versammlung kann jetzt unaufhaltsam hervorbrechen.“

Ich habe es nie so glücklich getroffen, daß ich Brougham während einer solchen Rede im Parlamente ruhig betrachten konnte. Nur stückweis oder Unwichtiges hörte ich ihn sprechen, und nur selten kam er mir dabei selbst zu Gesicht. Immer aber — Das merkte ich gleich — sobald er das Wort nahm, erfolgte eine tiefe, fast ängstliche Stille. Das Bild, das oben von ihm entworfen worden, ist gewiß nicht übertrieben. Seine Gestalt, von gewöhnlicher Manneslänge, ist sehr dünn, ebenfalls sein

Kopf, der mit kurzen schwarzen Haaren, die sich der Schläfe glatt anlegen, spärlich bedeckt ist. Das blasser, längliche Gesicht erscheint dadurch noch dünner, die Muskeln desselben sind in krampfhafter, unheimlicher Bewegung, und wer sie beobachtet, sieht des Redners Gedanken, ehe sie gesprochen sind. Dieses schadet seinen witzigen Einfällen; denn für Wike und Geldborger ist es heilsam, wenn sie uns unangemeldet überraschen. Obgleich sein schwarzer Anzug bis auf den Schnitt des Fracks ganz gentlemännisch ist, so trägt solcher doch dazu bei, ihm ein geistliches Ansehen zu geben. Vielleicht bekommt er Dieses noch mehr durch seine oft gekrümmte Rückenbewegung und die lauernde, ironische Geschmeidigkeit des ganzen Leibes. Einer meiner Freunde hat mich zuerst auf dieses „Klerikalische“ in Brougham's Wesen aufmerksam gemacht, und durch die obige Schilderung wird diese seine Bemerkung bestätigt. Mir ist zuerst das „Advokatische“ im Wesen Brougham's aufgefallen, besonders durch die Art, wie er beständig mit dem vorgestreckten Zeigefinger demonstriert und mit vorgebeugtem Haupte selbstgefällig dazu nickt.

Am bewunderungswürdigsten ist die rastlose Thätigkeit dieses Mannes. Seine Parlamentsreden hält er, nachdem er vielleicht schon acht Stunden

lang seine täglichen Berufsgeschäfte, nämlich das Advocieren in den Gerichtssälen, getrieben, und vielleicht die halbe Nacht an Aufsätzen für das Edinburgh Review oder an seinen Verbesserungen des Volksunterrichts und der Kriminalgesetze gearbeitet hat. Erstere Arbeiten, der Volksunterricht, werden gewiß einst schöne Früchte hervorbringen. Letztere, die Kriminalgesetzgebung, womit Brougham und Peel sich jetzt am meisten beschäftigen, sind vielleicht die nützlichsten, wenigstens die dringendsten; denn Englands Gesetze sind noch grausamer als seine Oligarchen. Der Proceß der Königin begründete zuerst Brougham's Celebrität. Er kämpfte wie ein Ritter für diese hohe Dame, und, wie sich von selbst versteht, wird Georg IV. niemals die Dienste vergessen, die er seiner lieben Frau geleistet hat. Deshalb, als vorigen April die Opposition siegte, kam Brougham dennoch nicht ins Ministerium, obgleich ihm als leader of the opposition in diesem Falle nach altem Brauch ein solcher Eintritt gebührte.

XI.

Die Emancipation der Katholiken.

Wenn man mit dem dämlichsten Engländer über Politik spricht, so wird er doch immer etwas Vernünftiges zu sagen wissen. Sobald man aber das Gespräch auf Religion lenkt, wird der gescheiteste Engländer Nichts als Dummheiten zu Tage fördern. Daher entsteht wohl jene Verwirrung der Begriffe, jene Mischung von Weisheit und Unsinn, sobald im Parlamente die Emancipation der Katholiken zur Sprache kommt, eine Streitfrage, worin Politik und Religion kollidieren. Selten in ihren parlamentarischen Verhandlungen ist es den Engländern möglich, ein Princip auszusprechen, sie diskutieren nur den Nutzen oder Schaden der Dinge, und bringen Fakta, die Einen pro, die Anderen contra, zum Vorschein.

Mit Faktis aber kann man zwar streiten, doch nicht siegen, da giebt es Nichts als ein materielles Hin- und Herschlagen, und das Schauspiel eines solchen Streites gemahnt uns an wohlbekannte pro patria-Kämpfe deutscher Studenten, deren Resultat darauf hinausläuft, daß so und so viel' Gänge gemacht worden, so und so viel' Quarten und Terzen gefallen sind, und Nichts damit bewiesen worden.

Im Jahr 1827, wie sich von selbst versteht, haben wieder die Emancipationisten gegen die Dranienmänner in Westminster gekochten, und, wie sich von selbst versteht, es ist Nichts dabei herausgekommen. Die besten Schläger der Emancipationisten waren Burdett, Plunkett, Brougham und Canning. Ihre Gegner, Herrn Peel ausgenommen, waren wieder die bekannten oder, besser gesagt, die unbekannten Fuchsjäger.

Von jeher stimmten die geistreichsten Staatsmänner Englands für die bürgerliche Gleichstellung der Katholiken, sowohl aus Gründen des innigsten Rechtsgefühls als auch der politischen Klugheit. Pitt selbst, der Erfinder des stabilen Systems, hielt die Partei der Katholiken. Gleichfalls Burke, der große Renegat der Freiheit, konnte nicht so weit die Stimme seines Herzens unterdrücken, daß er

gegen Irland gewirkt hätte. Auch Canning, sogar damals, als er noch ein torbischer Knecht war, konnte nicht ungerührt das Elend Irlands betrachten, und wie theuer ihm dessen Sache war, hat er zu einer Zeit, als man ihn der Lauigkeit bezichtigte, gar rührend naiv ausgesprochen. Wahrlich, ein großer Mensch kann, um große Zwecke zu erreichen, oft gegen seine Überzeugung handeln und zweideutig oft von einer Partei zur andern übergehen; — man muß alsdann billig bedenken, daß Derjenige, der sich auf einer gewissen Höhe behaupten will, ebenso den Umständen nachgeben muß, wie der Hahn auf dem Kirchturm, den, obgleich er von Eisen ist, jeder Sturmwind zerbrechen und herabschleudern würde, wenn er trotzig unbeweglich bliebe, und nicht die edle Kunst verstünde, sich nach jedem Winde zu drehen. Aber nie wird ein großer Mensch so weit die Gefühle seiner Seele verleugnen können, daß er das Unglück seiner Landsleute mit indifferenter Ruhe ansehen und sogar vermehren könnte. Wie wir unsere Mutter lieben, so lieben wir auch den Boden, worauf wir geboren sind, so lieben wir die Blumen, den Duft, die Sprache und die Menschen, die aus diesem Boden hervorgeblüht sind, keine Religion ist so schlecht und keine Politik ist so gut, daß sie im

Herzen ihrer Bekenner solche Liebe ersticken könnte; obgleich sie Protestanten und Tories waren, konnten Burke und Canning doch nimmermehr Partei nehmen gegen das arme, grüne Erin; Irländer, die schreckliches Elend und namenlosen Jammer über ihr Vaterland verbreiten, sind Menschen — wie der selige Castlereagh und der unselige Wellington.

Daß die große Masse des englischen Volkes gegen die Katholiken gestimmt ist, und täglich das Parlament bestürmt, ihnen nicht mehr Rechte einzuräumen, ist ganz in der Ordnung. Es liegt in der menschlichen Natur eine solche Unterdrückungssucht, und wenn wir auch, was jetzt beständig geschieht, über bürgerliche Ungleichheit klagen, so sind alsdann unsere Augen nach oben gerichtet, wir sehen nur Diejenigen, die über uns stehen, und deren Vorrechte uns beleidigen; abwärts sehen wir nie bei solchen Klagen, es kommt uns nie in den Sinn, Diejenigen, welche durch Gewohnheitsunrecht noch unter uns gestellt sind, zu uns heraufzuziehen, ja uns verdrießt es sogar, wenn Diese ebenfalls in die Höhe streben, und wir schlagen ihnen auf die Köpfe. Der Kreole verlangt die Rechte des Europäers, spreizt sich aber gegen den Mulatten, und sprüht Zorn, wenn Dieser sich ihm

gleichstellen will. Ebenso handelt der Mulatte gegen den Nefstigen, und Dieser wieder gegen den Neger. Der Frankfurter Spießbürger ärgert sich über Vorrechte des Adels; aber er ärgert sich noch mehr, wenn man ihm zumuthet, seine Juden zu emancipieren. Ich habe einen Freund in Polen, der für Freiheit und Gleichheit schwärmt, aber bis auf diese Stunde seine Bauern noch nicht aus ihrer Leibeigenschaft entlassen hat.

Was den englischen Klerus betrifft, so bedarf es keiner Erörterung, weshalb von dieser Seite die Katholiken verfolgt werden. Verfolgung der Andersdenkenden ist überall das Monopol der Geistlichkeit, und auch die anglikanische Kirche behauptet streng ihre Rechte. Freilich, die Zehnten sind ihr die Hauptsache, sie würde durch die Emancipation der Katholiken einen großen Theil ihres Einkommens verlieren, und Aufopferung eigener Interessen ist ein Talent, das den Priestern der Liebe eben so sehr abgeht wie den sündigen Laien. Dazu kommt noch, daß jene glorreiche Revolution, welcher England die meisten seiner jetzigen Freiheiten verdankt, aus religiösem, protestantischem Eifer hervorgegangen; ein Umstand, der den Engländern gleichsam noch besondere Pflichten der Dankbarkeit gegen die herrschende protestantische Kirche auferlegt, und sie

diese als das Hauptbollwerk ihrer Freiheit betrachten läßt. Manche ängstliche Seelen unter ihnen mögen wirklich den Katholicismus und dessen Wiedereinführung fürchten, und an die Scheiterhaufen von Smithfield denken — und ein gebranntes Kind scheut das Feuer. Auch giebt es ängstliche Parlamentsglieder, die ein neues Pulverkomplott befürchten — Diejenigen fürchten das Pulver am meisten, die es nicht erfunden haben — und da wird es ihnen oft, als fühlten sie, wie die grünen Bänke, worauf sie in der St. Stephanskapelle sitzen, allmählich warm und wärmer werden, und wenn irgend ein Redner, wie oft geschieht, den Namen Guy Fawkes erwähnt, rufen sie ängstlich: Hear him! hear him! Was endlich den Rektor von Göttingen betrifft, der in London eine Anstellung als König von England hat, so kennt Jeder seine Mäßigkeitspolitik; er erklärt sich für keine von beiden Parteien, er sieht gern, daß sie sich bei ihren Kämpfen wechselseitig schwächen, er lächelt nach herkömmlicher Weise, wenn sie friedlich bei ihm touren, er weiß Alles und thut Nichts, und verläßt sich im schlimmsten Falle auf seinen Oberschnurren Wellington.

Man verzeihe mir, daß ich in flipprigem Tone eine Streitfrage behandle, von deren Lösung

das Wohl Englands und daher vielleicht mittelbar das Wohl der Welt abhängt. Aber eben je wichtiger ein Gegenstand ist, desto lustiger muß man ihn behandeln; das blutige Gemetzel der Schlachten, das schaurige Sichelwehen des Todes wäre nicht zu ertragen, erklänge nicht dabei die betäubende türkische Musik mit ihren freudigen Pauken und Trompeten. Das wissen die Engländer, und daher bietet ihr Parlament auch ein heiteres Schauspiel des unbefangenen Witzes und der witzigsten Unbefangenheit; bei den ernsthaftesten Debatten, wo das Leben von Tausenden und das Heil ganzer Länder auf dem Spiel steht, kommt doch Keiner von ihnen auf den Einfall, ein deutsch-steifes Landständegeſicht zu schneiden, oder französisch-pathetisch zu deklamieren, und wie ihr Leib, so gebärdet sich alsdann auch ihr Geist ganz zwanglos, Scherz, Selbstpersifflage, Sarkasmen, Gemüth und Weisheit, Malice und Güte, Logik und Verse sprudeln hervor im blühendsten Farbenspiel, so daß die Annalen des Parlaments uns noch nach Jahren die geistreichste Unterhaltung gewähren. Wie sehr kontrastieren dagegen die öden, ausgestopften, löschpapiernen Reden unserer süddeutschen Kammern, deren Langweiligkeit auch der geduldigste Zeitungsleser nicht zu überwinden vermag, ja deren Duf-

schon einen lebendigen Leser verschrecken kann, so daß wir glauben müssen, jene Langweiligkeit sei geheime Absicht, um das große Publikum von der Lektüre jener Verhandlungen abzuschröcken, und sie dadurch trotz ihrer Öffentlichkeit dennoch im Grunde ganz geheim zu halten.

Ist also die Art, wie die Engländer im Parlamente die katholische Streitfrage abhandeln, wenig geeignet, ein Resultat hervorzubringen, so ist doch die Lektüre dieser Debatten um so interessanter, weil Fakta mehr ergößen als Abstraktionen, und gar besonders amüsant ist es, wenn fabelgleich irgend eine Parallelgeschichte erzählt wird, die den gegenwärtigen, bestimmten Fall witzig persifliert, und dadurch vielleicht am glücklichsten illustriert. Schon bei den Debatten über die Thronrede, am 3. Februar 1825, vernahmen wir im Oberhause eine jener Parallelgeschichten, wie ich sie oben bezeichnet, und die ich wörtlich hierhersetze: (vid. Parliamentary history and review during the session of 1825—26. Pag. 31.)

„Lord Ring bemerkte, daß, wenn auch England blühend und glücklich genannt werden könne, so befänden sich doch sechs Millionen Katholiken in einem ganz andern Zustande jenseits des irländi-

schen Kanals, und die dortige schlechte Regierung sei eine Schande für unser Zeitalter und für alle Britten. Die ganze Welt, sagte er, ist jetzt zu vernünftig, um Regierungen zu entschuldigen, welche ihre Unterthanen wegen Religionsdifferenzen bedrücken oder irgend eines Rechtes berauben. Irland und die Türkei könnte man als die einzigen Länder Europa's bezeichnen, wo ganze Menschenklassen ihres Glaubens wegen unterdrückt und gekränkt werden. Der Großsultan hat sich bemüht, die Griechen zu bekehren, in derselben Weise wie das englische Gouvernement die Bekehrung der irländischen Katholiken betrieb, aber ohne Erfolg. Wenn die unglücklichen Griechen über ihre Leiden klagten und demüthigst baten, ein bißchen besser als mahomedanische Hunde behandelt zu werden, ließ der Sultan seinen Großwesier holen, um Rath zu schaffen. Dieser Großwesier war früherhin ein Freund und späterhin ein Feind der Sultanin gewesen. Er hatte dadurch in der Gunst seines Herrn ziemlich gelitten, und in seinem eigenen Divan von seinen eigenen Beamten und Dienern manchen Widerspruch ertragen müssen (Gelächter). Er war ein Feind der Griechen. Dem Einfluß nach die zweite Person im Divan war der Reis Effendi, welcher den gerechten Forderungen jenes unglücklichen Vol-

les freundlich geneigt war. Dieser Beamte, wie man wusste, war Minister der äußern Angelegenheiten, und seine Politik verdiente und erhielt allgemeinen Beifall. Er zeigte in diesem Felde außerordentliche Liberalität und Talente, er that viel Gutes, verschaffte der Regierung des Sultans viel Popularität, und würde noch mehr ausgerichtet haben, hätten ihn nicht seine minder erleuchteten Kollegen in allen seinen Maßregeln gehemmt. Er war in der That der einzige Mann von wahren Genie im ganzen Divan (Gelächter), und man achtete ihn als eine Zierde türkischer Staatsleute, da er auch mit poetischen Talenten begabt war. Der Kiaja-Bei oder Minister des Innern und der Kapudan Pascha waren wiederum Gegner der Griechen; aber der Chorführer der ganzen Opposition gegen die Rechtsansprüche dieses Volks war der Obermufti oder das Haupt des mahomedanischen Glaubens (Gelächter). Dieser Beamte war ein Feind jeder Veränderung. Er hatte sich regelmäßig widersetzt bei allen Verbesserungen im Handel, bei allen Verbesserungen in der Justiz, bei jeder Verbesserung in der ausländischen Politik (Gelächter). Er zeigte und erklärte sich jedesmal als der größte Verfechter der bestehenden Mißbräuche. Er war der vollendetste Intrigant im ganzen Divan (Ge-

lächter). In früherer Zeit hatte er sich für die Sultanin erklärt, aber er wandte sich gegen sie, sobald er befürchtete, daß er dadurch seine Stelle im Divan verlieren könne, er nahm sogar die Partei ihrer Feinde. Einst wurde der Vorschlag gemacht, einige Griechen in das Corps der regulären Truppen oder Janitscharen aufzunehmen; aber der Obermufti erhob dagegen ein so heillofes Zetergeschrei — ähnlich unserem No popery-Geschrei — daß Diejenigen, welche jene Maßregel genehmigt, aus dem Divan scheiden mußten. Er gewann selbst die Oberhand, und sobald Dies geschah, erklärte er sich für eben dieselbe Sache, wogegen er vorhin am meisten geeifert hatte (Gelächter). Er sorgte für des Sultans Gewissen und für sein eigenes; doch will man bemerkt haben, daß sein Gewissen niemals mit seinen Interessen in Opposition war (Gelächter). Da er aufs genaueste die türkische Konstitution studiert, hatte er ausgefunden, daß sie wesentlich mahomedanisch sei (Gelächter), und folglich allen Vorrechten der Griechen feindselig sein müsse. Er hatte deshalb beschlossen, der Sache der Intoleranz fest ergeben zu bleiben, und war bald umringt von Mollahs, Imams und Derwischen, welche ihn in seinen edeln Vorsätzen bestärkten. Um das Bild dieser Spaltung im Divan zu

vollenden, sei noch erwähnt, daß dessen Mitglieder übereinkamen, sie wollten bei gewissen Streitfragen einig und bei andern wieder entgegengesetzter Meinung sein, ohne ihre Vereinbarung zu brechen. Nachdem man nun die Übel, die durch solch einen Divan entstanden, gesehen hat, nachdem man gesehen, wie das Reich der Muselmänner zerrissen worden durch eben ihre Intoleranz gegen die Griechen und ihre Uneinigkeit unter sich selbst, so sollte man doch den Himmel bitten, das Vaterland vor einer solchen Kabinetts-spaltung zu bewahren.“

Es bedarf keines sonderlichen Scharffsinns, um die Personen zu errathen, die hier in türkische Namen verummmt sind; noch weniger ist es vonnöthen, die Moral der Geschichte in trocknen Worten herzusetzen. Die Kanonen von Navarino haben sie laut genug ausgesprochen, und wenn einst die hohe Pforte zusammenbricht — und brechen wird sie trotz Pera's bevollmächtigten Lakaien, die sich dem Unwillen der Völker entgegenstemmen — dann mag John Bull in seinem Herzen bedenken: mit verändertem Namen spricht von dir die Fabel. Etwas der Art mag England schon jetzt ahnen, indem seine besten Publicisten sich gegen den Interventionskrieg erklären und ganz naiv darauf hindeuten, daß die Völker Europa's mit gleichem

Rechte sich der irländischen Katholiken annehmen und der englischen Regierung eine bessere Behandlung derselben abzwängen könnten. Sie glauben hiermit das Interventionsrecht widerlegt zu haben, und haben es nur noch deutlicher illustriert. Freilich hätten Europa's Völker das heiligste Recht, sich für die Leiden Irlands mit gewaffneter Hand zu verwenden, und dieses Recht würde auch ausgeübt werden, wenn nicht das Unrecht stärker wäre. Nicht mehr die gekrönten Häuptlinge, sondern die Völker selbst sind die Helden der neuern Zeit, auch diese Helden haben eine heilige Alliance geschlossen, sie halten zusammen, wo es gilt für das gemeinsame Recht, für das Völkerrecht der religiösen und politischen Freiheit, sie sind verbunden durch die Idee, sie haben sie beschworen und dafür geblutet, ja sie sind selbst zur Idee geworden — und deshalb zuckt es gleich schmerzhaft durch alle Völkerherzen, wenn irgendwo, sei es auch im äußersten Winkel der Erde, die Idee beleidigt wird.

Doch ich komme ab von meinem Thema. Ich wollte alte Parlamentsspäße erzählen, und, siehe da! die Zeitgeschichte macht jetzt aus jedem Späße gleich Ernst. Ich will ein noch lustigeres Stückchen wählen, nämlich eine Rede, die Spring Rice den 26. Mai desselben Jahrs im Unterhause hielt, und

worin er die protestantische Angst wegen etwaiger Übermacht der Katholiken auf die ergößlichste Weise persifliert: (vid. Parliamentary history and review etc. Pag. 252.)

„Anno 1753, sagte er, brachte man ins Parlament eine Bill für die Naturalisierung der Juden, — eine Maßregel, wogegen heutzutage in diesem Lande nicht einmal irgend ein altes Weib etwas einwenden würde, die aber doch zu ihrer Zeit den heftigsten Widerspruch fand, und eine Menge von Bittschriften aus London und andern Plätzen, von ähnlicher Art, wie wir sie jetzt bei der Bill für die Katholiken vorbringen sehen, zur Folge hatte. In der Bittschrift der Londoner Bürger hieß es: „Sollte die besagte Bill für die Juden gesetzliche Sanktion erhalten, so würde sie die christliche Religion erschrecklich gefährden, sie würde die Konstitution des Staates und unserer heiligen Kirche untergraben (Man lacht), und würde den Interessen des Handels im Allgemeinen und der Stadt London insbesondere außerordentlich schaden (Gelächter).“ Indessen, ungeachtet dieser strengen Denunciation fand der nachfolgende Kanzler des Exchequer, daß die bedrohten, erschrecklichen Folgen ausblieben, als man die Juden in die City von London und selbst in Downingstreet aufnahm (Ge-

lächter). Damals hatte das Journal „Der Kraftsmann“ bei der Denunciation der unzähligen Unglücke, welche jene Maßregel hervorbringen würde, in folgenden Worten sich ausgelassen: „Ich muß um Erlaubnis bitten, die Folgen dieser Bill auseinander zu setzen. Bei Gott ist Gnade, aber bei den Juden ist keine Gnade, und sie haben 1700 Jahre der Züchtigung an uns abzurächen. Wenn diese Bill durchgeht, werden wir Alle Sklaven der Juden, und ohne Hoffnung irgend einer Rettung durch die Güte Gottes. Der Monarch würde den Juden unterthan werden, und der freien Landbesitzer nicht mehr achten. Er würde unsere brittischen Soldaten abschaffen und eine größere Armee von lauter Juden errichten, die uns zwingen würde, unsere königliche Familie abzuschwören, und gleichfalls unter einem jüdischen König naturalisirt zu werden. Erwacht daher, meine christlichen und protestantischen Brüder! Nicht Hannibal ist vor euren Pforten, sondern die Juden, und sie verlangen die Schlüssel eurer Kirchthüren!“ (Lautes anhaltendes Gelächter). Bei den Debatten, welche über jene Bill im Unterhause statt fanden, erklärte ein Baron aus dem Westen (Man lacht), daß, wenn man die Naturalisierung der Juden zugestehet, so gerathe man in Gefahr, bald von ihnen im Par-

lamente überstimmt zu werden. „Sie werden unsere Graffschaften“, sagte er, „unter ihre Stämme vertheilen, und unsere Landgüter den Meistbietenden verkaufen.“ (Man lacht). Ein anderes Parlamentsglied war der Meinung, „wenn die Bill durchgehe, würden sich die Juden so schnell vermehren, daß sie sich über den größten Theil Englands verbreiten, und dem Volke sein Land ebenso wie seine Macht abringen würden. Das Parlamentsglied für London, Sir John Bernard, betrachtete den Gegenstand aus einem tiefern theologischen Gesichtspunkte, einem Gesichtspunkt, den man ganz wiederfindet in der neulichen Petition aus Leicester, deren Unterzeichner den Katholiken vorwerfen, sie seien Abkömmlinge Derer, die ihre Vorfahren verbrannt haben — und in solcher Art rief er, „die Juden seien die Nachkommen Derjenigen, welche den Heiland gekrenzt haben, und deshalb bis auf die spätesten Enkel von Gott verflucht worden.“ — Er (Spring Rice) bringe jene Auszüge zum Vorschein, um zu zeigen, daß jenes alte Lärmgeschrei eben so begründet gewesen sei, wie der jetzige neue Lärm in Betreff der Katholiken. (Hört! hört!) Zur Zeit der Judenbill ward auch eine scherzhafte „Judenzeitung“ ausgegeben, worin man die folgende Ankündigung las: „Seit

unserer letzten Nummer ist der Postwagen von Jerusalem angekommen. Vergangene Woche wurden im Entbindungshospital, Brownlow-Street, fünfundzwanzig Knaben öffentlich beschnitten. Gestern Abend wurde im Sanhedrin durch Stimmenmehrheit die Naturalisirung der Christen verworfen. Das Gerücht eines Aufruhrs der Christen in Nord-Wales erfand sich als ganz unbegründet. Letzten Freitag wurde die Jahrsfeier der Kreuzigung im ganzen Königreiche sehr vergnüglich begangen.“ — In dieser Art und zu allen Zeiten, bei der Judenbill sowohl als bei der Bill für die Katholiken, wurde der lächerlichste Widersezungslärm durch die geistlosesten Mittel erregt, und wenn wir den Ursachen eines solchen Lärms nachforschen, finden wir, daß sie sich immer ähnlich waren. Wenn wir den Ursachen der Opposition gegen die Judenbill im Jahre 1753 nachforschen, finden wir als erste Autorität den Lord Chatham, der im Parlamente aussprach, „er sowohl als die meisten andern Gentlemen seien überzeugt, daß die Religion selbst mit dieser Streitfrage Nichts zu schaffen habe, und es nur dem Verfolgungsgeiste der alten erhabenen Kirche (the old high church's persecuting spirit) gelungen sei, dem Volke das Gegentheil weiß zu machen.“ (Hört! hört!) So ist es auch in diesem Falle, und es ist

wieder ihre Liebe für ausschließliche Macht und Bevorrechtung, was jetzt die alte erhabene Kirche antreibt, das Volk gegen die Katholiken zu bearbeiten; und er (Spring Rice) sei überzeugt, daß Viele, welche solche Künste anwenden, ebenfalls sehr gut wüßten, wie wenig die Religion bei der letzten Katholikenbill in Betrachtung kommen konnte, gewiß eben so wenig, wie bei einer Bill für Regulierung der Maße und Gewichte oder für Bestimmung der Länge des Pendels nach der Anzahl seiner Schwingungen. Ebenfalls in Betreff der Judenbill befindet sich in der damaligen *Hardwicke-Zeitung* ein Brief des Doktor Birch an Herrn Philipp York, worin Sener sich äußerte, daß all dieser Lärm wegen der Judenbill nur einen Einfluß auf die nächstjährigen Wahlen beabsichtigt.“ (Hört! Man lacht.) Es geschah damals, wie Vergleichen auch in unserer Zeit geschieht, daß ein vernünftiger Bischof von Norwich zu Gunsten der Judenbill aufgetreten. Dr. Birch erzählt, daß Dieser bei seiner Zurückkunft in seinen Kirchsprengel jener Handlung wegen insultiert worden; „als er nach Ipswich ging, um dort einige Knaben zu konfirmieren, ward er unterwegs verspottet und man verlangte von ihm beschneitten zu werden;“ auch annoncierte man, „daß der Herr Bischof nächsten

Samstag die Juden konfirmieren und Tags darauf die Christen beschneiden würde.“ (Man lacht.) So war das Geschrei gegen liberale Maßregeln in allen Zeitaltern gleichartig unvernünftig und brutal. (Hört ihn! hört ihn!) Sene Besorgnisse in Hinsicht der Juden vergleiche man mit dem Alarm, der in gewissen Orten durch die Bill für die Katholiken erregt wurde. Die Gefahr, welche man befürchtete, wenn den Katholiken mehr Macht eingeräumt würde, war ebenso absurd; die Macht Unheil anzurichten, wenn sie dazu geneigt waren, konnte ihnen durch das Gesetz in keinem so hohen Grade verliehen werden, wie sie jetzt solche eben durch ihre Bedrückung selbst erlangt haben. Diese Bedrückung ist es, wodurch Leute wie Herr D'Connell und Herr Sheil so einflußreich geworden sind. Die Nennung dieser Herren geschehe nicht um sie verdächtig zu machen; im Gegentheil, man muß ihnen Achtung zollen, und sie haben sich um das Vaterland Verdienste erworben; dennoch wäre es besser, wenn die Macht vielmehr in den Gesetzen als in den Händen der Individuen, seien Diese auch noch so achtungswerth, beruhen möchte. Die Zeit wird kommen, wo man den Widerstand des Parlaments gegen jene Rechtseinträumung nicht bloß mit Verwunderung, sondern auch mit Verachtung

ansehen wird. Die religiöse Weisheit eines frühern Zeitalters war oft Gegenstand der Verachtung bei den nachfolgenden Generationen. (Hört! hört!)

— — — — —
 — — — — —
 — — — — —
 — — — — —
 — — — — —

XII.

Wellington.

Der Mann hat das Unglück, überall Glück zu haben, wo die größten Männer der Welt Unglück hatten, und Das empört uns und macht ihn verhasst. Wir sehen in ihm nur den Sieg der Dummheit über das Genie — Arthur Wellington triumphiert, wo Napoleon Bonaparte untergeht! Nie ward ein Mann ironischer von Fortuna begünstigt, und es ist, als ob sie seine öde Einzigkeit zur Schau geben wollte, indem sie ihn auf den Schild des Sieges emporhebt. Fortuna ist ein Weib, und nach Weiberart grollt sie vielleicht heimlich dem Manne, der ihren ehemaligen Liebling stürzte, obgleich Dessen Sturz ihr eigener Wille war. Jetzt bei der Emancipation der Katholiken läßt sie ihn wieder siegen, und zwar in einem Kampfe, worin George Canning zu Grunde ging. Man würde

ihn vielleicht geliebt haben, wenn der elende Bon-
derrry sein Vorgänger im Ministerium gewesen
wäre; jetzt aber war er der Nachfolger des edlen
Canning, des vielbeweinten, angebeteten, großen
Canning — und er siegt, wo Canning zu Grunde
ging. Ohne solches Unglück des Glücks würde
Wellington vielleicht für einen großen Mann pas-
sieren, man würde ihn nicht hassen, nicht genau
messen, wenigstens nicht mit dem heroischen Maß-
stabe, womit man einen Napoleon und einen Can-
ning mißt, und man würde nicht entdeckt haben,
wie klein er ist als Mensch.

Er ist ein kleiner Mensch, und noch weniger
als klein. Die Franzosen haben von Polignac nichts
Ärgeres sagen können, als: er sei ein Wellington
ohne Ruhm. In der That, was bleibt übrig, wenn
man einem Wellington die Feldmarschalluniform des
Ruhmes auszieht?

Ich habe hier die beste Apologie des Lord
Wellington — im englischen Sinne des Wortes
— geliefert. Man wird sich aber wundern, wenn
ich ehrlich gestehe, daß ich diesen Helden einst so-
gar mit vollen Segeln gelobt habe. Es ist eine
gute Geschichte, und ich will sie hier erzählen.

Mein Barbier in London war ein Kadibaler,
genannt Mister White, ein armer kleiner Mann

in einem abgeschabten schwarzen Kleide, das einen weißen Widerschein gab; er war so dünn, daß die Fagade seines Gesichtes nur ein Profil zu sein schien, und die Senfzer in seiner Brust sichtbar waren noch ehe sie aufstiegen. Er senfzte nämlich immer über das Unglück von Alt-England und über die Unmöglichkeit, jemals die Nationalschuld zu bezahlen.

„Ach!“ — hörte ich ihn gewöhnlich senfzen — „was brauchte sich das englische Volk darum zu bekümmern, wer in Frankreich regierte und was die Franzosen in ihrem Lande trieben? Aber der hohe Adel und die hohe Kirche fürchteten die Freiheitsgrundsätze der französischen Revolution, und um diese Grundsätze zu unterdrücken, mußte John Bull sein Blut und sein Geld hergeben und noch oben-drein Schulden machen. Der Zweck des Krieges ist jetzt erreicht, die Revolution ist unterdrückt, den französischen Freiheitsadlern sind die Flügel beschnitten, der hohe Adel und die hohe Kirche können jetzt ganz sicher sein, daß keiner derselben über den Kanal fliegt, und der hohe Adel und die hohe Kirche sollten jetzt wenigstens die Schulden bezahlen, die für ihr eignes Interesse, und nicht für das arme Volk gemacht worden sind. Ach! das arme Volk —“

Immer, wenn er an „das arme Volk“ kam, seufzte Mister White noch tiefer, und der Refrain war dann, daß das Brod und der Porter so theuer sei, und daß das arme Volk verhungern müsse, um die Lords, Jagdhunde und Pfaffen zu füttern, und daß es nur Eine Hilfe gäbe. Bei diesen Worten pflegte er auch das Messer zu schleifen, und während er es über das Schleifleder hin und her zog, murmelte er ingrimmig langsam: „Lords, Hunde, Pfaffen!“

Gegen den Duke of Wellington kochte aber sein radikaler Zorn immer am heftigsten, er spuckte Gift und Galle, sobald er auf Diesen zu sprechen kam, und wenn er mich unterdessen einseifte, so geschah es mit schäumender Wuth. Einst wurde ich ordentlich bange, als er mich just nahe beim Halse barbierte, während er so heftig gegen Wellington loszog, und beständig dazwischen murmelte: „Hätte ich ihn nur so unterm Messer, ich würde ihm die Mühe ersparen, sich selbst die Kehle abzuschneiden, wie sein Amtsbruder und Landsmann Londonderry, der sich die Kehle abgeschnitten zu North-Cray in der Grafschaft Kent. — Gott verdamme ihn!“

Ich fühlte schon, wie die Hand des Mannes zitterte, und aus Furcht, daß er in der That

schast sich plötzlich einbilden könnte, ich sei der Duke of Wellington, suchte ich seine Festigkeit herabzustimmen und ihn unter der Hand zu besänftigen. Ich nahm seinen Nationalstolz in Anspruch, ich stellte ihm vor, daß Wellington den Ruhm der Engländer befördert, daß er immer nur eine unschuldige Maschine in dritten Händen gewesen sei, daß er gern Beefsteaks esse, und daß er endlich — Gott weiß! was ich noch mehr von Wellington rühmte, als mir das Messer an der Kehle stand.

* * *

Was mich am meisten ärgert, ist der Gedanke, daß Arthur Wellington eben so unsterblich wird wie Napoleon Bonaparte. Ist doch in ähnlicher Weise der Name Pontius Pilatus eben so unvergesslich geblieben wie der Name Christi. Wellington und Napoleon! Es ist ein wunderbares Phänomen, daß der menschliche Geist sich Beide zu gleicher Zeit denken kann. Es giebt keine größern Kontraste als diese Beiden, schon in ihrer äußern Erscheinung. Wellington, das dümmere Gespenst mit einer aschgrauen Seele in einem steifleinernen Körper, ein hölzernes Lächeln in dem frierenden Gesichte — daneben denke man sich das Bild Napoleon's, jeder Zoll ein Gott!

Wie schwindet dieses Bild aus meinem Gedächtnisse. Ich sehe ihn immer noch hoch zu Ross, mit den ewigen Augen in dem marmornen Imperatorgesichte, schicksalruhig hinabblicken auf die vorbeifilterenden Gardien — er schickte sie damals nach Rußland, und die alten Grenadiere schauten zu ihm hinauf so schauerlich ergeben, so mitwissend ernst, so todesstolz —

Te, Caesar, morituri salutant!

Manchmal überschleicht mich geheimer Zweifel, ob ich ihn wirklich selbst gesehen, ob wir wirklich seine Genossen waren, und es ist mir dann, als ob sein Bild, losgerissen aus dem kleinen Rahmen der Gegenwart, immer stolzer und herrischer zurückweiche in vergangenheitliche Dämmerung. Sein Name schon klingt uns wie eine Kunde der Vorwelt und eben so antik und heroisch wie die Namen Alexander und Cäsar. Er ist schon ein Lösungswort geworden unter den Völkern, und wenn der Orient und der Occident sich begegnen, so verständigen sie sich durch diesen einzigen Namen.

Wie bedeutsam und magisch alsdann dieser Name erklingen kann, Das empfand ich aufs tiefste, als ich einst im Hafen von London, wo die indischen Docks sind, an Bord eines Ostindienfahrers

stieg, der eben aus Bengalen angelangt war. Es war ein riesenhaftes Schiff und zahlreich bemannt mit Hindostanern. Die grotesken Gestalten und Gruppen, die seltsam bunten Trachten, die räthselhaften Mienen, die wunderlichen Leibesbewegungen, der wildfremde Klang der Sprache, des Jubels und des Lachens, dabei wieder der Ernst auf einigen sanftgelben Gesichtern, deren Augen, wie schwarze Blumen, mich mit abenteuerlicher Wehmuth ansahen — alles Das erregte in mir ein Gefühl wie Verzauberung, ich war plötzlich wie versetzt in Scheherazade's Märchen, und ich meinte schon, nun müßten auch breitblättrige Palmen und langhalsige Kamele und goldbedeckte Elephanten und andre fabelhafte Bäume und Thiere zum Vorschein kommen. Der Supertargo, der sich auf dem Schiffe befand und die Sprache jener Leute eben so wenig verstand als ich, konnte mir, mit ächtbrittischer Beschränktheit, nicht genug erzählen, was Das für ein närrisches Volk sei, fast lauter Mahomedaner, zusammengewürfelt aus allen Ländern Asiens, von der Grenze China's bis ans arabische Meer, darunter sogar einige pechschwarze, wollhaarige Afrikaner.

Des dumpfen abendländischen Wesens so ziemlich überdrüssig, so recht europamüde, wie ich mich

damals manchmal fühlte, war mir dieses Stück Morgenland, das sich jetzt heiter und bunt vor meinen Augen bewegte, eine erquickliche Labung, mein Herz erfrischten wenigstens einige Tropfen jenes Tranke, wonach es in trüb hannövrifchen oder königlich preußifchen Winternächten fo oft gefchmachtet hatte, und die fremden Leute mochten es mir wohl anfehen, wie angenehm mir ihre Erfcheinung war, und wie gern ich ihnen ein Liebeswörtchen gefagt hätte. Daß auch ich ihnen recht wohl gefiel, war den innigen Augen anzufehen, und fie hätten mir ebenfalls gern etwas Liebes gefagt, und es war eine Trübsal, daß Keiner des Anderen Sprache verftand. Da endlich fand ich ein Mittel, ihnen meine freundschaftliche Gefinnung auch mit einem Worte kund zu geben, und ehrfurchtsvoll und die Hand ausftreckend wie zum Liebesgruß rief ich den Namen: Mahomed!

Freude überftrahlte plötzlich die dunklen Gefichter der fremden Leute, fie kreuzten ehrfurchtsvoll die Arme, und zum erfreuenden Gegengruß riefen fie den Namen: Bonaparte!

XIII.

Die Befreiung.

Wenn mir mal die Zeit der müßigen Untersuchungen wiederkehrt, so werde ich langweiligst gründlich beweisen, daß nicht Indien, sondern Ägypten jenes Kastenthum hervorgebracht hat, das seit zwei Jahrtausenden in jede Landestracht sich zu verummnen und jede Zeit in ihrer eigenen Sprache zu täuschen wußte, das vielleicht jetzt todt ist, aber, den Schein des Lebens erheuchelnd, noch immer bössäugig und unheilstiftend unter uns wandelt, mit seinem Leichendufte unser blühendes Leben vergiftet, ja als ein Vampyr des Mittelalters den Völkern das Blut und das Licht aus den Herzen saugt. Dem Schlamm des Niltbals entstiegen nicht bloß die Krokodile, die so gut weinen können, sondern auch jene Priester, die es noch besser verstehen, und jener privilegiert erbliche Kriegerstand, der in

Mordgier und Gefräßigkeit die .Krokodile noch übertrifft.

Zwei tiefsinnige Männer deutscher Nation entdeckten den heilsamsten Gegenzauber wider die schlimmste aller ägyptischen Plagen, und durch schwarze Kunst — durch die Buchdruckerei und das Pulver — brachen sie die Gewalt jener geistlichen und weltlichen Hierarchie, die sich aus einer Verbindung des Priestertums und der Kriegerkaste, nämlich aus der sogenannten katholischen Kirche und des Feudalabels, gebildet hatte, und die ganz Europa weltlich und geistlich knechtete. Die Druckerpresse zersprengte das Dogmengebäude, worin der Großpfaffe von Rom die Geister geferkert, und Nordeuropa athmete wieder frei, entlastet von dem nächtlichen Alp jener Klerisei, die zwar in der Form von der ägyptischen Standeserblichkeit abgewichen war, im Geiste aber dem ägyptischen Priestersysteme um so getreuer bleiben konnte, da sie sich nicht durch natürliche Fortpflanzung, sondern unnatürlich, durch mamelukenhafte Rekrutierung, als eine Korporation von Hagestolzen noch schroffer darstellte. Eben so sehen wir, wie die Kriegskaste ihre Macht verliert, seit die alte Handwerksroutine nicht mehr von Nutzen ist bei der neuen Kriegsweise; denn von dem Posaunen-

tone der Kanonen werden jetzt die stärksten Burgtürme niedergeblasen wie weiland die Mauern von Jericho, der eiserne Harnisch des Ritters schützt gegen den bleiernen Regen eben so wenig wie der leinene Kittel des Bauers; das Pulver macht die Menschen gleich, eine bürgerliche Flinte geht eben so gut los wie eine ablige Flinte — das Volk erhebt sich.

* * *

Die früheren Bestrebungen, die wir in der Geschichte der lombardischen und toskanischen Republiken, der spanischen Kommunen, und der freien Städte in Deutschland und andern Ländern erkennen, verdienen nicht die Ehre, eine Volkserhebung genannt zu werden; es war kein Streben nach Freiheit, sondern nach Freiheiten, kein Kampf für Rechte, sondern für Gerechtsame; Korporationen stritten um Privilegien, und es blieb Alles in den festen Schranken des Gilden- und Zunftwesens. Erst zur Zeit der Reformation wurde der Kampf von allgemeiner und geistiger Art, und die Freiheit wurde verlangt, nicht als ein hergebrachtes, sondern als ein ursprüngliches, nicht als ein erworbenes, sondern als ein angeborenes Recht. Da wurden nicht mehr alte Pergamente, sondern Principien vorge-

bracht; und der Bauer in Deutschland und der Puritaner in England beriefen sich auf das Evangelium, dessen Aussprüche damals an Vernunft Statt galten, ja noch höher galten, nämlich als eine geoffenbarte Vernunft Gottes. Da stand deutlich ausgesprochen, daß die Menschen von gleich edler Geburt sind, daß hochmüthiges Besserdünken verdammt werden muß, daß der Reichtum eine Sünde ist, und daß auch die Armen berufen sind zum Genuße in dem schönen Garten Gottes, des gemeinsamen Vaters.

Mit der Bibel in der einen Hand und mit dem Schwerte in der andern zogen die Bauern durch das sübliche Deutschland, und der üppigen Bürgerschaft im hochgethürmten Nürnberg ließen sie sagen, es solle künftig kein Haus im Reiche stehen bleiben, das anders aussehe als ein Bauernhaus. So wahr und tief hatten sie die Gleichheit begriffen. Noch heutigen Tags, in Franken und Schwaben, schauen wir die Spuren dieser Gleichheitslehre, und eine grauenhafte Ehrfurcht vor dem heiligen Geiste überschleicht den Wanderer, wenn er im Mondschein die dunkeln Burgtrümmer sieht aus der Zeit des Bauernkriegs. Wohl Dem, der, nüchternen Sinns, nichts Anderes sieht; ist man aber ein Sonntagskind — und Das ist jeder

Geschichtskundige — so sieht man auch die hohe Sagd, die der deutsche Adel, der roheste der Welt, gegen die Besiegten geübt, man sieht, wie tausendweis die Wehrlosen todtgeschlagen, gefoltert, gespießt und gemartert wurden, und aus den wogenden Kornfeldern sieht man sie geheimnisvoll nicken, die blutigen Bauernköpfe, und drüberhin hört man pfeifen eine entseßliche Lerche, rachegellend, wie der Pfeifer vom Helfenstein.

Etwas besser erging es den Brüdern in England und Schottland; ihr Untergang war nicht so schmälig und erfolglos, und noch jetzt sehen wir dort die Früchte ihres Regiments. Aber es gelang ihnen keine feste Begründung desselben, die sauberen Kavaliere herrschen wieder nach wie vor, und ergözen sich an den Spaßgeschichten von den alten starren Stuzköpfen, die der befreundete Barde zu ihrer müßigen Unterhaltung so hübsch beschrieben. Keine gesellschaftliche Umwälzung hat in Großbritannien stattgefunden, das Gerüste der bürgerlichen und politischen Institutionen blieb unzerstört, die Kastenherrschaft und das Zunftwesen hat sich dort bis auf den heutigen Tag erhalten, und, obgleich getränkt von dem Lichte und der Wärme der neuern Civilisation, verharret England in einem mittelalterlichen Zustande, oder vielmehr im Zustande eines

fashionablen Mittelalters. Die Concessionen, die dort den liberalen Ideen gemacht worden, sind dieser mittelalterlichen Starrheit nur mühsam abgekämpft worden, und nie aus einem Princip, sondern aus der faktischen Nothwendigkeit sind alle modernen Verbesserungen hervorgegangen, und sie tragen alle den Fluch der Halbheit, die immer neue Drangsal und neuen Todeskampf und dessen Gefahren nöthig macht. Die religiöse Reformation ist in England nur halb vollbracht, und zwischen den kalten vier Gefängniswänden der bischöflich anglikanischen Kirche befindet man sich noch viel schlechter, als in dem weiten, hübsch bemalten und weich gepolsterten Geisteskerker des Katholicismus. Mit der politischen Reformation ist es nicht viel besser ergangen, die Volksvertretung ist so mangelhaft als möglich — wenn die Stände sich auch nicht mehr durch den Rock trennen, so trennen sie sich doch noch immer durch verschiedenen Gerichtsstand, Patronage, Hoffähigkeit, Prærogative, Gewohnheitsvorrechte und sonstige Fatalien; und wenn Eigenthum und Person des Volks nicht mehr von aristokratischer Willkür, sondern vom Gesetze abhängen, so sind doch diese Gesetze nichts Anderes als eine andere Art von Zähnen, womit die aristokratische Brut ihre Beute erhascht, und eine andere Art von

Dolchen, womit sie das Volk meuchelt. Denn wahrlich, kein Tyrann vom Kontinente würde aus Willkür so viel' Taxen erpressen, als das englische Volk von Gesezwegen bezahlen muß, und kein Tyrann war jemals so grausam wie Englands Kriminalgesetze, die täglich morden für den Betrag eines Shillings, und mit Buchstabenfalte. Wird auch seit Kurzem manche Verbesserung dieses trüben Zustandes in England vorbereitet, werden auch der weltlichen und geistlichen Habsucht hie und da Schranken gesetzt, wird auch jetzt die große Lüge einer Volksvertretung einigermaßen begütigt, indem man hie und da einem großen Fabrikorte die verwirkte Wahlstimme von einem rotten borough überträgt, wird gleichfalls hie und da die barsche Intoleranz gemildert, indem man auch einige andere Sekten bevorrechtet — so ist dieses Alles doch nur leidige Altflückerei, die nicht lange vorhält, und der dümmste Schneider in England kann voraussehen, daß über kurz oder lang das alte Staatskleid in trübseligen Fetzen auseinanderreißt.

* * *

„Niemand flickt einen Lappen von neuem Tuche an ein altes Kleid; denn der neue Lappen reißt doch vom alten, und der Riß wird ärger. Und Niemand

fasset Most in alte Schläuche; anders zerreißt der Most die Schläuche, und der Wein wird verschüttet, und die Schläuche kommen um. Sondern man soll Most in neue Schläuche fassen.“

- Die tiefste Wahrheit erblüht nur der tiefsten Liebe, und daher die Übereinstimmung in den Ansichten des älteren Bergpredigers, der gegen die Aristokratie von Jerusalem gesprochen, und jener späteren Bergprediger, die von der Höhe des Konvents zu Paris ein dreifarbiges Evangelium herabpredigten, wonach nicht bloß die Form des Staates, sondern das ganze gesellschaftliche Leben, nicht geslickt, sondern neu umgestaltet, neu begründet, ja neu geboren werden sollte.

Ich spreche von der französischen Revolution, jener Weltepöche, wo die Lehre der Freiheit und Gleichheit so siegreich emporstieg aus jener allgemeinen Erkenntnisquelle, die wir Vernunft nennen, und die als eine unaufhörliche Offenbarung, welche sich in jedem Menschenhaupte wiederholt und ein Wissen begründet, noch weit vorzüglicher sein muß als jene überlieferte Offenbarung, die sich nur in wenigen Auserlesenen bekundet und von der großen Menge nur geglaubt werden kann. Diese letztgenannte Offenbarungsart, die selbst aristokratischer Natur ist, vermochte nie die Privilegienherr-

schaft, das bevorrechtete Kastenwesen, so sicher zu bekämpfen, wie es die Vernunft, die demokratischer Natur ist, jetzt bekämpft. Die Revolutionsgeschichte ist die Kriegsgeschichte dieses Kampfes, woran wir Alle mehr oder minder theilgenommen; es ist der Todeskampf mit dem Agyptenthum.

Obgleich die Schwerter der Feinde täglich stumpfer werden, obgleich wir schon die besten Positionen besetzt, so können wir doch nicht eher das Triumphlied anstimmen, als bis das Werk vollendet ist. Wir können nur in den Zwischennächten, wenn Waffenstillstand, mit der Laterne aufs Schlachtfeld hinausgehen, um die Todten zu beerdigen. — Wenig fruchtet die kurze Leichenrede! Die Verleumdung, das freche Gespenst, setzt sich auf die edelsten Gräber —

Ach! gilt doch der Kampf auch jenen Erbfeinden der Wahrheit, die so schlau den guten Leumund ihrer Gegner zu vergiften wissen, und die sogar jenen ernstern Vergprediger, den reinsten Freiheitshelden, herabzuwürdigen wußten; denn als sie nicht leugnen konnten, daß er der größte Mensch sei, machten sie ihm zum kleinsten Gotte. Wer mit Pfaffen kämpft, Der mache sich darauf gefaßt, daß der beste Lug und die trüftigsten Verleumdungen seinen armen guten Namen zerfeßen und schwärzen

werden. Aber gleichwie man jene Fahnen, die in der Schlacht am meisten von den Kugeln zerfetzt und von Pulverdampf geschwärzt worden, höher ehrt als die blanksten und gesündesten Rekrutenfahnen, und wie man sie endlich als Nationalreliquien in den Domen aufstellt: so werden einst die Namen unserer Helden, jemehr sie zerfetzt und angeschwärzt worden, um so enthusiastischer verehrt werden in der heiligen Genovevakirche der Freiheit.

Wie die Helden der Revolution, so hat man die Revolution selbst verleumdet, und sie als ein Fürstenschrecknis und eine Volkscheuche dargestellt in Libellen aller Art. Man hat in den Schulen all' die sogenannten Greuel der Revolution von den Kindern auswendig lernen lassen, und auf den Jahrmärkten sah man einige Zeit nichts Anderes als grellcolorierte Bilder der Guillotine. Es ist freilich nicht zu leugnen, diese Maschine, die ein französischer Arzt, ein großer Welt-Orthopäde, Monsieur Guillotin, erfunden hat, und womit man die dummen Köpfe von den bösen Herzen sehr leicht trennen kann, diese heilsame Maschine hat man etwas oft angewandt, aber doch nur bei unheilbaren Krankheiten, z. B. bei Verrath, Lüge und Schwäche, und man hat die Patienten nicht lang gequält, nicht gefoltert und nicht gerädert, wie einst

Tausende und aber Tausende Notdürfters und Vilains, Bürger und Bauern, gequält, gefoltert und geräbert wurden in der guten alten Zeit. Daß die Franzosen mit jener Maschine sogar das Oberhaupt ihres Staates amputiert, ist freilich entsetzlich, und man weiß nicht, ob man sie deshalb des Vatermords oder des Selbstmords beschuldigen soll; aber bei milderungsgründlicher Betrachtung finden wir, daß Ludwig von Frankreich minder ein Opfer der Leidenschaften als vielmehr der Begebenheiten geworden, und daß diejenigen Leute, die das Volk zu solchem Opfer drängten, und die selbst zu allen Zeiten in weit reichlicherem Maße Fürstenblut vergossen haben, nicht als laute Kläger auftreten sollten. Nur zwei Könige, Beide vielmehr Könige des Adels als des Volkes, hat das Volk geopfert, nicht in Friedenszeit, nicht niedriger Interessen wegen, sondern in äußerster Kriegsbedrängnis, als es sich von ihnen verrathen sah, und während es seines eignen Blutes am wenigsten schonte; aber gewiß mehr als tausend Fürsten fielen meuchlings, und der Habsucht oder frivoler Interessen wegen, durch den Dolch, durch das Schwert und durch das Gift des Adels und der Pfaffen. Es ist, als ob diese Rasten den Fürstenmord ebenfalls zu ihren Privilegien rechneten, und deshalb den Tod Ludwig's XVI. und

Karl's I. um so eigennütziger beklagten. O, daß die Könige endlich einsähen, daß sie als Könige des Volkes im Schutze der Gesetze viel sicherer leben können, als unter der Garde ihrer abligen Leibmörder!

* * *

Aber nicht bloß die Helden der Revolution und die Revolution selbst, sondern sogar unser ganzes Zeitalter hat man verleumdet, die ganze Liturgie unserer heiligsten Ideen hat man parodiert, mit unerhörtem Frevel, und wenn man sie hört oder liest, unsere schändlichen Verächter, so heißt das Volk die Kanaille, die Freiheit heißt Frechheit, und mit himmelnden Augen und frommen Seufzern wird geklagt und bedauert, wir wären frivol und hätten leider keine Religion. Heuchlerische Duckmäuser, die unter der Last ihrer geheimen Sünden niedergebeugt einherschleichen, wagen es ein Zeitalter zu lästern, das vielleicht das heiligste ist von allen seinen Vorgängern und Nachfolgern, ein Zeitalter, das sich opfert für die Sünden der Vergangenheit und für das Glück der Zukunft, ein Messias unter den Jahrhunderten, der die blutige Dornenkrone und die schwere Kreuzeslast kaum er-

trüge, wenn er nicht dann und wann ein heiteres Bauderville trällerte und Späße risse über die neuern Pharisäer und Saducäer. Die kolossalen Schmerzen wären nicht zu ertragen ohne solche Witzreißerei und Persifflage! Der Ernst tritt um so gewaltiger hervor, wenn der Spaß ihn angekündigt. Die Zeit gleicht hierin ganz ihren Kindern unter den Franzosen, die sehr schreckliche leichtfertige Bücher geschrieben, und doch sehr streng und ernsthaft sein konnten, wo Strenge und Ernst nothwendig wurden; z. B. Laclos und gar Louvet de Couvray, die Beide, wo es galt, mit Märtyrerkühnheit und Aufopferung für die Freiheit stritten, übrigens aber sehr frivol und schlüpfrig schrieben, und leider keine Religion hatten.

Als ob die Freiheit nicht eben so gut eine Religion wäre als jede andere! Da es die unsrige ist, so könnten wir, mit demselben Maße messend, ihre Verächter für frivol und irreligiös erklären.

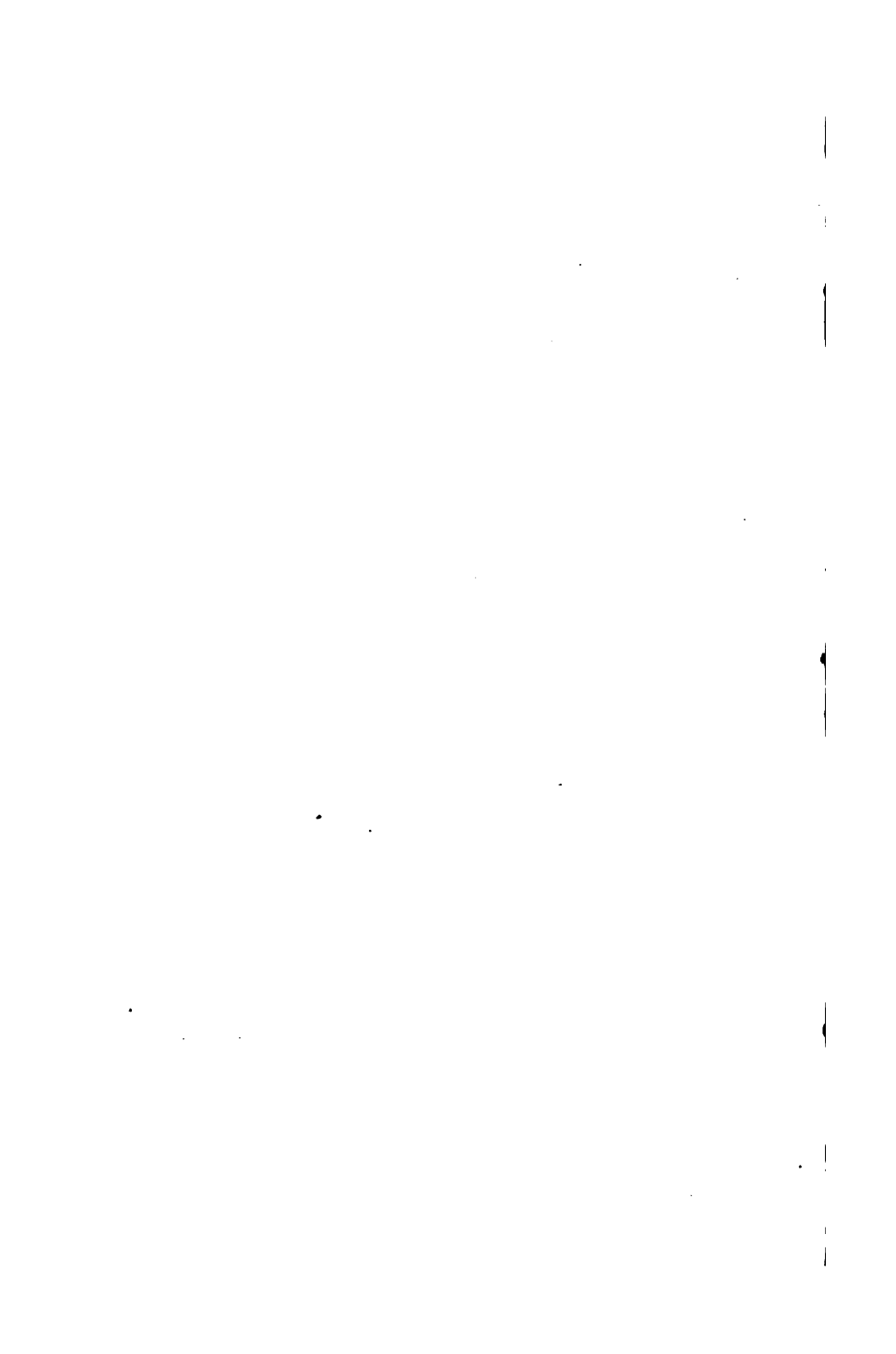
Sa, ich wiederhole die Worte, womit ich diese Blätter eröffnet: Die Freiheit ist eine neue Religion, die Religion unserer Zeit. Wenn Christus auch nicht der Gott dieser Religion ist, so ist er doch ein Hoherpriester derselben, und sein Name strahlt beseligend in die Herzen der Jünger. Die Franzosen sind aber das auserlesene Volk der neuen

Religion, in ihrer Sprache sind die ersten Evangelien und Dogmen verzeichnet, Paris ist das neue Jerusalem, und der Rhein ist der Jordan, der das geweihte Land der Freiheit trennt von dem Lande der Philister.

Shakspeare's

Mädchen und Frauen.

(1839.)



Ich kenne einen guten Hamburger-Christen, der sich nie darüber zufrieden geben konnte, daß unser Herr und Heiland von Geburt ein Jude war. Ein tiefer Unmuth ergriff ihn jedesmal, wenn er sich eingestehen mußte, daß der Mann, der, ein Muster der Vollkommenheit, die höchste Verehrung verdient, dennoch zur Sippchaft jener ungeschmäuzten Langnasen gehörte, die er auf der Straße als Trödler herumhausieren sieht, die er so gründlich verachtet, und die ihm noch fataler sind, wenn sie gar, wie er selber, sich dem Großhandel mit Gewürzen und Farbestoffen zuwenden, und seine eigenen Interessen beeinträchtigen.

Wie es diesem vortrefflichen Sohne Hammonia's mit Jesus Christus geht, so geht es mir mit William Shakspeare. Es wird mir flau zu Muth,

wenn ich bedenke, daß er am Ende doch ein Engländer ist, und dem widerwärtigsten Volke angehört, das Gott in seinem Zorne erschaffen hat.

Welch ein widerwärtiges Volk, Welch ein unerquickliches Land! Wie steifleinen, wie hausbacken, wie selbstsüchtig, wie eng, wie englisch! Ein Land, welches längst der Ocean verschluckt hätte, wenn er nicht befürchtete, daß es ihm Übelkeiten im Magen verursachen möchte . . . Ein Volk, ein graues, gähnendes Ungeheuer, dessen Athem Nichts als Stieluft und tödliche Langeweile, und das sich gewiß mit einem kolossalen Schiffstau am Ende selbst aufhängt . . .

Und in einem solchen Lande, und unter einem solchen Volke hat William Shakspeare im April 1564 das Licht der Welt erblickt.

Aber das England jener Tage, wo in dem nordischen Bethlehem, welches Stratford upon Avon geheißen, der Mann geboren ward, dem wir das weltliche Evangelium, wie man die Shakspeare'schen Dramen nennen möchte, verdanken, das England jener Tage war gewiß von dem heutigen sehr verschieden; auch nannte man es merry England, und es blühte in Farbenglanz, Maskenscherz, tiefsinniger Narrethei, sprudelnder Thatenlust, überschwänglicher Leidenschaft . . . Das Leben war dort

noch ein buntes Turnier, wo freilich die edelbürtigen Ritter in Schimpf und Ernst die Hauptrolle spielten, aber der helle Trompetenton auch die bürgerlichen Herzen erschütterte . . . Und statt des dicken Biers trank man den leichtsinnigen Wein, das demokratische Getränk, welches im Kaufe die Menschen gleich macht, die sich eben noch auf den nüchternen Schauplätzen der Wirklichkeit nach Rang und Geburt unterschieden . . .

All diese farbenreiche Lust ist seitdem erblichen, verschollen sind die freudigen Trompetenklänge, erloschen ist der schöne Kauf . . . Und das Buch, welches dramatische Werke von William Shakespeare heißt, ist als Trost für schlechte Zeiten und als Beweis, daß jenes merry England wirklich existiert habe, in den Händen des Volkes zurückgeblieben.

Es ist ein Glück, daß Shakespeare eben noch zur rechten Zeit kam, daß er ein Zeitgenosse Elisabeth's und Jakobs war, als freilich der Protestantismus sich bereits in der ungezügelter Denkfreiheit, aber keineswegs in der Lebensart und Gefühlsweise äußerte, und das Königthum, beleuchtet von den letzten Strahlen des untergehenden Ritterwesens, noch in aller Glorie der Poesie blühte und glänzte. Ja, der Volksglaube des Mittelalters,

der Katholicismus, war erst in der Theorie zerstört; aber er lebte noch mit seinem vollen Zauber im Gemüthe der Menschen, und erhielt sich noch in ihren Sitten, Gebräuchen und Anschauungen. Erst später, Blume nach Blume, gelang es den Puritanern, die Religion der Vergangenheit gründlich zu entwurzeln, und über das ganze Land, wie eine graue Nebeldecke, jenen öden Trübsinn auszubreiten, der seitdem, entgeistet und entkräftet, zu einem lauwarmen, greinenden, dünnschläfrigen Pietismus sich verwässerte. Wie die Religion, so hatte auch das Königthum in England zu Shakespeare's Zeit noch nicht jene matte Umwandlung erlitten, die sich dort heutigen Tags unter dem Namen konstitutioneller Regierungsform, wenn auch zum Besten der europäischen Freiheit, doch keineswegs zum Heile der Kunst geltend macht. Mit dem Blute Karl's des Ersten, des großen, wahren, letzten Königs, floss auch alle Poesie aus den Adern Englands; und dreimal glücklich war der Dichter, der dieses kummervolle Ereignis, das er vielleicht im Geiste ahnete, nimmermehr als Zeitgenosse erlebt hat. Shakespeare ward in unsren Tagen sehr oft ein Aristokrat genannt. Ich möchte dieser Anklage keineswegs widersprechen, und seine politischen Neigungen vielmehr entschuldigen, wenn ich bedenke, daß

sein zukunftschauendes Dichterauge aus bedeutenden Wahrzeichen schon jene nivellierende Puritanerzeit voraus sah, die mit dem Königthum so auch aller Lebenslust, aller Poesie und aller heitern Kunst ein Ende machen würde.

Sa, während der Herrschaft der Puritaner ward die Kunst in England geächtet; namentlich wüthete der evangelische Eifer gegen das Theater, und sogar der Name Shakspeare erlosch für lange Jahre im Andenken des Volks. Es erregt Erstaunen, wenn man jetzt in den Flugschriften damaliger Zeit, z. B. in dem *Histrio-Mastix* des famosen Brynne, die Ausbrüche des Zornes liest, womit über die arme Schauspiellkunst das Anathema ausgekrächt wurde. Sollen wir den Puritanern ob solchem Zelotismus allzu ernsthaft zürnen? Wahrlich, nein; in der Geschichte hat Jeder Recht, der seinem inwohnenden Principe getreu bleibt, und die düstern Stukköpfe folgten nur den Konsequenzen jenes kunstfeindlichen Geistes, der sich schon während der ersten Jahrhunderte der Kirche kundgab, und sich mehr oder minder bilderstürmend bis auf heutigen Tag geltend machte. Diese alte, unversöhnliche Abneigung gegen das Theater ist Nichts als eine Seite jener Feindschaft, die seit achtzehn Jahrhunderten zwischen zwei ganz heterogenen Weltanschauungen

waltet, und wovon die eine dem dürrn Boden Judäa's, die andere dem blühenden Griechenland entsprossen ist. Ja, schon seit achtzehn Jahrhunderten dauert der Groll zwischen Jerusalem und Athen, zwischen dem heiligen Grab und der Wiege der Kunst, zwischen dem Leben im Geiste und dem Geist im Leben; und die Reibungen, öffentliche und heimliche Befehdungen, die dadurch entstanden, offenbaren sich dem esoterischen Leser in der Geschichte der Menschheit. Wenn wir in der heutigen Zeitung finden, daß der Erzbischof von Paris einem armen todtten Schauspieler die gebräuchlichen Begräbnissehren verweigert, so liegt solchem Verfahren keine besondere Priesterlaune zum Grunde, und nur der Kurzsichtige erblickt darin eine engsinnige Böswilligkeit. Es waltet hier vielmehr der Eifer eines alten Streites, eines Todeskampfes gegen die Kunst, welche von dem hellenischen Geist oft als Tribüne benutzt wurde, um von da herab das Leben zu predigen gegen den abtödtenden Jüdäismus; die Kirche verfolgte in den Schauspielern die Organe des Griechenthums, und diese Verfolgung traf nicht selten auch die Dichter, die ihre Begeisterung nur von Apollo herleiteten, und den proskribierten Heidenthümern eine Zuflucht sicherten im Lande der Poesie. Oder ist gar etwa Ranküne im Spiel? Die unleid-

lichsten Feinde der gedrückten Kirche, während der zwei ersten Jahrhunderte, waren die Schauspieler, und die Acta Sanctorum erzählen oft, wie diese verruchten Histrionen auf den Theatern in Rom sich dazu hergaben, zur Lust des heidnischen Böbels die Lebensart und Mysterien der Nazarener zu parodieren. Oder war es gegenseitige Eifersucht, was zwischen den Dienern des geistlichen und des weltlichen Wortes so bitteren Zwiespalt erzeugte?

Nächst dem asketischen Glaubenseifer war es der republikanische Fanatismus, welcher die Puritaner beseelte in ihrem Haß gegen die alt-englische Bühne, wo nicht bloß das Heidenthum und die heidnische Gesinnung, sondern auch der Royalismus und die adligen Geschlechter verherrlicht wurden. Ich habe an einem andern Orte*) gezeigt, wie viele Ähnlichkeit in dieser Beziehung zwischen den ehemaligen Puritanern und den heutigen Republikanern waltet. Mögen Apollo und die ewigen Musen uns von der Herrschaft dieser Lektoren bewahren!

Im Strudel der angeedeuteten kirchlichen und politischen Umwälzungen verlor sich auf lange Zeit

*) Bei Besprechung der Charaktere im „Julius Cäsar“ auf den nachfolgenden Blättern.

der Name Shakspeare's, und es dauerte fast ein ganzes Jahrhundert, ehe er wieder zu Ruhm und Ehre gelangte. Seitdem aber stieg sein Ansehen von Tag zu Tag, und gleichsam eine geistige Sonne ward er für jenes Land, welches der wirklichen Sonne fast während zwölf Monate im Jahre entbehrt, für jene Insel der Verdammnis, jenes Botanbah ohne südliches Klima, jenes steinkohlenqualmige, maschinenschnurrende, kirchengängerische und schlecht besoffene England! Die gütige Natur enterbt nie gänzlich ihre Geschöpfe, und indem sie den Engländern Alles, was schön und lieblich ist, versagte, und ihnen weder Stimme zum Gesang noch Sinne zum Genuß verliehen, und sie vielleicht nur mit lederen Porterschläuchen statt mit menschlichen Seelen begabt hat, ertheilte sie ihnen zum Ersatz ein groß Stück bürgerlicher Freiheit, das Talent sich häuslich bequem einzurichten, und den William Shakspeare.

Sa, Dieser ist die geistige Sonne, die jenes Land verherrlicht mit ihrem holdesten Lichte, mit ihren gnadenreichen Strahlen. Alles mahnt uns dort an Shakspeare, und wie verklärt erscheinen uns dadurch die gewöhnlichsten Gegenstände. Überall umrauscht uns dort der Fittig seines Genius, aus jeder bedeutenden Erscheinung grüßt uns sein

klares Auge, und bei großartigen Vorfällen glauben wir ihn manchmal nicken zu sehen, leise nicken, leise und lächelnd.

Diese unaufhörliche Erinnerung an Shakspeare und durch Shakspeare ward mir recht deutlich während meines Aufenthalts in London, während ich, ein neugieriger Reisender, dort von Morgens bis in die späte Nacht nach den sogenannten Merkwürdigkeiten herumliefe. Jeder lion mahnte an den größern lion, an Shakspeare. Alle jene Orte, die ich besuchte, leben in seinen historischen Dramen ihr unsterbliches Leben, und waren mir eben dadurch von frühester Jugend bekannt. Diese Dramen kennt aber dort zu Lande nicht bloß der Gebildete, sondern auch Jeder im Volke, und sogar der dicke Beefeater, der mit seinem rothen Rock und rothen Gesicht im Tower als Wegweiser dient, und dir hinter dem Mittelsthor das Verlies zeigt, wo Richard seine Neffen, die jungen Prinzen, ermorden lassen, verweist dich an Shakspeare, welcher die nähern Umstände dieser grausamen Geschichte beschrieben habe. Auch der Küster, der dich in der Westminsterabtei herumführt, spricht immer von Shakspeare, in dessen Tragödien jene todtten Könige und Königinnen, die hier in steinernem Konterfei auf ihren Sarkophagen ausgestreckt liegen, und für

einen Shilling sechs Pence gezeigt werden, eine so wilde oder klägliche Rolle spielen. Er selber, die Bildsäule des großen Dichters, steht dort in Lebensgröße, eine erhabene Gestalt mit sinnigem Haupt, in den Händen eine Pergamentrolle . . . Es stehen vielleicht Zauberworte darauf, und wenn er um Mitternacht die weißen Lippen bewegt und die Todten beschwört, die dort in den Grabmälern ruhen, so steigen sie hervor mit ihren verrosteten Harnischen und verschollenen Hofgewanden, die Ritter der weißen und der rothen Rose, und auch die Damen heben sich seufzend aus ihren Ruhestätten, und ein Schwertergeklirr und ein Lachen und Fluchen erschallt . . . Ganz wie zu Drurylane, wo ich die Shakspeare'schen Geschichtsdramen so oft tragieren sah, und wo Kean mir so gewaltig die Seele bewegte, wenn er verzweifeln über die Bühne rann:

„A horse, a horse, my kingdom for a horse!“

Ich müßte den ganzen Guide of London abschreiben, wenn ich die Orte anführen wollte, wo mir dort Shakspeare in Erinnerung gebracht wurde. Am bedeutungsvollsten geschah Dieses im Parlamente, nicht sowohl deshalb, weil das Lokal desselben jenes Westminster-Hall ist, wovon in den Shakspeare'schen Dramen so oft die Rede, sondern

weil, während ich den dortigen Debatten beizuohnte, einmal von Shakespeare selber gesprochen wurde, und zwar wurden seine Verse, nicht ihrer poetischen, sondern ihrer historischen Bedeutung wegen, citirt. Zu meiner Verwunderung merkte ich, daß Shakespeare in England nicht bloß als Dichter gefeiert, sondern auch als Geschichtschreiber von den höchsten Staatsbehörden, von dem Parlamente, anerkannt wird.

Dies führt mich auf die Bemerkung, daß es ungerecht sei, wenn man bei den geschichtlichen Dramen Shakespeare's die Ansprüche machen will, die nur ein Dramatiker, dem bloß die Poesie und ihre künstlerische Einkleidung der höchste Zweck ist, befriedigen kann. Die Aufgabe Shakespeare's war nicht bloß die Poesie, sondern auch die Geschichte; er konnte die gegebenen Stoffe nicht willkürlich modeln, er konnte nicht die Ereignisse und Charaktere nach Laune gestalten; und eben so wenig, wie Einheit der Zeit und des Ortes, konnte er Einheit des Interesses für eine einzige Person oder für eine einzige Thatfache beobachten. Dennoch in diesen Geschichtsdramen strömt die Poesie reichlicher und gewaltiger und süßer als in den Tragödien jener Dichter, die ihre Fabeln entweder selbst erfinden oder nach Gutdünken umarbeiten, das strengste

Ebenmaß der Form erzielen, und in der eigentlichen Kunst, namentlich aber in dem enchainement des scènes, den armen Shakspeare übertreffen.

Sa, Das ist es, der große Britte ist nicht bloß Dichter, sondern auch Historiker; er handhabt nicht bloß Melpomene's Dolch, sondern auch Klio's noch schärferen Griffel. In dieser Beziehung gleicht er den frühesten Geschichtschreibern, die ebenfalls keinen Unterschied wussten zwischen Poesie und Historie, und nicht bloß eine Nomenklatur des Geschehenen, ein stäubiges Herbarium der Ereignisse lieferten, sondern die Wahrheit verklärten durch Gesang, und im Gesange nur die Stimme der Wahrheit tönen ließen. Die sogenannte Objektivität, wovon heut so viel die Rede, ist Nichts als eine trockene Lüge; es ist nicht möglich die Vergangenheit zu schildern, ohne ihr die Färbung unserer eigenen Gefühle zu verleihen. Sa, da der sogenannte objektive Geschichtschreiber doch immer sein Wort an die Gegenwart richtet, so schreibt er unwillkürlich im Geiste seiner eigenen Zeit, und dieser Zeitgeist wird in seinen Schriften sichtbar sein, wie sich in Briefen nicht bloß der Charakter des Schreibers, sondern auch des Empfängers offenbart. Gene sogenannte Objektivität, die, mit ihrer Leblosigkeit sich brüstend, auf der Schädelstätte der Thatfachen

thront, ist schon deshalb als unwahr verwerflich, weil zur geschichtlichen Wahrheit nicht bloß die genauen Angaben des Faktums, sondern auch gewisse Mittheilungen über den Eindruck, den jenes Faktum auf seine Zeitgenossen hervorgebracht hat, nothwendig sind. Diese Mittheilungen sind aber die schwierigste Aufgabe; denn es gehört dazu nicht bloß eine gewöhnliche Notizenkunde, sondern auch das Anschauungsvermögen des Dichters, dem, wie Shakespeare sagt, „das Wesen und der Körper verschollener Zeiten“ sichtbar geworden.

Und ihm waren sie sichtbar, nicht bloß die Erscheinungen seiner eigenen Landesgeschichte, sondern auch die, wovon die Annalen des Alterthums uns Kunde hinterlassen haben, wie wir es mit Erstaunen bemerken in den Dramen, wo er das untergegangene Römerthum mit den wahrsten Farben schildert. Wie den Rittergestalten des Mittelalters, hat er auch den Helden der antiken Welt in die Nieren gesehen, und ihnen befohlen, das tiefste Wort ihrer Seele auszusprechen. Und immer wußte er die Wahrheit zur Poesie zu erheben, und sogar die gemüthlosen Römer, das harte nüchterne Volk der Prosa, diese Mischlinge von roher Raubsucht und feinem Advokatenfinn, diese kasuistische Solbateske, wußte er poetisch zu verklären.

Aber auch in Beziehung auf seine römischen Dramen muß Shakespeare wieder den Vorwurf der Formlosigkeit anhören, und sogar ein höchst begabter Schriftsteller, Dietrich Grabbe, nannte sie *) „poetisch verzierte Chroniken,“ wo aller Mittelpunkt fehle, wo man nicht wisse, wer Hauptperson, wer Nebenperson, und wo, wenn man auch auf Einheit des Orts und der Zeit verzichtet, doch nicht einmal Einheit des Interesses zu finden sei. Sonderbarer Irrthum der schärfsten Kritiker! Nicht sowohl die letztgenannte Einheit, sondern auch die Einheiten von Ort und Zeit mangeln keineswegs unserm großen Dichter. Nur sind bei ihm die Begriffe etwas ausgedehnter als bei uns: Der Schauplatz seiner Dramen ist dieser Erdball, und Das ist seine Einheit des Ortes; die Ewigkeit ist die Periode, während welcher seine Stücke spielen, und Das ist seine Einheit der Zeit; und beiden angemäß ist der Held seiner Dramen, der dort als Mittelpunkt strahlt, und die Einheit des Interesses repräsentiert . . . Die Menschheit ist jener Held,

*) In seinem Aufsatz „Über die Shakspearomanie,“ abgedruckt im zweiten Band der „Dramatischen Dichtungen von Grabbe,“ Frankfurt, 1827.

jener Held, welcher beständig stirbt und beständig aufersteht — beständig liebt, beständig hasst, doch noch mehr liebt als hasst — sich heute wie ein Wurm krümmt, morgen als ein Adler zur Sonne fliegt — heute eine Narrenkappe, morgen einen Lorber verdient, noch öfter Beides zu gleicher Zeit — der große Zwerg, der kleine Riese, der homöopathisch zubereitete Gott, in welchem die Göttlichkeit zwar sehr verdünnt, aber doch immer existiert — ach! laßt uns von dem Heldenthum dieses Helden nicht zu Viel reden, aus Bescheidenheit und Scham!

Dieselbe Treue und Wahrheit, welche Shakespeare in Betreff der Geschichte beurfundet, finden wir bei ihm in Betreff der Natur. Man pflegt zu sagen, daß er der Natur den Spiegel vorhalte. Dieser Ausdruck ist tadelhaft, da er über das Verhältniß des Dichters zur Natur irreleitet. In dem Dichtergeiste spiegelt sich nicht die Natur, sondern ein Bild derselben, das dem getreuesten Spiegelbilde ähnlich, ist dem Geiste des Dichters eingeboren; er bringt gleichsam die Welt mit zur Welt, und wenn er, aus dem träumenden Kindesalter erwachend, zum Bewusstsein seiner selbst gelangt, ist ihm jeder Theil der äußern Erscheinungswelt gleich in seinem ganzen Zusammenhang begreifbar; denn

er trägt ja ein Gleichbild des Ganzen in seinem Geiste, er kennt die letzten Gründe aller Phänomene, die dem gewöhnlichen Geiste räthselhaft dünken, und auf dem Wege der gewöhnlichen Forschung nur mühsam, oder auch gar nicht begriffen werden . . . Und wie der Mathematiker, wenn man ihm nur das kleinste Fragment eines Kreises giebt, unverzüglich den ganzen Kreis und den Mittelpunkt desselben angeben kann: so auch der Dichter, wenn seiner Anschauung nur das kleinste Bruchstück der Erscheinungswelt von außen geboten wird, offenbart sich ihm gleich der ganze universelle Zusammenhang dieses Bruchstücks; er kennt gleichsam Cirkulatur und Centrum aller Dinge; er begreift die Dinge in ihrem weitesten Umfang und tiefsten Mittelpunkt.

Aber ein Bruchstück der Erscheinungswelt muß dem Dichter immer von außen geboten werden, ehe jener wunderbare Proceß der Weltergänzung in ihm stattfinden kann; dieses Wahrnehmen eines Stücks der Erscheinungswelt geschieht durch die Sinne, und ist gleichsam das äußere Ereignis, wovon die innern Offenbarungen bedingt sind, denen wir die Kunstwerke des Dichters verdanken. Je größer diese letztern, desto neugieriger sind wir, jene äußeren Ereignisse zu kennen, welche dazu die erste

Veranlassung gaben. Wir forschen gern nach Notizen über die wirklichen Lebensbeziehungen des Dichters. Diese Neugier ist um so thörichter, da, wie aus Obengesagtem schon hervorgeht, die Größe der äußeren Ereignisse in keinem Verhältnisse steht zu der Größe der Schöpfungen, die dadurch hervorgerufen wurden. Jene Ereignisse können sehr klein und scheinlos sein, und sind es gewöhnlich, wie das äußere Leben der Dichter überhaupt gewöhnlich sehr klein und scheinlos ist. Ich sage scheinlos und klein, denn ich will mich keiner betrüblicheren Worte bedienen. Die Dichter präsentieren sich der Welt im Glanze ihrer Werke, und besonders wenn man sie aus der Ferne sieht, wird man von den Strahlen geblendet. O laßt uns nie in der Nähe ihren Wandel beobachten! Sie sind wie jene holden Lichter, die am Sommerabend aus Rasen und Lauben so prächtig hervorglänzen, daß man glauben sollte, sie seien die Sterne der Erde . . . daß man glauben sollte, sie seien Diamanten und Smaragde, kostbares Geschmeide, welches die Königsfinder, die im Garten spielten, an den Büschen aufgehängt und dort vergaßen . . . daß man glauben sollte, sie seien glühende Sonnentropfen, welche sich im hohen Grase verloren haben, und jetzt in der kühlen Nacht sich erquicken

und freudeblichen, bis der Morgen kommt und das rothe Flammengestirn sie wieder zu sich heraufsaugt . . . Ach, suche nicht am Tage die Spur jener Sterne, Edelsteine und Sonnentropfen! Statt ihrer siehst du ein armes misfarbiges Würmchen, das am Wege kläglich dahintriecht, dessen Anblick dich anwidert, und das dein Fuß dennoch nicht zertreten will, aus sonderbarem Mitleid!

Was war das Privatleben von Shakspeare? Trotz aller Forschungen hat man fast gar Nichts davon ermitteln können, und Das ist ein Glück. Nur allerlei unbewiesene läppische Sagen haben sich über die Jugend und das Leben des Dichters fortgepflanzt. Da soll er bei seinem Vater, welcher Metzger gewesen, selber die Ochsen abgeschlachtet haben . . . Diese letztern waren vielleicht die Ahnen jener englischen Kommentatoren, die wahrscheinlich aus Nachgroll ihm überall Unwissenheit und Kunstfehler nachwiesen. Dann soll er Wollhändler geworden sein und schlechte Geschäfte gemacht haben . . . Armer Schelm! er meinte, wenn er Wollhändler würde, könne er endlich in der Wolle sitzen. Ich glaube Nichts von der ganzen Geschichte; viel Geschrei und wenig Wolle. Geneigter bin ich zu glauben, daß unser Dichter wirklich Wilddieb geworden, und wegen eines Hirsch-

Kalbs in gerichtliche Bedrängnis gerieth; weshalb ich ihn aber dennoch nicht ganz verdamme. „Auch Ehrlich hat einmal ein Kalb gestohlen,“ sagt ein deutsches Sprichwort. Hierauf soll er nach London entflohen sein und dort für ein Trinkgeld die Pferde der großen Herrn vor der Thüre des Theaters beaufsichtigt haben . . . So ungefähr lauten die Fabeln, die in der Literaturgeschichte ein altes Weib dem andern nachkatscht.

Authentische Urkunden über die Lebensverhältnisse Shakspeare's sind keine Sonette, die ich jedoch nicht besprechen möchte, und die eben ob der tiefen menschlichen Misère, die sich darin offenbart, zu obigen Betrachtungen über das Privatleben der Poeten mich verleiteten.

Der Mangel an bestimmteren Nachrichten über Shakspeare's Leben ist leicht erklärbar, wenn man die politischen und religiösen Stürme bedenkt, die bald nach seinem Tode ausbrachen, für einige Zeit eine völlige Puritanerherrschaft hervorriefen, auch später noch unerquicklich nachwirkten, und die goldene Elisabethperiode der englischen Literatur nicht bloß vernichteten, sondern auch in gänzliche Vergessenheit brachten. Als man zu Anfang des vorigen Jahrhunderts die Werke von Shakspeare wieder aus

große Tageslicht zog, fehlten alle jene Traditionen, welche zur Auslegung des Textes förderlich gewesen wären, und die Kommentatoren mußten zu einer Kritik ihre Zuflucht nehmen, die in einem flachen Empirismus und noch kläglicheren Materialismus ihre letzten Gründe schöpfte. Nur mit Ausnahme von William Hazlitt hat England keinen einzigen bedeutenden Kommentator Shakespeare's hervorgebracht; überall Kleinigkeitskrämerei, selbstbespiegelnde Selbsttätigkeit, enthusiastisch thuerender Dünkel, gelehrte Aufgeblasenheit, die vor Wonne fast zu plagen droht, wenn sie dem armen Dichter irgend einen antiquarischen, geographischen oder chronologischen Schnitzer nachweisen und dabei bedauern kann, daß er leider die Alten nicht in der Ursprache studiert, und auch sonst wenige Schulkenntniffe besessen habe. Er läßt ja die Römer Hüte tragen, läßt Schiffe landen in Böhmen, und zur Zeit Troja's läßt er den Aristoteles citieren! Das war mehr als ein englischer Gelehrter, der in Oxford zum magister artium graduiert worden, vertragen konnte! Der einzige Kommentator Shakespeare's, den ich als Ausnahme bezeichne, und der auch in jeder Hinsicht einzig zu nennen ist, war der selige Hazlitt, ein Geist eben so glänzend wie tief, eine Mischung von Diderot und Börne, flammende Begeisterung für die Revo-

lation neben dem glühendsten Kunstfönn, immer sprudelnd von Verve und Esprit.

Besser als die Engländer haben die Deutschen den Shakespeare begriffen. Und hier muß wieder zuerst jener theure Name genannt werden, den wir überall antreffen, wo es bei uns eine große Initiative galt. Gotthold Ephraim Lessing war der Erste, welcher in Deutschland seine Stimme für Shakespeare erhob. Er trug den schwersten Baustein herbei zu einem Tempel für den größten aller Dichter, und, was noch preisenwerther, er gab sich die Mühe, den Boden, worauf dieser Tempel erbaut werden sollte, von dem alten Schutte zu reinigen. Die leichten französischen Schaubuden, die sich breit machten auf jenem Boden, riß er unbarmherzig nieder in seinem freudigen Baueifer. Gottsched schüttelte so verzweiflungsvoll die Locken seiner Perücke, daß ganz Leipzig erbehte, und die Wangen seiner Gattin vor Angst, oder auch von Puderstaub, erbleichten. Man könnte behaupten, die ganze Lessing'sche Dramaturgie sei im Interesse Shakespeare's geschrieben.

Nach Lessing ist Wieland zu nennen. Durch seine Übersetzung des großen Poeten vermittelte er noch wirksamer die Anerkennung Desselben in Deutschland. Sonderbar, der Dichter des Agathon und der

Musarion, der tändelnde cavaliere servente der Grazien, der Anhänger und Nachahmer der Franzosen: er war es, den auf einmal der brittische Ernst so gewaltig erfasste, daß er selber den Hel den aufs Schild hob, der seiner eigenen Herrschaft ein Ende machen sollte.

Die dritte große Stimme, die für Shakspeare in Deutschland erklang, gehörte unserem lieben, theuern Herder, der sich mit unbedingter Begeisterung für ihn erklärte. Auch Goethe huldigte ihm mit großem Trompetentusch; kurz, es war eine glänzende Reihe von Königen, welche, Einer nach dem Andern, ihre Stimme in die Urne warfen, und den William Shakspeare zum Kaiser der Literatur erwählten.

Dieser Kaiser saß schon fest auf seinem Throne, als auch der Ritter August Wilhelm von Schlegel und sein Schildknappe, der Hofrath Ludwig Tieck, zum Handkusse gelangten, und aller Welt versicherten, jetzt erst sei das Reich auf immer gesichert, das tausendjährige Reich des großen William's.

Es wäre Ungerechtigkeit, wenn ich Herrn A. W. Schlegel die Verdienste absprechen wollte, die er durch seine Übersetzung der Shakspeare'schen Dramen und durch seine Vorlesungen über dieselben erworben hat. Aber ehrlich gestanden, diesen letz-

teren fehlt allzu sehr der philosophische Boden; sie schweifen allzu oberflächlich in einem frivolen Dilettantismus umher, und einige hässliche Hintergrundgedanken treten allzu sichtbar hervor, als daß ich darüber ein unbedingtes Lob aussprechen dürfte. Des Herrn A. W. Schlegel's Begeisterung ist immer ein künstliches, ein absichtliches Hineinlügen in einen Rausch ohne Trunkenheit, und bei ihm, wie bei der übrigen romantischen Schule, sollte die Apothese Shakspeare's indirekt zur Herabwürdigung Schiller's dienen. Die Schlegel'sche Übersetzung ist gewiß bis jetzt die gelungenste, und entspricht den Anforderungen, die man an eine metrische Übertragung machen kann. Die weibliche Natur seines Talents kommt hier dem Übersetzer gar vortreflich zu Statten, und in seiner charakterlosen Kunstfertigkeit kann er sich dem fremden Geiste ganz liebevoll und treu anschmiegen.

Indessen, ich gestehe es, trotz dieser Tugenden möchte ich zuweilen der alten Eschenburg'schen Übersetzung, die ganz in Prosa abgefaßt ist, vor der Schlegel'schen den Vorzug ertheilen, und zwar aus folgenden Gründen:

Die Sprache des Shakspeare ist nicht Demselben eigenthümlich, sondern sie ist ihm von seinen Vorgängern und Zeitgenossen überliefert; sie ist

die herkömmliche Theatersprache, deren sich damals der dramatische Dichter bedienen musste, er mochte sie nun seinem Genius passend finden oder nicht. Man braucht nur flüchtig in Dobsley's Collection of old plays zu blättern, und man bemerkt, daß in allen Tragödien und Lustspielen damaliger Zeit dieselbe Sprechart herrscht, derselbe Euphemismus, dieselbe Übertreibung der Zierlichkeit, geschraubte Wortbildung, dieselben Roncetti, Witzspiele, Geistes=schönörkeleien, die wir ebenfalls bei Shakspeare finden, und die von beschränkten Köpfen blindlings bewundert, aber von dem einsichtsvollen Leser, **wo nicht** getadelt, doch gewiß nur als eine **Äußerlichkeit**, als eine Zeitbedingung, die nothwendiger Weise zu erfüllen war, entschuldigt werden. Nur in den Stellen, wo der ganze Genius von Shakspeare hervortritt, wo seine höchsten Offenbarungen laut werden, da streift er auch jene traditionelle Theatersprache von sich ab, und zeigt sich in einer erhaben=schönen Nacktheit, in einer Einfachheit, die mit der ungeschminkten Natur wetteifert und uns mit den süßesten Schauern erfüllt. Ja, wo solche Stellen, da bekundet Shakspeare auch in der Sprache eine bestimmte Eigenthümlichkeit, die aber der metrische Übersetzer, der mit gebundenen Wortfüßen dem Gedanken nachhinkt, nimmermehr getreu abspiegeln kann.

Bei dem metrischen Übersetzer verlieren sich diese außerordentlichen Stellen in dem gewöhnlichen Gleise der Theatersprache, und auch Herr Schlegel kann diesem Schicksal nicht entgehen. Wozu aber die Mühe des metrischen Übersetzens, wenn eben das Beste des Dichters dadurch verloren geht, und nur das Tadelhafte wiedergegeben wird? Eine Übersetzung in Prosa, welche die prunklose, schlichte, naturähnliche Reuscheit gewisser Stellen leichter reproducirt, verdient daher gewiß den Vorzug vor der metrischen.

In unmittelbarer Nachfolge Schlegel's hat sich Herr L. Tieck als Erläuterer Shakspeare's einiges Verdienst erworben. Dieses geschah namentlich durch seine dramaturgischen Blätter, welche vor vierzehn Jahren in der Abendzeitung erschienen sind, und unter Theaterliebhabern und Schauspielern das größte Aufsehen erregten. Es herrscht leider in jenen Blättern ein breitbeschaulicher, langwürdiger Belehrungston, dessen sich der liebenswürdige Taugenichts, wie ihn Gutzkow nennt, mit einer gewissen geheimen Schalkheit beflissen hat. Was ihm an Renntnis der klassischen Sprachen, oder gar an Philosophie abging, ersetzte er durch Anstand und Spaßlosigkeit, und man glaubt Sir John auf dem Sessel zu sehen, wie er dem Prinzen eine Stand-

rede hält. Aber trotz der weitbauschigen, doktrinellen Gravität, worunter der kleine Ludwig seine philologische und philosophische Unwissenheit, seine ignorantia zu verbergen sucht, befinden sich in den erwähnten Blättern die scharfsinnigsten Bemerkungen über die Charaktere der Shakspeare'schen Helden, und hie und da begegnen wir sogar jener poetischen Anschauungsfähigkeit, die wir in den frühern Schriften des Herrn Tieck immer bewundert und mit Freude anerkannt haben.

Ach, dieser Tieck, welcher einst ein Dichter war und, wo nicht zu den Höchsten, doch wenigstens zu den Hochstrebenden gezählt wurde, wie ist er seitdem heruntergekommen! Wie kläglich ist das abgehaspelte Pensum, das er uns jetzt jährlich bietet, im Vergleiche mit den freien Erzeugnissen seiner Muse aus der frühern mondbegänzten Märchenweltzeit! Eben so lieb wie er uns einst war, eben so widerwärtig ist er uns jetzt, der ohnmächtige Reidhart, der die begeisterten Schmerzen deutscher Jugend in seinen Klatschnovellen verleumdete! Auf ihn passen so ziemlich die Worte Shakspeare's: „Nichts schmeckt so ekelhaft wie Süßes, das in Verdorbenheit überging; Nichts riecht so schändlich wie eine verfaulte Lilie!“

Unter den deutschen Kommentatoren des großen Dichters kann man den seligen Franz Horn nicht unerwähnt lassen. Seine Erläuterungen Shakspeare's sind jedenfalls die vollständigsten, und betragen fünf Bände. Es ist Geist darin, aber ein so verwaschener und verdünnter Geist, daß er uns noch unerquicklicher erscheint als die geistloseste Beschränktheit. Sonderbar, dieser Mann, der sich aus Liebe für Shakspeare sein ganzes Leben hindurch mit dem Studium Desselben beschäftigte und zu seinen eifrigsten Anbetern gehört, war ein schwachmatischer Pietist. Aber vielleicht eben das Gefühl seiner eigenen Seelenmattigkeit erregte bei ihm ein beständiges Bewundern Shakspeare'scher Kraft, und wenn gar manchmal der brittische Titane in seinen leidenschaftlichen Scenen den Pelion auf den Ossa schleudert und bis zur Himmelsburg hinanstürmt, dann fällt dem armen Erläuterer vor Erstaunen die Feder aus der Hand, und er seufzt und flennt gelinde. Als Pietist müßte er eigentlich seinem frömmelnden Wesen nach jenen Dichter hassen, dessen Geist, ganz getränkt von blühender Götterluft, in jedem Worte das freudigste Heidenthum athmet; er müßte ihn hassen, jenen Bekenner des Lebens, der, dem Glauben des Todes heimlich abhold und in den süßesten Schauern alter Helden-

kraft schwelgend, von den traurigen Seligkeiten der Demuth und der Entfagung und der Kopfhängerei Nichts wissen will! Aber er liebt ihn dennoch, und in seiner unermüdlichen Liebe möchte er den Shakspeare nachträglich zur wahren Kirche bekehren; er kommentiert eine christliche Gesinnung in ihn hinein; sei es frommer Betrug oder Selbsttäuschung, diese christliche Gesinnung entdeckt er überall in den Shakspeare'schen Dramen, und das fromme Wasser seiner Erläuterungen ist gleichsam ein Taufbad von fünf Bänden, welches er dem großen Heiden auf den Kopf gießt.

Aber, ich wiederhole es, diese Erläuterungen sind nicht ganz ohne Geist. Manchmal bringt Franz Horn einen guten Einfall zur Welt; dann schneidet er allerlei langweilig süß-säuerliche Grimassen, und greint und dreht sich und windet sich auf dem Gebärstuhl des Gedankens; und wenn er endlich mit dem guten Einfall niedergekommen, dann betrachtet er gerührt die Nabelschnur, und lächelt erschöpft wie eine Wächnerin. Es ist in der That eine ebenso verdrießliche wie kurzweilige Erscheinung, daß grade unser schwächlicher pietistischer Franz den Shakspeare kommentiert hat. In einem Lustspiel von Grabbe ist die Sache aufs ergößlichste umgekehrt: Shakspeare, welcher nach dem Tode in die Hölle gekom-

men, muß dort Erläuterungen zu Franz Horn's Werken schreiben*).

Wirksamere, als die Glossen und die Erklärerei und das mühsame Lobhudeeln der Kommentatoren, war für die Popularisierung Shakspeare's die begeisterte Liebe, womit talentvolle Schauspieler seine Dramen aufführten, und somit dem Urtheil des gesammten Publikums zugänglich machten. Nichtenberg, in seinen Briefen aus England, giebt uns einige bedeutsame Nachrichten über die Meisterschaft, womit in der Mitte des vorigen Jahrhunderts auf der Londoner Bühne die Shakspeare'schen Charaktere dargestellt wurden. Ich sage: Charaktere, nicht die Werke in ihrer Ganzheit; denn bis auf heutige Stunde haben die brittischen Schauspieler im Shakspeare nur die Charakteristik begriffen, keineswegs die Poesie, und noch weniger die Kunst. Solche Einseitigkeit der Auffassung findet sich aber jedenfalls in weit bornierterem Grade bei den Kommentatoren, die durch die bestäubte Brille der Gelehrsamkeit nimmermehr im Stande waren, das Aller-

*) „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung;“ Lustspiel in drei Aufzügen. Dramatische Dichtungen von Gräbe. Band II. Die betreffende Stelle findet sich in der zweiten Scene des zweiten Actes, S. 125.

Anmerkung des Herausgebers.

einfachste, das Zunächstliegende, die Natur, in Shakespeare's Dramen zu sehen. Garrick sah klarer den Shakespeare'schen Gedanken als Dr. Johnson, der Sohn Bull der Gelehrsamkeit, auf dessen Nase die Königin Mab gewiß die drolligsten Sprünge machte, während er über den Sommernachts Traum schrieb; er wußte gewiß nicht, warum er bei Shakespeare mehr Nasentügel und Lust zum Niesen empfand als bei den übrigen Dichtern, die er kritisierte.

Während Dr. Johnson die Shakespeare'schen Charaktere als todte Leichen fectierte, und dabei seine dicksten Dummheiten in ciceronianischem Englisch auskramte, und sich mit plumper Selbstgefälligkeit auf den Antitthesen seines lateinischen Periodenbaues schaukelte, stand Garrick auf der Bühne und erschütterte das ganze Volk von England, indem er mit schauerlicher Beschwörung jene Todten ins Leben rief, daß sie vor Aller Augen ihre grauenhaften, blutigen oder lächerlichen Geschäfte verrichteten. Dieser Garrick aber liebte den großen Dichter, und zum Lohne für solche Liebe liegt er begraben in Westminster neben dem Piedestal der Shakespeare'schen Statue, wie ein treuer Hund zu den Füßen seines Herrn.

Eine Übersiedelung des Garrick'schen Spiels nach Deutschland verdanken wir dem berühmten

Schröder, welcher auch einige der besten Dramen Shakspeare's für die deutsche Bühne zuerst bearbeitete. Wie Garrick, so hat auch Schröder weder die Poesie noch die Kunst begriffen, die sich in jenen Dramen offenbart, sondern er that nur einen verständigen Blick in die Natur, die sich darin zunächst ausspricht; und weniger suchte er die holdselige Harmonie und die innere Vollendung eines Stücks, als vielmehr die einzelnen Charaktere darin mit der einseitigsten Naturtreue zu reproducieren. Zu diesem Urtheil berechtigen mich sowohl die Traditionen seines Spieles, wie sie sich bis heutigen Tag auf der Hamburger Bühne erhielten, als auch seine Bearbeitungen der Shakspeare'schen Stücke selbst, worin alle Poesie und Kunst verwischt ist, und nur durch Zusammenfassung der schärfsten Züge eine feste Zeichnung der Hauptcharaktere, eine gewisse allgemein zugängliche Natürlichkeit hervortritt.

Aus diesem Systeme der Natürlichkeit entwickelte sich auch das Spiel des großen Devrient, den ich einst zu Berlin gleichzeitig mit dem großen Wolf spielen sah, welcher Letztere in seinem Spiele vielmehr dem Systeme der Kunst huldigte. Obgleich, von den verschiedensten Richtungen ausgehend, Senor die Natur, Dieser die Kunst als das Höchste erstrebte, begegneten sie sich doch Beide in der Poesie,

und durch ganz entgegengesetzte Mittel erschütterten und entzückten sie die Herzen der Zuschauer.

Weniger als man erwarten durfte, haben die Mufen der Musik und der Malerei zur Verherrlichung Shakspeare's beigetragen. Waren sie neidisch auf ihre Schwester Melpomene und Thalia, die durch den großen Britten ihre unsterblichsten Kränze ersiegt? Außer „Romeo und Julia“ und „Othello“, hat kein Shakspeare'sches Stück irgend einen bedeutenden Komponisten zu großen Schöpfungen begeistert. Der Werth jener tönenden Blumen, die dem jauchzenden Nachtigallherzen Zingarelli's entsprossen, brauche ich eben so wenig zu loben wie jene süßesten Klänge, womit der Schwan von Pesaro die verblutende Zärtlichkeit Desdemona's und die schwarzen Flammen ihres Geliebten besungen hat! Die Malerei, wie überhaupt die zeichnenden Künste, haben den Ruhm unseres Dichters noch karglicher unterstützt. Die sogenannte Shakspeare-Galerie in Pall-Mall zeugt zwar von dem guten Willen, aber zugleich von der kühlen Ohnmacht der brittischen Maler. Es sind nüchterne Darstellungen, ganz im Geiste der ältern Franzosen, ohne den Geschmack, der sich bei Diesen nie ganz verleugnet. Es giebt Etwas, worin die Engländer eben so lächerliche Pfuscher sind wie in

der Musik, Das ist nämlich die Malerei. Nur im Fache des Portraits haben sie Ausgezeichnetes geleistet, und gar wenn sie das Portrait mit dem Grabstichel, also nicht mit Farben, behandeln können, übertreffen sie die Künstler des übrigen Europas. Was ist der Grund jenes Phänomens, daß die Engländer, denen der Farbensinn so kümmerlich versagt ist, dennoch die außerordentlichsten Zeichner sind, und Meisterstücke des Kupfer- und Stahlstichs zu liefern vermögen? Daß Letzteres der Fall ist, bezeugen die nach Shakespeare'schen Dramen gezeichneten Portraits von Frauen und Mädchen, die ich hier mittheile*), und deren Vortrefflichkeit wohl keines Kommentars bedarf. Von Kommentar ist hier überhaupt am allerwenigsten die Rede. Die vorstehenden Blätter sollten nur dem lieblichen Werke als flüchtige Einleitung, als Vorgruß dienen, wie es Brauch und üblich ist. Ich bin der Pförtner, der euch diese Galerie aufschließt, und was ihr bis jetzt gehört, war nur eitel Schlüsselgerassel. Indem ich euch umherführe, werde ich manchmal ein kurzes Wort in eure Betrachtungen hineinschwanken; ich werde manchmal jene Cicerone

*) Vgl. in Betreff dieser Bilder das Vorwort des Herausgebers zum vorliegenden Bande.

nachahmen, die nie erlauben, daß man sich in die Betrachtung irgend eines Bildes allzu begeisternsvoll versenkt; mit irgend einer banalen Bemerkung wissen sie euch bald aus der beschaulichen Entzückung zu wecken.

Sedenfalls glaube ich mit dieser Publikation den heimischen Freunden eine Freude zu machen. Der Aublick dieser schönen Frauengesichter möge ihnen die Betrübniß, wozu sie jetzt so sehr berechtigt sind, von der Stirne verschreiben. Ach, daß ich euch nichts Reelleres zu bieten vermag, als diese Schattenbilder der Schönheit! Daß ich euch die roßige Wirklichkeit nicht erschließen kann! Ich wollte einst die Hellebarden brechen, womit man euch die Gärten des Genusses versperrt . . . Aber die Hand war schwach, und die Hellebardiere lachten und stießen mich mit ihren Stangen gegen die Brust, und das vorlaut großmüthige Herz verstummte aus Scham, wo nicht gar aus Furcht. Ihr seufzet?

Tragödien.



Cressida.

(Troilus und Cressida.)

Es ist die ehrenfesteste Tochter des Priesters Calchas, welche ich hier dem verehrungswürdigen Publikum zuerst vorführe. Pandarus war ihr Oheim: ein wackerer Kuppler; seine vermittelnde Thätigkeit wäre jedoch schier entbehrlich gewesen. Troilus, ein Sohn des vielzeugenden Priamus, war ihr erster Liebhaber; sie erfüllte alle Formalitäten, sie schwur ihm ewige Treue, brach sie mit gehörigem Anstand, und hielt einen seufzenden Monolog über die Schwäche des weiblichen Herzens, ehe sie sich dem Diomedes ergab. Der Horcher Thersites, welcher ungalanter Weise immer den rechten Namen ausspricht, nennt sie eine Meze. Aber er wird wohl einst seine Ausdrücke mäßigen müssen; denn es kann sich wohl ereignen, daß die Schöne, von einem Helden zum andern und immer zum

geringeren hinabsinkend, endlich ihm selber als süße Buhle anheimfällt.

Nicht ohne mancherlei Gründe habe ich an der Pforte dieser Galerie das Bildnis der Cressida aufgestellt. Wahrlich nicht ihrer Tugend wegen, nicht weil sie ein Typus des gewöhnlichen Weibcharakters, gestattete ich ihr den Vorrang vor so manchen herrlichen Idealgestalten Shakespeare'scher Schöpfung; nein, ich eröffnete die Reihe mit dem Bilde jener zweideutigen Dame, weil ich, wenn ich unseres Dichters sämtliche Werke herausgeben sollte, ebenfalls das Stück, welches den Namen „Troilus und Cressida“ führt, allen andern voranstellen würde. Stevens, in seiner Prachtausgabe Shakespeare's, thut Dasselbe, ich weiß nicht warum; doch zweifle ich, ob dieselben Gründe, die ich jetzt andeuten will, auch jenen englischen Herausgeber bestimmten.

„Troilus und Cressida“ ist das einzige Drama von Shakespeare, worin er die nämlichen Heroen tragieren läßt, welche auch die griechischen Dichter zum Gegenstand ihrer dramatischen Spiele wählten; so daß sich uns durch Vergleich mit der Art und Weise, wie die ältern Poeten dieselben Stoffe behandelten, das Verfahren Shakespeare's recht klar offenbart. Während die klassischen Dichter der

Griechen nach erhabenster Verklärung der Wirklichkeit streben und sich zur Idealität emporzuschwingen, bringt unser moderner Tragiker mehr in die Tiefe der Dinge; er gräbt mit scharfgewetzter Geistes- schaufel in den stillen Boden der Erscheinungen, und entblößt vor unseren Augen ihre verborgenen Wurzeln. Im Gegensatz zu den antiken Tragikern, die, wie die antiken Bildhauer, nur nach Schönheit und Adel rangen, und auf Kosten des Gehaltes die Form verherrlichten, richtete Shakespeare sein Augenmerk zunächst auf Wahrheit und Inhalt; daher seine Meisterschaft der Charakteristik, womit er nicht selten, an die verdrießlichste Karikatur streifend, die Helden ihrer glänzenden Harnische entkleidet und in dem lächerlichsten Schlafrocke erscheinen läßt. Die Kritiker, welche „Troilus und Cressida“ nach den Principien beurtheilten, die Aristoteles aus den besten griechischen Dramen abstrahirt hat, mußten daher in die größten Verlegenheiten, wo nicht gar in die possierlichsten Irrthümer gerathen. Als Tragödie war ihnen das Stück nicht ernsthaft und pathetisch genug; denn Alles darin ging so natürlich von Statten, fast wie bei uns; und die Helden handelten eben so dumm, wo nicht gar gemein, wie bei uns; und der Hauptheld ist ein Raps und die Heldin eine gewöhnliche Schürze,

wie wir deren genug unter unseren nächsten Bekannten wahrnehmen . . . und gar die gefeiertesten Namensgeber, Renommeen der heroischen Vorzeit, z. B. der große Pelide Achilles, der tapfere Sohn der Thetis, wie miserabel erscheinen sie hier! Auf der andern Seite konnte auch das Stück nicht für eine Komödie erklärt werden; denn vollströmig floss darin das Blut, und erhaben genug klangen darin die längsten Reden der Weisheit, wie z. B. die Betrachtungen, welche Ulysses über die Nothwendigkeit der Auktoritas anstellt, und die bis auf heutige Stunde die größte Beherzigung verdienen.

Nein, ein Stück, worin solche Reden gemischt werden, das kann keine Komödie sein, sagten die Kritiker, und noch weniger durften sie annehmen, daß ein armer Schelm, welcher, wie der Turnlehrer Maßmann, blutwenig Latein und gar kein Griechisch verstand, so verwegen sein sollte, die berühmten klassischen Helden zu einem Lustspiele zu gebrauchen!

Nein, „Troilus und Cressida“ ist weder Lustspiel noch Trauerspiel im gewöhnlichen Sinne; dieses Stück gehört nicht zu einer bestimmten Dichtungsart, und noch weniger kann man es mit den vorhandenen Maßstäben messen — es ist Shakespeare's eigenthümlichste Schöpfung. Wir können ihre hohe

Vortrefflichkeit nur im Allgemeinen anerkennen; zu einer besonderen Beurtheilung bedürften wir jener neuen Ästhetik, die noch nicht geschrieben ist.

Wenn ich nun dieses Drama unter der Rubrik „Tragödien“ einregistriere, so will ich dadurch von vornherein zeigen, wie streng ich es mit solchen Überschriften nehme. Mein alter Lehrer der Poetik im Gymnasium zu Düsseldorf bemerkte einst sehr scharfsinnig: „Diejenigen Stücke, worin nicht der heitere Geist Thalia's, sondern die Schwermuth Melpomene's athmet, gehören ins Gebiet der Tragödie.“ Vielleicht trug ich jene umfassende Definition im Sinne, als ich auf den Gedanken gerieth, „Troilus und Cressida“ unter die Tragödien zu stecken. Und in der That, es herrscht darin eine jauchzende Bitterkeit, eine weltverhöhrende Ironie, wie sie uns nie in den Spielen der komischen Muse begegnete. Es ist weit eher die tragische Göttin, welche überall in diesem Stücke sichtbar wird, nur daß sie hier einmal lustig thun und Spaß machen möchte... Und es ist, als sähen wir Melpomene auf einem Grisettenball den Chahut tanzen, freches Gelächter auf den bleichen Rippen, und den Tod im Herzen.

Cassandra.

(Troilus und Cressida.)

Es ist die wahrsagende Tochter des Priamus, welche wir hier im Bildnisse vorführen. Sie trägt im Herzen das schauerliche Vorwissen der Zukunft; sie verkündet den Untergang Ilion's, und jetzt, wo Hector sich waffnet, um mit dem schrecklichen Peliden zu kämpfen, fleht sie und jammert sie . . . Sie sieht im Geiste schon den geliebten Bruder aus offenen Todeswunden verbluten . . . Sie fleht und jammert. Vergebens! Niemand hört auf ihren Rath, und eben so rettungslos wie das ganze verblendete Volk sinkt sie in den Abgrund eines dunkeln Schicksals.

Kärgliche und eben nicht sehr bedeutungsvolle Worte widmet Shakspeare der schönen Seherin; sie ist bei ihm nur eine gewöhnliche Unglückspro-

phetin, die mit Wehegeschrei in der versehmten
Stadt umherläuft:

Ihr Auge rollt irre,
Ihr Haar flattert wirre,

wie Figura zeigt.

Liebreicher hat sie unser großer Schiller in
einem seiner schönsten Gedichte gefeiert. Hier klagt
sie dem pythischen Gotte mit den schneidendsten Sam-
mertönen das Unglück, das er über seine Priesterin
verhängt . . . Ich selber hatte einmal in öffentlicher
Schulprüfung jenes Gedicht zu deklamieren, und
stecken blieb ich bei den Worten:

Frommt's den Schleier aufzuheben,
Wo das nahe Schrecknis droht?
Nur der Irrthum ist das Leben,
Und das Wissen ist der Tod.

Helena.

(Troilus und Cressida.)

Dieses ist die schöne Helena, deren Geschichte ich euch nicht ganz erzählen und erklären kann; ich müßte denn wirklich mit dem Ei der Leda beginnen.

Ihr Titularvater hieß Lyncardus, aber ihr wirklich geheimer Erzeuger war ein Gott, der in der Gestalt eines Vogels ihre gebenedeite Mutter befruchtet hatte, wie Vergleichen im Alterthum oft geschah. Früh verheirathet ward sie nach Sparta; doch bei ihrer außerordentlichen Schönheit ist es leicht begreiflich, daß sie dort bald verführt wurde, und ihren Gemahl, den König Menelaus, zum Hahnrei machte.

Meine Damen, wer von euch sich ganz rein fühlt, werfe den ersten Stein auf die arme Schwester. Ich will damit nicht sagen, daß es keine ganz treuen Frauen geben könne. War doch schon

das erste Weib, die berühmte Eva, ein Muster ehelicher Treue. Ohne den leisesten Ehebruchsgeanken wandelte sie an der Seite ihres Gemahls, des berühmten Adam's, der damals der einzige Mann in der Welt war, und ein Schurzfell von Feigenblättern trug. Nur mit der Schlange konversierte sie gern, aber bloß wegen der schönen französischen Sprache, die sie sich dadurch aneignete, wie sie denn überhaupt nach Bildung strebte. O, ihr Enastöchter, ein schönes Beispiel hat euch eure Stamm-Mutter hinterlassen! . . .

Frau Venus, die unsterbliche Göttin aller Wonne, verschaffte dem Prinzen Paris die Gunft der schönen Helena; er verlegte die heilige Sitte des Gastrechts, und entfloß mit seiner holden Beute nach Troja, der sichern Burg . . . was wir Alle ebenfalls unter solchen Umständen gethan hätten. Wir Alle, und darunter verstehe ich ganz besonders uns Deutsche, die wir gelehrter sind als andere Völker, und uns von Jugend auf mit den Gesängen des Homer's beschäftigen. Die schöne Helena ist unser frühester Liebling, und schon im Knabenalter, wenn wir auf den Schulbänken sitzen und der Magister uns die schönen griechischen Verse expliciert, wo die trojanischen Greise beim Anblick der Helena in Entzückung gerathen . . . dann pochen

schon die süßesten Gefühle in unserer jungen unerfahrenen Brust . . . Mit erröthenden Wangen und unsicherer Zunge antworten wir auf die grammatischen Fragen des Magisters . . . Späterhin, wenn wir älter und ganz gelehrt und sogar Hexenmeister geworden sind, und den Teufel selbst beschwören können, dann begehren wir von dem dienenden Geiste, daß er uns die schöne Helena von Sparta verschaffe. Ich habe es schon einmal gesagt*), der Johannes Faustus ist der wahre Repräsentant der Deutschen, des Volkes, das im Wissen seine Lust befriedigt, nicht im Leben. Obgleich dieser berühmte Doktor, der Normal-Deutsche, endlich nach Sinnengenuss lechzt und schmachtet, sucht er den Gegenstand der Befriedigung keineswegs auf den blühenden Fluren der Wirklichkeit, sondern im gelehrten Moder der Bücherwelt; und während ein französischer oder italienischer Nekromant von dem Mephistopheles das schönste Weib der Gegenwart gefordert hätte, begehrt der deutsche Faust ein Weib, welches bereits vor Jahrtausenden gestorben ist, und ihm nur noch als schöner Schatten aus alt-

*) Bei Gelegenheit der Besprechung von Goethe's Faust — „Romantische Schule,“ erstes Buch; Sämmtliche Werke, Band VI.

Anmerkung des Herausgebers.

griechischen Pergamenten entgegenlächelt, die Helena von Sparta! Wie bedeutsam charakterisiert dieses Verlangen das innerste Wesen des deutschen Volkes!

Eben so kärglich wie die Cassandra hat Shakespeare im vorliegenden Stücke, in „Troilus und Cressida,“ die schöne Helena behandelt. Wir sehen sie nebst Paris auftreten, und mit dem greisen Kuppler Pandarus einige heiter neckende Gespräche wechseln. Sie foppt ihn, und endlich begehrt sie, daß er mit seiner alten mackernden Stimme ein Liebeslied singe. Aber schmerzliche Schatten der Ahnung, die Vorgefühle eines entsetzlichen Ausganges beschleichen manchmal ihr leichtfertiges Herz; aus den rosigsten Scherzen reden die Schlangen ihre schwarzen Köpfe hervor, und sie verräth ihren Gemüthszustand in den Worten:

„Laß uns ein Lied der Liebe hören . . . diese Liebe wird uns Alle zu Grunde richten. O Cupido! Cupido!“

Virgilia.

(Coriolan.)

Sie ist das Weib des Coriolan, eine schüchterne Taube, die nicht einmal zu girren wagt in Gegenwart des überstolzen Gatten. Wenn Dieser aus dem Felde siegreich zurückkehrt, und Alles ihm entgegenjubelt, senkt sie demüthig ihr Antlitz, und der lächelnde Held nennt sie sehr sinnig: „Mein holdes Stillschweigen!“ In diesem Stillschweigen liegt ihr ganzer Charakter; sie schweigt wie die erröthende Rose, wie die keusche Perle, wie der sehnsüchtige Abendstern, wie das entzückte Menschenherz ... es ist ein volles, kostbares, glühendes Schweigen, das mehr sagt als alle Beredsamkeit, als jeder rhetorische Wortschwall. Sie ist ein verschämt sanftes Weib, und in ihrer zarten Goldseligkeit bildet sie den reinsten Gegensatz zu ihrer Schwieger, der römischen Wölfin Volumnia, die den Wolf Cajus

Marcus einst gefängt mit ihrer eisernen Milch. Ja, Letztere ist die wahre Matrone, und aus ihren patricischen Zügen sog die junge Brut Nichts als wilden Muth, ungestümen Trotz und Verachtung des Volkes.

Wie ein Held durch solche früh eingesogenen Tugenden und Untugenden die Lorberkrone des Ruhmes erwirbt, dagegen aber die bessere Krone, den bürgerlichen Eichenkranz einbüßt, und endlich bis zum entsetzlichsten Verbrechen, bis zum Verrath an dem Vaterland, herabsinkend, ganz schmachlich untergeht: Das zeigt uns Shakspeare in dem tragischen Drama, welches „Coriolan“ betitelt ist.

Nach „Troilus und Cressida,“ worin unser Dichter seinen Stoff der altgriechischen Heroenzeit entnommen, wende ich mich zu dem „Coriolan,“ weil wir hier sehen, wie er römische Zustände zu behandeln verstand. In diesem Drama schildert er nämlich den Parteikampf der Patricier und Plebejer im alten Rom.

Ich will nicht geradezu behaupten, daß diese Schilderung in allen Einzelheiten mit den Annalen der römischen Geschichte übereinstimme; aber das Wesen jener Kämpfe hat unser Dichter aufs tiefste begriffen und dargestellt. Wir können Solches um so richtiger beurtheilen, da unsere Gegenwart manche

Erscheinungen aufweist, die dem betrüblichen Zwiespalte gleichen, welcher einst im alten Rom zwischen den bevorrechteten Patriciern und den herabgewürdigten Plebejern herrschte. Man sollte manchmal glauben, Shakspeare sei ein heutiger Dichter, der im heutigen London lebe und unter römischen Massen die jetzigen Tories und Radikalen schildern wolle. Was uns in solcher Meinung noch bestärken könnte, ist die große Ähnlichkeit, die sich überhaupt zwischen den alten Römern und heutigen Engländern und den Staatsmännern beider Völker vorfindet. In der That, eine gewisse poesielose Härte, Habsucht, Blutgier, Unermüdlichkeit, Charakterfestigkeit ist den heutigen Engländern eben so eigen wie den alten Römern, nur daß Diese weit mehr Landratten als Wasserratten waren; in der Unliebenswürdigkeit, worin sie Beide den höchsten Gipfel erreicht haben, sind sie sich gleich. Die auffallendste Wahlverwandtschaft bemerkt man bei dem Adel beider Völker. Der englische wie der ehemalige römische Edelmann ist patriotisch: die Vaterlandsliebe hält ihn, trotz aller politischen Rechtsverschiedenheit, mit den Plebejern aufs innigste verbunden, und dieses sympathetische Band bewirkt, daß die englischen Aristokraten und Demokraten, wie einst die römischen, ein Ganzes, ein einiges Volk bilden.

In andern Ländern, wo der Adel weniger an den Boden, sondern mehr an die Person des Fürsten gefesselt ist, oder gar sich ganz den partikulären Interessen seines Standes hingiebt, ist Dieses nicht der Fall. Dann finden wir bei dem englischen, wie einst bei dem römischen Adel, das Streben nach Auktoritas als das Höchste, Ruhmwürdigste und mittelbar auch Einträglichste; ich sage das mittelbar Einträglichste, da, wie einst in Rom, so jetzt auch in England die Verwaltung der höchsten Staatsämter nur durch mißbrauchten Einfluß und herkömmliche Erpressungen, also mittelbar, bezahlt wird. Jene Ämter sind Zweck der Jugenderziehung in den hohen Familien bei den Engländern, ganz wie einst bei den Römern; und, wie bei Diesen, so auch bei Jenen gilt Kriegskunst und Beredsamkeit als die besten Hilfsmittel künftiger Auktoritas. Wie bei den Römern, so auch bei den Engländern, ist die Tradition des Regierens und des Administrierens das Erbtheil der edlen Geschlechter; und dadurch werden die englischen Tories vielleicht eben so lange unentbehrlich sein, ja sich eben so lange in Macht erhalten, wie die senatorischen Familien des alten Rom's.

Nichts aber ist dem heutigen Zustand in England so ähnlich wie jene Stimmenbewerbung, die

wir im „Coriolan“ geschildert sehen. Mit welchem verbissenen Grimm, mit welcher höhnischen Ironie bettelt der römische Torh um die Wahlstimmen der guten Bürger, die er in der Seele so tief verachtet, deren Zustimmung ihm aber so unentbehrlich ist, um Konsul zu werden! Nur daß die meisten englischen Lords, die, statt in Schlachten, nur in Fuchsjagden ihre Wunden erworben haben, und sich von ihren Müttern in der Verstellungskunst besser unterrichten lassen, bei den heutigen Parlamentswahlen ihren Grimm und Hohn nicht so zur Schau tragen wie der starre Coriolan.

Wie immer, hat Shakspeare auch in dem vorliegenden Drama die höchste Unparteilichkeit ausgeübt. Der Aristokrat hat hier Recht, wenn er seine plebejischen Stimmherrschaften verachtet; denn er fühlt, daß er selber tapferer im Kriege war, was bei den Römern als höchste Tugend galt. Die armen Stimmherrschaften, das Volk, haben indessen ebenfalls Recht, sich ihm trotz dieser Tugend zu widersetzen; denn er hat nicht undeutlich geäußert, daß er als Konsul die Brotvertheilung abschaffen wolle. „Das Brot ist aber das erste Recht des Volks.“

Portia.

(G u l i u s C ä s a r.)

Der Hauptgrund von Cäsar's Popularität war die Großmuth, womit er das Volk behandelte, und seine Freigebigkeit. Das Volk ahnete in ihm den Begründer jener bessern Tage, die es unter seinen Nachkommen, den Kaisern, erleben sollte; denn Diese gewährten dem Volke sein erstes Recht: sie gaben ihm sein tägliches Brot. Gern verzeihen wir den Kaisern die blutigste Willkür, womit sie einige hundert patricische Familien behandelten und die Privilegien derselben verspotteten; wir erkennen in ihnen, und mit Dank, die Zerstörer jener Adelsherrschaft, welche dem Volk für die härtesten Dienste nur kärglichen Lohn bewilligte; wir preisen sie als weltliche Heilande, die, erniedrigend die Hohen und erhöhend die Niedrigen, eine bürgerliche Gleichheit einführten. Mag immerhin der Advokat der Vergangenheit, der

Patricier Tacitus, die Privatlasten und Tollheiten der Cäsaren mit dem poetischsten Gifte beschreiben, wir wissen doch von ihnen das Bessere: sie fütterten das Volk.

Cäsar ist es, welcher die römische Aristokratie ihrem Untergang zuführt und den Sieg der Demokratie vorbereitet. Indessen, manche alte Patricier hegen im Herzen noch den Geist des Republikanismus; sie können die Oberherrschaft eines Einzigen noch nicht vertragen; sie können nicht leben, wo ein Einziger das Haupt über das ihre erhebt, und sei es auch das herrliche Haupt eines Julius Cäsar; und sie wehen ihre Dolche und tödten ihn.

Demokratie und Königthum stehen sich nicht feindlich gegenüber, wie man fälschlich in unsern Tagen behauptet hat. Die beste Demokratie wird immer diejenige sein, wo ein Einziger als Inkarnation des Volkswillens an der Spitze des Staates steht, wie Gott an der Spitze der Weltregierung; unter jenem, dem inkarnierten Volkswillen, wie unter der Majestät Gottes, blüht die sicherste Menschengleichheit, die echteste Demokratie. Aristokratismus und Republikanismus stehen einander ebenfalls nicht feindlich gegenüber, und Das sehen wir am klarsten im vorliegenden Drama, wo sich eben in den

hochmüthigsten Aristokraten der Geist des Republikanismus mit seinen schärfsten Charakterzügen ausspricht. Bei Cassius noch weit mehr als bei Brutus, treten uns diese Charakterzüge entgegen. Wir haben nämlich schon längst die Bemerkung gemacht, daß der Geist des Republikanismus in einer gewissen engbrüstigen Eifersucht besteht, die Nichts über sich dulden will; in einem gewissen Zwergeid, der allem Emporragenden abhold ist, der nicht einmal die Tugend durch einen Menschen repräsentiert sehen möchte, fürchtend, daß solcher Tugendrepräsentant seine höhere Persönlichkeit geltend machen könne. Die Republikaner sind daher heut zu Tage bescheidenheitsüchtige Geister, und sahen gern in den Menschen nur kümmerliche Lehmfiguren, die, gleichgelmäset aus den Händen eines Schöpfers hervorgegangen, sich aller hochmüthigen Auszeichnungslust und ehrgeizigen Brunksucht enthalten sollten. Die englischen Republikaner huldigten einst einem ähnlichen Principe, dem Puritanismus, und Dasselbe gilt von den altrömischen Republikanern: sie waren nämlich Stoiker. Wenn man Dieses bedenkt, muß man erstaunen, mit welchem Scharfsinn Shakspeare den Cassius geschildert hat, namentlich in seinem Gespräche mit Brutus, wenn er

hört, wie das Volk den Cäsar, den es zum König erheben möchte, mit Jubelgeschrei begrüßt:

Ich weiß es nicht, wie Ihr und andre Menschen
Von diesem Leben denkt; mir, für mich selbst,
Wär' es so lieb, nicht da sein, als zu leben
In Furcht vor einem Wesen wie ich selbst.
Ich kam wie Cäsar frei zur Welt, so Ihr;
Wir nährten uns so gut, wir können Beide
So gut, wie er, des Winters Frost ertragen.
Denn einst, an einem rauhen, stürm'schen Tage,
Als wild die Tiber an ihr Ufer tobte,
Sprach Cäsar zu mir: Wagst du, Cassius, nun
Mit mir zu springen in die zorn'ge Flut,
Und bis dorthin zu schwimmen? — Auf dies Wort,
Bekleidet, wie ich war, stürzt' ich hinein,
Und hieß ihn folgen; wirklich that er's auch.
Der Strom brüllt' auf uns ein, wir schlugen ihn
Mit wackern Sehnen, warfen ihn bei Seit',
Und hemmten ihn mit einer Brust des Trojes;
Doch eh' wir das erwählte Ziel erreicht,
Rief Cäsar: Hilf mir, Cassius! ich sinke.
Ich, wie Aeneas, unser großer Ahn,
Aus Troja's Flammen einst auf seinen Schultern
Den alten Vater trug, so aus den Wellen
Zog ich den müden Cäsar. — Und der Mann

Ist nun zum Gott erhöht, und Cassius ist
Ein arm Geschöpf, und muß den Rücken beugen,
Nicht Cäsar nur nachlässig gegen ihn.
Als er in Spanien war, hatt' er ein Fieber,
Und wenn der Schau'r ihn ankam, merkt' ich wohl
Sein Beben: ja, er bebte, dieser Gott!
Das feige Blut der Lippen nahm die Flucht,
Sein Auge, dessen Blick die Welt bedräut,
Verlor den Glanz, und ächzen hört' ich ihn.
Ja, dieser Mund, der horchen hieß die Römer,
Und in ihr Buch einzeichnen seine Reden,
Ach, rief: „Titinius! gieb mir zu trinken!“
Wie'n krankes Mädchen. Götter! ich erstaune,
Wie nur ein Mann so schwächlicher Natur
Der stolzen Welt den Vorsprung abgewann,
Und nahm die Palm' allein.

Cäsar selber kennt seinen Mann sehr gut, und
in einem Gespräche mit Antonius entfallen ihm
die tiefsinnigen Worte:

Lasset wohlbeleibte Männer um mich sein,
Mit glatten Köpfen, und die Nachts gut schlafen.
Der Cassius dort hat einen hohlen Blick;
Er denkt zu viel: die Leute sind gefährlich.

.

Wär' er nur fetter! — Zwar ich fürcht' ihn nicht;
Doch wäre Furcht nicht meinem Namen fremd,
Ich kenne Niemand, den ich eher miede
Als diesen hager'n Cassius. Er liebt Viel;
Er ist ein großer Prüfer, und durchschaut
Das Thun der Menschen ganz; er liebt kein Spiel,
Wie du, Antonius; hört nicht Musik;
Er lächelt selten, und auf solche Weise,
Als spott' er sein, verachte seinen Geist,
Den irgend was zum Lächeln bringen konnte.
Und solche Männer haben nimmer Ruh',
Solang sie Jemand größer sehn als sich.
Das ist es, was sie so gefährlich macht.

Cassius ist Republikaner, und, wie wir es oft
bei solchen Menschen finden, er hat mehr Sinn
für edle Männerfreundschaft als für zarte Frauen-
liebe. Brutus hingegen opfert sich für die Republik,
nicht weil er seiner Natur nach Republikaner, son-
dern weil er ein Tugendheld ist, und in jener Auf-
opferung eine höchste Aufgabe der Pflicht sieht. Er
ist empfänglich für alle sanften Gefühle, und mit
weicher Seele hängt er an seiner Gattin Portia.

Portia, eine Tochter des Cato, ganz Röme-
rin, ist dennoch liebenswürdig, und selbst in den
höchsten Aufflügen ihres Heroismus offenbart sie

den weiblichsten Sinn und die sinnigste Weiblichkeit. Mit ängstlichen Liebesaugen lauert sie auf jeden Schatten, der über die Stirne ihres Gemahls dahinzieht und seine bekümmerten Gedanken verräth. Sie will wissen, was ihn quält, sie will die Last des Geheimnisses, das seine Seele drückt, mit ihm theilen . . . Und als sie es endlich weiß, ist sie dennoch ein Weib, unterliegt fast den furchtbaren Besorgnissen, kann sie nicht verbergen und gesteht selber:

Ich habe Mannesinn, doch Weiberohnmacht,
Wie fällt doch ein Geheimnis Weibern schwer!

Cleopatra.

(Antonius und Cleopatra.)

Sa, Dieses ist die berühmte Königin von Ägypten, welche den Antonius zu Grunde gerichtet hat.

Er wusste es ganz bestimmt, daß er durch dieses Weib seinem Verderben entgegenging, er will sich ihren Zaubersesseln entreißen . . .

Schnell muß ich fort von hier.

Er flieht . . . doch nur um desto eher zurückzukehren zu den Fleischtöpfen Ägyptens, zu seiner alten Nilschlange, wie er sie nennt . . . bald fühlt er sich wieder mit ihr im prächtigen Schlamme zu Alexandrien, und dort, erzählt Octavius:

Dort auf dem Markt, auf silberner Tribüne,
Auf goldbuen Stühlen, thront er öffentlich
Mit der Cleopatra. Cäsarion saß

Zu ihren Füßen, den man für den Sohn
Von meinem Vater hält; und alle die
Unechten Kinder, die seit jener Zeit
Erzeugte ihre Wollust. Ihr verlieh
Agypten er zum Eigenthum, und machte
Von Nidersyrien, Cyprus, Lybien sie
Zur unumschränkten Königin.

.

An dem Ort,
Wo man die öffentlichen Spiele giebt,
Da kündet' er als Könige der Kön'ge
Die Söhne; gab Großmedien, Parthien,
Armenien dem Alexander, wies
Dem Ptolomäus Syrien, Cilicien
Und auch Phönicien an. Sie selbst erschien
Im Schmuck der Göttin Isis diesen Tag,
Und, wie man sagt, ertheilte sie vorher
Auf diese Weise oftmals schon Gehör.

Die ägyptische Zauberin hält nicht bloß sein
Herz, sondern auch sein Hirn gefangen, und ver-
wirrt sogar sein Feldherrntalent. Statt auf dem
festen Lande, wo er geübt im Siegen, liefert er
die Schlacht auf der unsichern See, wo seine Tap-
ferkeit sich weniger geltend machen kann; — und
dort, wohin das launenhafte Weib ihm durchaus

folgen wollte, ergreift sie plötzlich die Flucht nebst allen ihren Schiffen, eben im entscheidenden Momente des Kampfes; — und Antonius, „gleich einem brünst'gen Entrieh,“ mit ausgespannten Segelflügeln, flieht ihr nach, und läßt Ehre und Glück im Stich. Aber nicht bloß durch die weiblichen Launen Cleopatra's erleidet der unglückselige Held die schmachlichste Niederlage; späterhin übt sie gegen ihn sogar den schwärzesten Verrath, und läßt, im geheimen Einverständnis mit Octavius, ihre Flotte zum Feinde übergehen . . . Sie betrügt ihn aufs niederträchtigste, um im Schiffbruche seines Glücks ihre eigenen Güter zu retten, oder gar noch einige größere Vortheile zu erfischen . . . Sie treibt ihn in Verzweiflung und Tod durch Arglist und Lüge . . . Und dennoch bis zum letzten Augenblicke liebt er sie mit ganzem Herzen; ja, nach jedem Verrath, den sie an ihm übte, entlobert seine Liebe um so flammender. Er flucht freilich über ihre jedesmalige Tücke, er kennt alle ihre Gebrechen, und in den rohesten Schimpfreden entladet sich seine bessere Einsicht, und er sagt ihr die bittersten Wahrheiten.

Oh' ich dich kannte, warst du halb verwerft!
Ha! ließ ich deshalb ungebrüdt in Rom
Mein Rissen, gab darum die Zengung anf

Rechtmäß'ger Kinder und von einem Kleinod
Der Frauen, um von Der getäuscht zu sein,
Die gern sieht, daß sie Andre unterhalten?

.

Du warst von jeher eine Heuchlerin.
Doch werden wir in Missethaten hart,
Dann — o des Unglücks! — schließen weise

Götter

Die Augen uns; in unsern eigenen Noth
Versenken sie das klare Urtheil; machen,
Daß wir anbeten unsern Wahn und lachen,
Wenn wir hinstolpern ins Verderben.

.

Als kalten Bissen auf

Des todtten Cäsar's Schüssel fand ich dich;
Du warst ein Überbleibsel schon des Enejus
Pompejus; andrer heißer Stunden nicht
Zu denken, die, vom allgemeinen Ruf
Nicht aufgezeichnet, du wollüstig dir
Erhaschtest.

Aber wie jener Speer des Achilles, welcher
die Wunden, die er schlug, wieder heilen konnte,
so kann der Mund des Liebenden mit seinen Küssen
auch die tödlichsten Stiche wieder heilen, womit
sein scharfes Wort das Gemüth des Geliebten ver-

legt hat. . . . Und nach jeder Schändlichkeit, welche die alte Mißschlange gegen den römischen Wolf ausübte, und nach jeder Schimpfrede, die Dieser darüber losheulte, züngeln sie Beide mit einander um so zärtlicher; noch im Sterben drückt er auf ihre Rippen von so vielen Küßen noch den letzten Kuß. . .

Aber auch sie, die ägyptische Schlange, wie liebt sie ihren römischen Wolf! Ihre Verräthereien sind nur äußerliche Bindungen der bösen Wurm- natur, sie übt Dergleichen mehr mechanisch aus angeborener oder angewöhnter Unart . . . aber in der Tiefe ihrer Seele wohnt die unwandelbarste Liebe für Antonius, sie weiß es selbst nicht, daß diese Liebe so stark ist, sie glaubt manchmal, diese Liebe überwinden oder gar mit ihr spielen zu können, und sie irrt sich, und dieser Irrthum wird ihr erst recht klar in dem Augenblick, wo sie den geliebten Mann auf immer verliert, und ihr Schmerz in die erhabenen Worte ausbricht:

Sch träumt': es gab einst einen Feldherrn Marc Anton! — O einen zweiten, gleichen Schlaf,
Um noch einmal solch einen Mann zu seh'n!

.

Sein Gesicht

War wie des Himmels Antlitz. Drinnen stand

Die Sonn' und auch ein Mond und liefen um,
Und leuchteten der Erde kleinem D.

.

Seine Füße

Beschritten Oceane; sein empor=
Gestreckter Arm umfaßte eine Welt;
Der Harmonie der Sphären glich die Stimme,
Wenn sie den Freunden tönte; wenn er meint'
Den Erdkreis zu bezähmen, zu erschüttern,
Wie Donner rasselnd. Seine Güte kannte
Den Winter nie; sie war ein Herbst, der stets
Durch Ernten reicher ward. Delphinen gleich
War sein Ergötzen, die den Rücken ob
Dem Elemente zeigen, das sie hegt.
Es wandelten in seiner Liverei
Der Königs- und der Fürstentronen viel'.
Und Königreich' und Inseln fielen ihm
Wie Münzen aus der Tasche.

Diese Cleopatra ist ein Weib. Sie liebt und
verrätth zu gleicher Zeit. Es ist ein Irrthum zu
glauben, daß die Weiber, wenn sie uns verrathen,
auch aufgehört haben uns zu lieben. Sie folgen
nur ihrer angeborenen Natur; und wenn sie auch
nicht den verbotenen Kelch leeren wollen, so möch=
ten sie doch manchmal ein bißchen nippen, an dem

Rande lecken, um wenigstens zu kosten, wie Gift schmeckt. Nächst Shakspeare, in vorliegender Tragödie, hat dieses Phänomen Niemand so gut geschildert wie unser alter Abbé Prevost in seinem Romane „Manon de Lescaut“. Die Intuition des größten Dichters stimmt hier überein mit der nüchternen Beobachtung des kühnsten Prosaisers.

Sa, diese Cleopatra ist ein Weib, in der holdseligsten und vermaledeitesten Bedeutung des Wortes! Sie erinnert mich an jenen Ausspruch Lessing's: Als Gott das Weib schuf, nahm er den Thon zu fein! Die Überarttheit seines Stoffes verträgt sich nun selten mit den Ansprüchen des Lebens. Dieses Geschöpf ist zu gut und zu schlecht für diese Welt. Die lieblichsten Vorzüge werden hier die Ursache der verdrießlichsten Gebrechen. Mit entzückender Wahrheit schildert Shakspeare schon gleich beim Auftreten der Cleopatra den bunten flatterhaften Launengeist, der im Kopfe der schönen Königin beständig rumort, nicht selten in den bedenklichsten Fragen und Gelüsten übersprudelt, und vielleicht eben als der letzte Grund von all ihrem Thun und Lassen zu betrachten ist. Nichts ist charakteristischer als die fünfte Scene des ersten Akts, wo sie von ihrer Kammerjungfer verlangt, daß sie ihr Mandragora zu trinken gebe, damit dieser Schlaf-

trunk ihr die Zeit ausfülle, während Antonius entfernt. Dann plagt sie der Teufel, ihren Kastraten Mardian zu rufen. Er fragt unterthänig, was seine Gebieterin begehre. Singen will ich dich nicht hören, antwortet sie, denn Nichts gefällt mir jetzt, was Eunuchen eigen ist — aber sage mir: Fühlst du denn Leidenschaft?

Mardian.

Sa, holde Königin!

Cleopatra.

In Wahrheit?

Mardian.

Nicht in Wahrheit;

Denn Nichts vermag ich, als was in der Wahrheit
Mit Anstand kann geschehn, und doch empfind'
Ich heft'ge Triebe, den' auch oft an Das,
Was Mars mit Venus that.

Cleopatra.

O Charmian!

Wo, glaubst du, ist er jetzt? Steht oder sitzt er?
Geht er umher? besteigt er jetzt sein Roß?
Beglücktes Roß, das seine Last erträgt!
Sei tapfer, Roß! denn weißt du, wen du trägst?
Der Erde halben Atlas! Ihn, den Arm,
Den Helm der Menschen! Sprechen wird er oder
Seine's Werke. Bb. III.

Wird murmeln jetzt: Wo ist nun meine Schlange
Des alten Nil's? — Denn also nennt er mich.

Soll ich, ohne Furcht vor diffamatorischem
Misslächeln, meinen ganzen Gedanken aussprechen,
so muß ich ehrlich bekennen: dieses ordnungslose
Fühlen und Denken der Cleopatra, welches eine
Folge des ordnungslosen, müßigen und beunruhigten
Lebenswandels, erinnert mich an eine gewisse Klasse
verschwenckerischer Frauen, deren kostspieliger Haus-
halt von einer außerehelichen Freigebigkeit bestritten
wird, und die ihre Titulargatten sehr oft mit Liebe
und Treue, nicht selten auch mit bloßer Liebe, aber
immer mit tollen Launen plagen und beglücken.
Und war sie denn im Grunde etwas Anders, diese
Cleopatra, die wahrlich mit ägyptischen Kronein-
künften nimmermehr ihren unerhörten Luxus be-
zahlen konnte, und von dem Antonius, ihrem rö-
mischen Entreteneur, die erpressten Schätze ganzer
Provinzen als Geschenke empfing, und im eigent-
lichen Sinne des Wortes eine unterhaltene Köni-
gin war!

In dem aufgeregten, unstäten, aus lauter Ex-
tremen zusammengewürfelten, drückend schwülen
Geiste der Cleopatra wetterleuchtet ein sinnlich
wilder, schwefelgelber Witz, der uns mehr erschreckt

als ergötzt. Plutarch giebt uns einen Begriff von diesem Wize, der sich mehr in Handlungen als in Worten ausspricht, und schon in der Schule lachte ich mit ganzer Seele über den mystificierten Antonius, der mit seiner königlichen Geliebten auf den Fischfang ausfuhr, aber an seiner Schnur lauter eingesalzene Fische heraufzog; denn die schlaue Agypterin hatte heimlich eine Menge Taucher bestellt, welche unter dem Wasser an dem Angelhaken des verliebten Römers jedesmal einen eingesalzenen Fisch zu befestigen wußten. Freilich, unser Lehrer machte bei dieser Anekdote ein sehr ernsthaftes Gesicht, und tadelte nicht wenig den frevelhaften Übermuth, womit die Königin das Leben ihrer Untertanen, jener armen Taucher, aufs Spiel setzte, um den besagten Spas auszuführen; unser Lehrer war überhaupt kein Freund der Cleopatra, und er machte uns sehr nachdrücklich darauf aufmerksam, wie sich der Antonius durch dieses Weib seine ganze Staats-Karriere verdarb, in häusliche Unannehmlichkeiten verwickelte, und endlich ins Unglück stürzte.

Sa, mein alter Lehrer hatte Recht, es ist äußerst gefährlich, sich mit einer Person, wie die Cleopatra, in ein näheres Verhältniß einzulassen. Ein Held kann dadurch zu Grunde gehen, aber auch nur ein

Geld. Der lieben Mittelmäßigkeit droht hier, wie überall, keine Gefahr.

Wie der Charakter der Cleopatra, so ist auch ihre Stellung eine äußerst witzige. Dieses launische, lustfüchtige, wetterwendische, fieberhaft kokette Weib, diese antike Pariserin, diese Göttin des Lebens, gaukelt und herrscht über Agypten, dem schweigsam starren Todtenland... Ihr kennt es wohl, jenes Agypten, jenes geheimnisvolle Mizraim, jenes enge Nilthal, das wie ein Sarg aussieht... Im hohen Schilf greint das Krokodil oder das ausgelegte Kind der Offenbarung... Felsentempel mit kolossalen Pfeilern, woran heilige Thierfräßen lehnen, häßlich bunt bemalt... An der Pforte nicht der hieroglyphenmüßige Ißismönch... In üppigen Villas halten die Mumien ihre Siesta, und die vergoldete Larve schützt sie vor den Fliegenschwärmen der Verwesung... Wie stumme Gedanken stehen dort die schlanken Obelisken und die plumpen Pyramiden... Im Hintergrund grüßen die Mondberge Aethiopiens, welche die Quellen des Nil's verhüllen... Überall Tod, Stein und Geheimnis... Und über dieses Land herrschte als Königin die schöne Cleopatra.

Wie witzig ist Gott!

Lavinia.

(Titus Andronicus.)

In „Julius Cäsar“ sehen wir die letzten Zuckungen des republikanischen Geistes, der dem Aufkommen der Monarchie vergebens entgegenträuft; die Republik hat sich überlebt, und Brutus und Cassius können nur den Mann ermorden, der zuerst nach der königlichen Krone greift, keineswegs aber vermögen sie das Königthum zu tödten, das in den Bedürfnissen der Zeit schon tief wurzelt. In Antonius und Cleopatra sehen wir, wie, statt des einen gefallenen Cäsar's, drei andre Cäsaren nach der Weltherrschaft die kühnen Hände strecken; die Principienfrage ist gelöst, und der Kampf, der zwischen diesen Triumbirn ausbricht, ist nur eine Personenfrage: Wer soll Imperator sein, Herr über alle Menschen und Lande? Die Tragödie, betitelt „Titus Andronicus,“ zeigt uns, daß auch diese

unbeschränkte Alleinherrschaft im römischen Reiche dem Gesetze aller irdischen Erscheinungen folgen, nämlich in Verwesung übergehen musste, und Nichts gewährt einen so widerwärtigen Anblick wie jene späteren Cäsaren, die dem Wahnsinn und dem Verbrechen der Neronen und Caligulen noch die windigste Schwächlichkeit hinzufügten. Diesen, den Neronen und Caligulen, schwindelte auf der Höhe ihrer Allmacht; sich erhaben dünkend über alle Menschlichkeit, wurden sie Unmenschen; sich selber für Götter haltend, wurden sie gottlos; ob ihrer Ungeheuerlichkeit aber können wir vor Erstaunen sie kaum mehr nach vernünftigen Maßstäben beurtheilen. Die späteren Cäsaren hingegen sind weit mehr Gegenstände unseres Mitleids, unseres Unwillens, unseres Ekels; es fehlt ihnen die heidnische Selbstvergötterung, der Rausch ihrer alleinigen Majestät, ihrer schauerlichen Unverantwortlichkeit . . . Sie sind christlich zerknirscht, und der schwarze Beichtiger hat ihnen ins Gewissen geredet, und sie ahnen jetzt, daß sie nur armselige Würmer sind, daß sie von der Gnade einer höhern Gottheit abhängen, und daß sie einst für ihre irdischen Sünden in der Hölle gesotten und gebraten werden.

Obleich in „Titus Andronicus“ noch das äußere Gepränge des Heidenthums waltet, so offenbart

sich doch in diesem Stück schon der Charakter der spätern christlichen Zeit, und die moralische Besserheit in allen sittlichen und bürgerlichen Dingen ist schon ganz byzantinisch. Dieses Stück gehört sicher zu Shakespeare's frühesten Erzeugnissen, obgleich manche Kritiker ihm die Autorschaft streitig machen; es herrscht darin eine Unbarmherzigkeit, eine schneidende Vorliebe für das Hässliche, ein titanisches Hader mit den göttlichen Mächten, wie wir Vergleichen in den Erstlingswerken der größten Dichter zu finden pflegen. Der Held, im Gegensatz zu seiner ganzen demoralisierten Umgebung, ist ein echter Römer, ein Überbleibsel aus der alten starren Periode. Ob dergleichen Menschen damals noch existierten? Es ist möglich; denn die Natur liebt es von allen Creaturen, deren Gattung untergeht oder sich transformiert, noch irgend ein Exemplar aufzubewahren, und sei es auch als Versteinierung, wie wir Vergleichen auf Bergeshöhen zu finden pflegen. Titus Andronicus ist ein solcher versteinerter Römer, und seine fossile Tugend ist eine wahre Kuriosität zur Zeit der spätesten Cäsaren.

Die Schändung und Verstümmelung seiner Tochter Lavinia gehört zu den entsetzlichsten Scenen, die sich bei irgend einem Autor finden. Die Geschichte der Philomele in den Verwandlungen des

Ovidius ist lange nicht so schauerhaft; denn der unglücklichen Römerin werden sogar die Hände abgehakt, damit sie nicht die Urheber des grausamsten Bubenstücks verrathen könne. Wie der Vater durch seine starre Männlichkeit, so mahnt die Tochter durch ihre hohe Weibeswürde an die sittlichere Vergangenheit; sie scheut nicht den Tod, sondern die Entehrung, und rührend sind die keuschen Worte, womit sie ihre Feindin, die Kaiserin Tamora, um Schonung anfleht, wenn die Söhne Derselben ihren Leib beflecken wollen:

Nur schnellen Tod ersleh' ich! — und noch Eins,
Was Weiblichkeit zu nennen mir verweigert:
Entzieh mich ihrer Wollust, schrecklicher
Als Mord für mich, und wälze meine Leiche
In eine garst'ge Grube, wo kein Auge
Des Mannes jemals meinen Körper sieht.
O, Dies erfüll, und sei erbarmungsvoll
Als Mörderin!

In dieser jungfräulichen Reinheit bildet Ravinia den vollendeten Gegensatz zu der erwähnten Kaiserin Tamora; hier, wie in den meisten seiner Dramen, stellt Shakspeare zwei ganz gemüthsverschiedene weibliche Gestalten neben einander, und

veranschaulicht uns ihren Charakter durch den Contrast. Dieses sahen wir schon in „Antonius und Cleopatra,“ wo neben der weißen, kalten, sittlichen, erzprosaïschen und häuslichen Octavia unsere gelbe, ungezügelte, eitle und inbrünstige Ägypterin desto plastischer hervortritt.

Aber auch jene Tamora ist eine schöne Figur, und es dünkt mir eine Ungerechtigkeit, daß der englische Grabstichel in gegenwärtiger Galerie Shakespeare'scher Frauen ihr Bildnis nicht eingezeichnet hat. Sie ist ein schönes majestätisches Weib, eine bezaubernd imperatorische Gestalt, auf der Stirne das Zeichen der gefallenen Göttlichkeit, in den Augen eine weltverzehrende Wollust, prachtvoll lasterhaft, lechzend nach rothem Blut. Weitblickend milde, wie unser Dichter sich immer zeigt, hat er schon in der ersten Scene, wo Tamora erscheint, alle die Greuel, die sie später gegen Titus Andronicus ausübt, im Voraus justificiert. Denn dieser starre Römer, ungerührt von ihren schmerzlichsten Mutterbitten, läßt ihren geliebten Sohn gleichsam vor ihren Augen hinrichten; sobald sie nun in der werdenden Gunst des jungen Kaisers die Hoffnungsstrahlen einer künftigen Rache erblickt, entringeln sich ihren Lippen die jauchzend finstern Worte:

Ich will es ihnen zeigen, was es heißt,
Wenn eine Königin auf den Straßen kniet,
Und Gnad' umsonst erfleht.

Wie ihre Grausamkeit entschuldigt wird durch das erduldete Übermaß von Qualen, so erscheint die megenhafte Lieberlichkeit, womit sie sich sogar einem scheußlichen Mohren hingiebt, gewissermaßen veredelt durch die romantische Poesie, die sich darin ausspricht. Ja, zu den schauerlich süßesten Zaubergemälden der romantischen Poesie gehört jene Scene, wo während der Jagd die Kaiserin Tamora ihr Gefolge verlassen hat, und ganz allein im Walde mit dem geliebten Mohren zusammen- trifft.

Warum so traurig, holder Aaron?
Da doch umher so heiter Alles scheint.
Die Vögel singen überall im Busch,
Die Schlange liegt im Sonnenstrahl gerollt,
Das grüne Laub bebt von dem kühlen Hauch,
Und bildet bunte Schatten auf dem Boden.
Im süßen Schatten, Aaron, laß uns sitzen,
Indeß das Echo schwachhaft Kunde äfft,
Und wiederhållt der Hörner hellen Klang,
Als sei die Jagd verdoppelt; — laß uns sitzen,

Und hórchen auf das gellende Getöse.
Nach solchem Zweikampf, wie der war, den Dido —
Erzählt man — mit Aneas einst genoß,
Als glücklich sie ein Sturmwind überfiel,
Und die verschwiegne Grotte sie verbarg,
Laß uns verschlungen Beide, Arm in Arm,
Wenn wir die Lust genossen, goldnem Schlaf
Uns überlassen; während Hund und Horn
Und Vögel mit der süßen Melodie
Uns Das sind, was der Amme Lieb ist, die
Damit das Kindlein lullt und wiegt zum Schlaf.

Während aber Wollustgluthen aus den Augen
der schönen Kaiserin hervorlodern, und über die
schwarze Gestalt des Mohren wie lockende Lichter,
wie züngelnde Flammen ihr Spiel treiben, denkt
Dieser an weit wichtigere Dinge, an die Ausfüh-
rung der schändlichsten Intriguen, und seine Ant-
wort bildet den schroffsten Gegensatz zu der brün-
stigen Anrede Tamora's.

Constanze.

(König Johann.)

Es war am 29. August des Jahrs 1827 nach Christi Geburt, als ich im Theater zu Berlin bei der ersten Vorstellung einer neuen Tragödie vom Herrn E. Raupach allmählig einschlief.

Für das gebildete Publikum, das nicht ins Theater geht und nur die eigentliche Literatur kennt, muß ich hier bemerken, daß benannter Herr Raupach ein sehr nützlicher Mann ist, ein Tragödien- und Komödien-Lieferant, welcher die Berliner Bühne jeden Monat mit einem neuen Meisterwerke versieht. Die Berliner Bühne ist eine vortreffliche Anstalt und besonders nützlich für Hegel'sche Philosophen, welche des Abends von dem harten Tagewerk des Denkens ausruhen wollen. Der Geist erholt sich dort noch weit natürlicher als bei Wislogki. Man geht ins Theater, streckt sich nachlässig hin

auf die sammtnen Bänke, lorgniert die Augen seiner Nachbarinnen oder die Beine der eben auftretenden Mimin, und wenn die Kerls von Komödianten nicht gar zu laut schreien, schläft man ruhig ein, wie ich es wirklich gethan am 29. August des Jahres 1827 nach Christi Geburt.

Als ich erwachte, war Alles dunkel rund um mich her, und bei dem Scheine einer mattflimmernden Lampe erkannte ich, daß ich mich ganz allein im leeren Schauspielhause befand. Ich beschloß, den übrigen Theil der Nacht dort zu verbringen, suchte wieder gelinde einzuschlafen, welches mir aber nicht mehr so gut gelang wie einige Stunden vorher, als der Mohnduft der Raupach'schen Verse mir in die Nase stieg; auch störte mich allzusehr das Knisperm und Gepieps der Mäuse. Unfern vom Orchester raschelte eine ganze Mäusokolonie, und da ich nicht bloß Raupach'sche Verse, sondern auch die Sprache aller übrigen Thiere verstehe, so erlauschte ich ganz unwillkürlich die Gespräche jener Mäuse. Sie sprachen über Gegenstände, die ein denkendes Geschöpf am meisten interessieren müssen: über die letzten Gründe aller Erscheinungen, über das Wesen der Dinge an und für sich, über Schicksal und Freiheit des Willens, über die große Raupach'sche Tragödie, die sich kurz vorher mit allen möglichen

Schrebnissen vor ihren eignen Augen entfaltet, entwickelt und geendigt hatte.

Ihr jungen Leute, sprach langsam ein alter Mauererich, ihr habt nur ein einziges Stück oder nur wenige solcher Stücke gesehen, ich aber bin ein Greis, und habe deren schon sehr viele erlebt und sie alle mit Aufmerksamkeit betrachtet. Da habe ich nun gefunden, daß sie sich im Wesen alle ähnlich, daß sie fast nur Variationen desselben Themas sind, daß manchmal ganz dieselben Expositionen, Verwicklungen und Katastrophen vorkommen. Es sind immer dieselben Menschen und dieselben Leidenschaften, welche nur Kostüme und Redefiguren wechseln. Da sind immer dieselben Beweggründe des Handelns, Liebe oder Haß oder Ehrgeiz oder Eifersucht, der Held mag nun eine römische Toga oder einen altdeutschen Harnisch, einen Turban oder einen Filz tragen, sich antik oder romantisch gebärden, einfach oder geblümt, in schlechten Jamben oder in noch schlechteren Trochäen sprechen. Die ganze Geschichte der Menschheit, die man gern in verschiedene Stücke, Akte und Auftritte einteilen möchte, ist doch immer eine und dieselbe Geschichte; es ist eine nur maskierte Wiederkehr derselben Naturen und Ereignisse, ein organischer Kreislauf, der immer von vorne wieder anfängt; und wenn man

Das einmal gemerkt hat, so ärgert man sich nicht mehr über das Böse, man freut sich auch nicht mehr allzustark über das Gute, man lächelt über die Narrheit jener Heroen, die sich aufopfern für die Veredlung und Beglückung des Menschengeschlechts; man amüsiert sich mit weiser Gelassenheit.

Ein kicherndes Stimmchen, welches einem kleinen Spitzmäuschen zu gehören schien, bemerkte dagegen mit großer Hast: Auch ich habe Beobachtungen angestellt, und nicht bloß von einem einzigen Standpunkte aus, ich habe mir keine springende Mähe verbrießen lassen, ich verließ das Parterre und betrachtete mir die Dinge hinter den Roulissen, und da habe ich gar befremdliche Entdeckungen gemacht. Dieser Held, den ihr eben bewundert, der ist gar kein Held; denn ich sah, wie ein junger Bursch ihn einen besoffenen Schlingel nannte, und ihm diverse Fußtritte gab, die er ruhig einsteckte. jene tugendhafte Prinzessin, die sich für ihre Tugend aufzuopfern schien, ist weder eine Prinzessin, noch tugendhaft; ich habe gesehen, wie sie aus einem Porzellantöpfchen rothe Farbe genommen, ihre Wangen damit angestrichen, und Dieses galt nachher für Schamröthe; am Ende sogar warf sie sich gähnend in die Arme eines Gardelieutenants, der ihr auf Ehre versicherte, daß sie auf seiner

Stube einen guten Heringsalat nebst einem Glase Punsch finden würde. Was ihr für Donner und Blitz gehalten habt, Das ist nur das Rollen einiger Blechwalzen und das Verbrennen einiger Loth gestoßenen Kolophoniums. Aber gar jener dicke ehrliche Bürger, der lauter Uneigennützigkeit und Großmuth zu sein schien, der zankte sich sehr geldgierig mit einem dünnen Menschen, den er Herr Generalintendant titulierte, und von dem er einige Thaler Zulage verlangte. Ja, ich habe Alles mit eigenen Augen gesehen, und mit eigenen Ohren gehört; all das Große und Edle, das uns hier voragiert wurde, ist Lug und Trug; Eigennutz und Selbstsucht sind die geheimen Triebfedern aller Handlungen, und ein vernünftiges Wesen läßt sich nicht täuschen durch den Schein.

Hiergegen aber erhob sich eine seufzende, weinerliche Stimme, die mir schier bekannt dünkte, obgleich ich dennoch nicht wusste, ob sie einer männlichen oder weiblichen Maus gehörte. Sie begann mit einer Klage über die Frivolität des Zeitalters, jammerte über Unglauben und Zweifelsucht, und betheuerte Viel von ihrer Liebe im Allgemeinen. Ich liebe euch, seufzte sie, und ich sage euch die Wahrheit. Die Wahrheit aber offenbarte sich mir durch die Gnade in einer geweihten Stunde. Ich

schlich ebenfalls umher, die letzten Gründe der bunten Begebenheiten, die auf dieser Bühne vorüberzogen, zu enträthseln und zu gleicher Zeit auch wohl ein Brotkrümchen zu finden, um meinen leiblichen Hunger zu stillen; denn ich liebe euch. Da entdeckte ich plötzlich ein ziemlich geräumiges Loch oder vielmehr einen Kasten, worin zusammengekauert ein dünnes, graues Männchen saß, welches eine Rolle Papier in der Hand hielt, und mit monotoner leiser Stimme alle die Reden ruhig vor sich hin sprach, welche oben auf der Bühne so laut und leidenschaftlich deklamiert wurden. Ein mystischer Schauer zog über mein Fell, trotz meiner Unwürdigkeit war ich doch begnadigt worden, das Allerheiligste zu erschauen, ich befand mich in der seligen Nähe des geheimnisvollen Urwesens, des reinen Geistes, welcher mit seinem Willen die Körperwelt regiert, mit seinem Wort sie schafft, mit dem Worte sie belebt, mit dem Worte sie vernichtet; denn die Helden auf der Bühne, die ich noch kurz vorher so stark bewundert, ich sah, daß sie nur dann mit Sicherheit redeten, wenn sie Sein Wort ganz gläubig nachsprachen, daß sie hingegen ängstlich stammelten und stotterten, wenn sie sich stolz von Ihm entfernt und Seine Stimme nicht vernommen hatten; Alles, sah ich, war nur abhängige Kreatur

von Ihm, Er war der Alleinselbständige in Seinem allerheiligsten Rasten An jeder Seite Seines Rastens erglühten die geheimnisvollen Lampen, erklangen die Violinen und tönten die Flöten, um Ihn her war Licht und Musik, Er schwamm in harmonischen Strahlen und strahlenden Harmonien. . .

Doch diese Rede ward am Ende so näselnd und Weinerlich wispernd, daß ich Wenig mehr davon verstehen konnte; nur mitunter hörte ich die Worte: Hüte mich vor Ragen und Mausefallen, — gieb mir mein tägliches Brosämchen, — ich liebe euch — In Ewigkeit! Amen. —

Durch Mittheilung dieses Traumes möchte ich meine Ansicht über die verschiedenen philosophischen Standpunkte, von wo aus man die Weltgeschichte zu beurtheilen pflegt, meine Gedanken verrathen, zugleich andeutend, warum ich diese leichten Blätter mit keiner eigentlichen Philosophie der englischen Geschichte befrachte.

Ich will ja überhaupt die dramatischen Gedichte, worin Shakspeare die großen Begebenheiten der englischen Historie verherrlicht hat, nicht dogmatisch erläutern, sondern nur die Bildnisse der Frauen, die aus jenen Dichtungen hervordblühen, mit einigen Wortarabesken verzieren. Da in diesen englischen Geschichtsdramen die Frauen Nichts

weniger als die Hauptrollen spielen, und der Dichter sie nie auftreten läßt, um, wie in andern Stücken, weibliche Gestalten und Charaktere zu schildern, sondern vielmehr weil die darzustellende Historie ihre Einmischung erforderte, so werde ich auch desto karglicher von ihnen reden.

Constanze beginnt den Reih'n, und zwar mit schmerzlichen Gebärden. Wie die Mater dolorosa trägt sie ihr Kind auf dem Arme. . .

Das arme Kind, durch welches Alles gebüßt wird,
Was die Seinigen verschuldet.

Auf der Berliner Bühne sah ich einst diese trauernde Königin ganz vortrefflich dargestellt von der ehemaligen Madame Stich. Minder brillant war die gute Maria Luise, welche zur Zeit der Invasion auf dem französischen Hoftheater die Königin Constanze spielte. Indessen kläglich über alle Maßen zeigte sich in dieser Rolle eine gewisse Madame Karoline, welche sich vor einigen Jahren in der Provinz, besonders in der Vendée, herumtrieb; es fehlte ihr nicht an Talent und Passion, aber sie hatte einen zu dicken Bauch, was einer Schauspielerin immer schadet, wenn sie heroische Königswittwen tragieren soll. —

Lady Percy.

(König Heinrich IV.)

Ich träumte mir ihr Gesicht und überhaupt ihre Gestalt minder vollfleischig als sie hier kontrastiert ist. Vielleicht aber kontrastieren die scharfen Züge und die schlanke Taille, die man in ihren Worten wahrnimmt, und welche ihre geistige Physiognomie offenbaren, desto interessanter mit ihrer wohlgeründeten äußern Bildung. Sie ist heiter, herzlich und gesund an Leib und Seele. Prinz Heinrich möchte uns gern diese liebliche Gestalt verleiden, und parodiert sie und ihren Percy:

„Ich bin noch nicht in Percy's Stimmung, dem Heißsporn des Nordens, der euch sechs bis sieben Duzend Schotten zum Frühstück umbringt, sich die Hände wäscht und zu seiner Frau sagt: „Pfui über dies stille Leben! Ich muß zu thun haben.“ — „O, mein Herzens-Heinrich,“ sagt

ſie, „wie Viele haſt du heute umgebracht?“ —
„Gebt meinem Schecken zu ſaufen,“ und eine Stunde
drauf antwortet er: „Ein Stücker vierzehn; Baga-
tell! Bagatell!“

Wie kurz, ſo entzückend iſt die Scene, wo wir
den wirklichen Haushalt des Percy und ſeiner Frau
ſehen, wo dieſe den braufenden Helden mit den
keckſten Liebesworten zügelt:

Komm, komm, du Papagei! antworte mir
Geradezu auf Das, was ich dich frage.
Ich breche dir den kleinen Finger, Heinrich,
Willſt du mir nicht die ganze Wahrheit ſagen.

Percy.

Fort! Fort!

Du Ländlerin! — Lieben? — Ich lieb' dich nicht,
Ich frage nicht nach dir. Iſt dieſe 'ne Welt
Zum Puppenspielen und Mit-Lippen-ſechten?
Nein, jezo muß es blut'ge Raſen geben,
Zerbrochne Kronen, die wir doch im Handel
Für voll anbringen. — Alle Welt, mein Pferd!
Was ſagſt du, Rätthchen? wollteſt du mir was?

Lady Percy.

Ihr liebt mich nicht? Ihr liebt mich wirklich nicht?
Gut, laßt es nur; denn, weil Ihr mich nicht liebt,

Lieb' ich mich selbst nicht mehr. Ihr liebt mich nicht?
Nein, sagt mir, ob Das Scherz ist oder Ernst?

Berch.

Komm, willst mich reiten sehn?

Wenn ich zu Pferde bin, so will ich schwören:

Ich liebe dich unendlich. Doch höre, Räthchen:

Du mußt mich ferner nicht mit Fragen quälen,

Wohin ich geh', noch rathen, was es soll.

Wohin ich muß, muß ich; und kurz zu sein,

Heut Abend muß ich von dir, liebes Räthchen.

Ich kenne dich als weise, doch nicht weiser

Als Heinrich Berch's Frau; standhaft bist du,

Sedoch ein Weib, und an Verschwiegenheit

Ist keine besser, denn ich glaube sicher:

Du wirst nicht sagen, was du selbst nicht weißt —

Und so weit, liebes Räthchen, trau ich dir.

Prinzessin Catharina.

(König Heinrich V.)

Hat Shakspeare wirklich die Scene geschrieben, wo die Prinzessin Catharina Unterricht in der englischen Sprache nimmt, und sind überhaupt von ihm alle jene französischen Redensarten, womit sie John Bull ergötzt? Ich zweifle. Unser Dichter hätte dieselben komischen Effekte mittelst eines englischen Jargons hervorbringen können, um so mehr, da die englische Sprache die Eigenschaft besitzt, daß sie, ohne von den Regeln der Grammatik abzuweichen, durch bloße Anwendung romanischer Worte und Konstruktionen eine gewisse französische Geistesrichtung hervortreten lassen kann. In ähnlicher Weise könnte ein englischer Schauspieldichter eine gewisse germanische Sinnesart andeuten, wenn er sich nur altfächsischer Ausdrücke und Wendungen bedienen wollte. Denn die englische Sprache

besteht aus zwei heterogenen Elementen, dem romanischen und dem germanischen Element, die, nur zusammengedrückt, nicht zu einem organischen Ganzen vermischt sind; und sie fallen leicht auseinander, und alsdann weiß man doch nicht genau zu bestimmen, auf welcher Seite sich das legitime Englisch befindet. Man vergleiche nur die Sprache des Doktor Johnson oder Addison's mit der Sprache Byron's oder Cobbett's. Shakspeare hätte wahrlich nicht nöthig gehabt, die Prinzessin Catharina Französisch sprechen zu lassen.

Dieses führt mich zu einer Bemerkung, die ich schon an einem andern Orte aussprach. Es ist nämlich ein Mangel in den geschichtlichen Dramen von Shakspeare, daß er den normannisch-französischen Geist des hohen Adels nicht mit dem sächsisch-brittischen Geist des Volks durch eigenthümlichere Sprachformen kontrastieren läßt. Walter Scott that Dieses in seinen Romanen, und erreichte dadurch seine farbigsten Effekte. —

Der Künstler, der uns zu dieser Galerie das Konterfei der französischen Prinzessin geliefert, hat ihr, wahrscheinlich aus englischer Malice, weniger schöne als drollige Züge geliehet. Sie hat hier ein wahres Vogelgesicht, und die Augen sehen aus wie geborgt. Sind es etwa Papageienfedern, die

sie auf dem Haupte trägt, und soll damit ihre nachplappernde Gelehrigkeit angedeutet werden? Sie hat kleine, weiße, neugierige Hände. Titel Puzliebe und Gefallsucht ist ihr ganzes Wesen, und sie weiß mit dem Fächer allerliebste zu spielen. Ich wette, ihre Füßchen solettieren mit dem Boden, worauf sie wandeln.

Jeanne d'Arc.

(König Heinrich VI. Erster Theil.)

Heil dir, großer deutscher Schiller, der du das hohe Standbild wieder glorreich gesäubert hast von dem schmutzigen Wize Voltaire's und den schwarzen Flecken, die ihm sogar Shakspeare angedichtet! . . . Ja, war es brittischer Nationalhaß oder mittelalterlicher Aberglaube, was seinen Geist umnebelte, unser Dichter hat das heldenmüthige Mädchen als eine Hexe dargestellt, die mit den dunkeln Mächten der Hölle verbündet ist. Er läßt die Dämonen der Unterwelt von ihr beschwören, und gerechtfertigt wird durch solche Annahme ihre grausame Hinrichtung. — Ein tiefer Unmuth erfasst mich jedesmal, wenn ich zu Rouen über den kleinen Marktplatz wandle, wo man die Jungfrau verbrannte, und eine schlechte Statue diese schlechte That verewigt. Qualvoll tödten! Das war also schon

damals eure Handlungsweise gegen überwundene Feinde! Nächst dem Felsen von St. Helena giebt der erwähnte Marktplatz von Rouen das empörendste Zeugnis von der Großmuth der Engländer.

Sa, auch Shakspeare hat sich an der Pucelle versündigt, und wo nicht mit entschiedener Feindschaft, behandelt er sie doch unfreundlich und lieblos, die edle Jungfrau, die ihr Vaterland befreite! Und hätte sie es auch mit Hilfe der Hölle gethan, sie verdiente dennoch Ehrfurcht und Bewunderung!

Oder haben die Kritiker Recht, welche dem Stücke, worin die Pucelle auftritt, wie auch dem zweiten und dritten Theile „Heinrichs VI.“ die Autorschaft des großen Dichters absprechen? Sie behaupten, diese Trilogie gehöre zu den ältern Dramen, die er nur bearbeitet habe. Ich möchte gern, der Jungfrau von Orleans wegen, einer solchen Annahme beipflichten. Aber die vorgebrachten Argumente sind nicht haltbar. Diese bestrittenen Dramen tragen in manchen Stellen allzu sehr das Vollgepräge des Shakspeare'schen Geistes.

Margaretha.

(König Heinrich VI. Erster Theil.)

Hier sehen wir die schöne Tochter des Grafen Reignier noch als Mädchen. Suffolk tritt auf und führt sie vor als Gefangene, doch ehe er sich Dessen versieht, hat sie ihn selber gefesselt. Er mahnt uns ganz an den Rekruten, der von einem Wachtposten aus seinem Hauptmann entgegenschrie: „Ich habe einen Gefangenen gemacht.“ — „So bringt ihn zu mir her,“ antwortete der Hauptmann. „Ich kann nicht,“ erwiderte der arme Rekrut, „denn mein Gefangener läßt mich nicht mehr los.“

Suffolk spricht:

Sei nicht beleidigt, Wunder der Natur!
Von mir gefangen werden ist dein Loos.
So schützt der Schwan die flaumbedeckten Schwänlein,
Mit seinen Flügeln sie gefangen haltend;

Allein sobald dich kränkt die Sklaverei,
So geh, und sei als Suffolk's Freundin frei.

(Sie wendet sich weg, als wollte sie gehen.)

O bleib! Mir fehlt die Kraft, sie zu entlassen,
Befrein will sie die Hand, das Herz sagt Nein.
Wie auf krySTALLnem Strom die Sonne spielt
Und blinkt mit zweitem nachgeahmten Strahl,
So scheint die lichte Schönheit meinen Augen.
Ich würde gern, doch wag' ich nicht zu reden;
Ich fodre Tint' und Feder, ihr zu schreiben.
Pfui, De la Poole! entherze dich nicht selbst.
Hast keine Zung'? ist sie nicht da?
Verzagst du vor dem Anblick eines Weibs?
Ach ja! der Schönheit hohe Majestät
Verwirrt die Zung', und macht die Sinne wüß.

Margaretha.

Sag, Graf von Suffolk (wenn du so dich nennst),
Was gilt's zur Lösung, eh' du mich entlässest?
Denn wie ich seh', bin ich bei dir Gefangne.

Suffolk (beiseit).

Wie weißt du, ob sie deine Bitte weigert,
Eh' du um ihre Liebe dich versuchst?

Margaretha.

Du sprichst nicht. Was für Lösung muß ich zahlen?

Suffolk (beiseit).

Sa, sie ist schön, drum muß man um sie werben;
Sie ist ein Weib, drum kann man sie gewinnen.

Er findet endlich das beste Mittel, die Gefangene zu behalten, indem er sie seinem Könige anvermählt, und zugleich ihr öffentlicher Unterthan und ihr heimlicher Liebhaber wird.

Ist dieses Verhältnis zwischen Margarethen und Suffolk in der Geschichte begründet? Ich weiß nicht. Aber Shakspeare's divinatorisches Auge sieht oft Dinge, wovon die Chronik Nichts meldet, und die dennoch wahr sind. Er kennt sogar jene flüchtigen Träume der Vergangenheit, die Klio aufzeichnen vergaß. Bleiben vielleicht auf dem Schauplatz der Begebenheiten allerlei bunte Abbilder derselben zurück, die nicht wie gewöhnliche Schatten mit den wirklichen Erscheinungen verschwinden, sondern gespenstisch haften bleiben am Boden, unbenutzt von den gewöhnlichen Werkeltagsmenschen, die ahnungslos darüberhin ihre Geschäfte treiben, aber manchmal ganz farben- und formenbestimmt sichtbar werdend für das sehende Auge jener Sonntagskinder, die wir Dichter nennen?

Königin Margaretha.

(König Heinrich VI. Zweiter und dritter Theil.)

In diesem Bildnis sehen wir dieselbe Margaretha als Königin, als Gemahlin des sechsten Heinrich's. Die Knospe hat sich entfaltet, sie ist jetzt eine vollblühende Rose; aber ein widerlicher Wurm liegt darin verborgen. Sie ist ein hartes, frevelhaftes Weib geworden. Beispiellos grausam in der wirklichen wie in der gedichteten Welt ist die Scene, wo sie dem weinenden York das gräßliche, in das Blut seines Sohnes getauchte Tuch überreicht, und ihn verhöhnt, daß er seine Thränen damit trocknen möge. Entsetzlich sind ihre Worte:

Sieh, York! dies Tuch befleckt' ich mit dem Blut,
Das mit geschärftem Stahl der tapfre Clifford
Hervor ließ strömen aus des Knaben Busen;
Und kann dein Aug' um seinen Tod sich feuchten,
So geb' ich dir's, die Wangen abzutrocknen.

Ach, armer York! hast' ich nicht tödlich dich,
So würd' ich deinen Jammerstand beklagen.
So gräm dich doch, mich zu belust'gen, York!
Wie? dörrte so das feur'ge Herz dein Innres,
Daß keine Thräne fällt um Rutland's Tod?
Warum geduldig, Mann? Du solltest rasen;
Ich höhne dich, um rasend dich zu machen.
Stampf, tob und knirsch, damit ich sing' und tanze!

Hätte der Künstler, welcher die schöne Margaretha für diese Galerie zeichnete, ihr Bildnis mit noch weiter geöffneten Lippen dargestellt, so würden wir bemerken, daß sie spizige Zähne hat wie ein Raubthier.

In einem folgenden Drama, in „Richard III.“ erscheint sie auch physisch scheußlich, denn die Zeit hat ihr alsdann die spizigen Zähne ausgebrochen, sie kann nicht mehr beißen, sondern nur noch fluchen, und als ein gespenstisch altes Weib wandelt sie durch die Königsgemächer, und das zahnlose böse Maul murmelt Unheilreden und Verwünschungen.

Durch ihre Liebe für Suffolk, den wilden Suffolk, weiß uns Shakspeare sogar für dieses Unweib einige Nührung abzugewinnen. Wie verbrecherisch auch diese Liebe ist, so dürfen wir derselben dennoch weder Wahrheit noch Innigkeit

absprechen. Wie entzückend schön ist das Abschiedsgespräch der beiden Liebenden! Welche Zärtlichkeit in den Worten Margarethens:

Ach, rede nicht mit mir! gleich eile fort! —
O, geh' noch nicht! So Herzen sich und küssen
Verdammte Freund', und scheiden tausendmal,
Vor Trennung hundertmal so bang als Tod.
Doch nun fahr wohl! fahr wohl mit dir mein Leben!

Hierauf antwortet Suffolk:

Mich kümmert nicht das Land, wärst du von hinnen;
Volkreich genug ist eine Wüstenei,
Hat Suffolk deine himmlische Gesellschaft.
Denn wo du bist, da ist die Welt ja selbst,
Mit all' und jeden Freuden in der Welt;
Und wo du nicht bist, Ode nur und Trauer.

Wenn späterhin Margaretha, das blutige Haupt des Geliebten in der Hand tragend, ihre wildeste Verzweiflung ausjammert, mahnt sie uns an die furchtbare Chriemhilde des Nibelungenlieds. Welche gepanzerte Schmerzen, woran alle Trostworte ohnmächtig abgleiten! —

Ich habe bereits im Eingange angedeutet, daß ich in Beziehung auf Shakspeare's Dramen aus der englischen Geschichte mich aller historischen und

philosophischen Betrachtungen enthalten werde. Das Thema jener Dramen ist noch immer nicht ganz abgehandelt, so lange der Kampf der modernen Industrie-Bedürfnisse mit den Resten des mittelalterlichen Feudalwesens unter allerlei Transformationen fortbauert. Hier ist es nicht so leicht wie bei den römischen Dramen, ein entschiedenes Urtheil auszusprechen, und jede starke Freimüthigkeit könnte einer mißlichen Aufnahme begegnen. Nur eine Bemerkung kann ich hier nicht zurückschicken.

Es ist mir nämlich unbegreiflich, wie einige deutsche Kommentatoren ganz bestimmt für die Engländer Partei nehmen, wenn sie von jenen französischen Kriegen reden, die in den historischen Dramen des Shakspeare's dargestellt werden. Wahrlich, in jenen Kriegen war weder das Recht noch die Poesie auf Seiten der Engländer, die eines Theils unter nichtigen Successionsvorfällen die roheste Plünderungslust verbargen, anderen Theils nur im Solde gemeiner Krämerinteressen sich herumschlügen . . . ganz wie zu unserer eignen Zeit, nur daß es sich im neunzehnten Jahrhundert mehr um Kaffe und Zucker, hingegen im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert mehr um Schafswolle handelte.

Michelet, in seiner französischen Geschichte, dem genialen Buche, bemerkt ganz richtig:

„Das Geheimnis der Schlachten von Crech, von Poitiers u. s. w. befindet sich im Komptoir der Kaufleute von London, von Bordeaux, von Bruges.“ — — — — „Wolle und Fleisch begründeten das ursprüngliche England und die englische Race. Bevor England für die ganze Welt eine große Baumwollspinnerei und Eisenmanufaktur wurde, war es eine Fleischfabrik. Von jeher trieb dieses Volk vorzugsweise Viehzucht und nährte sich von Fleischspeisen. Daher diese Frische des Teints, diese Kraft, diese (kurznasige und hinterkopflose) Schönheit. — Man erlaube mir bei dieser Gelegenheit eines persönlichen Eindrucks zu erwähnen:

„Ich hatte London und einen großen Theil Englands und Schottlands gesehen; ich hatte mehr angestaunt als begriffen. Erst auf meiner Rückreise, als ich von York nach Manchester ging, die Insel in ihrer Breite durchschneidend, empfing ich eine wahrhafte Anschauung Englands. Es war eines Morgens bei feuchtem Nebel; das Land erschien mir nicht bloß umgeben, sondern überfluthet vom Ocean. Eine bleiche Sonne färbte kaum die Hälfte der Landschaft. Die neuen ziegelrothen Häuser hätten allzu schroff gegen die saftig grünen

Nasen abgestochen, wären diese schreienden Farben nicht von den flatternden Seenebeln gedämpft worden. Fette Weideplätze, bedeckt mit Schafen, und überragt von den flammenden Schornsteinen der Fabriköfen. Viehzucht, Ackerbau, Industrie, Alles war in diesem kleinen Raume zusammengedrängt, Eins über das Andre, Eins das Andre ernährend; das Gras lebte vom Nebel, das Schaf vom Grase, der Mensch von Blut.

„Der Mensch in diesem verzehrenden Klima, wo er immer von Hunger geplagt ist, kann nur durch Arbeit sein Leben fristen. Die Natur zwingt ihn dazu. Aber er weiß sich an ihr zu rächen: er läßt sie selber arbeiten, er unterjocht sie durch Eisen und Feuer. Ganz England leuchtet von diesem Kampfe. Der Mensch ist dort wie erzürnt, wie außer sich. Seht dieses rothe Gesicht, dieses irrglänzende Auge. . . Man könnte leicht glauben, er sei trunken. Aber sein Kopf und seine Hand sind fest und sicher. Er ist nur trunken von Blut und Kraft. Er behandelt sich selbst wie eine Dampfmaschine, welche er bis zum Uebermaß mit Nahrung vollstopft, um so viel Thätigkeit und Schnelligkeit als nur irgend möglich daraus zu gewinnen.

„Im Mittelalter war der Engländer ungefähr was er jetzt ist: zu stark genährt, angetrieben zum

Handeln, und kriegerisch in Ermangelung einer industriellen Beschäftigung.

„England, obgleich Ackerbau und Viehzucht treibend, fabricierte noch nicht. Die Engländer lieferten den rohen Stoff; Andere wussten ihn zu bearbeiten. Die Wolle war auf der einen Seite des Kanals, der Arbeiter war auf der andern Seite. Während die Fürsten stritten und haberten, lebten doch die englischen Viehhändler und die flämischen Tuchfabrikanten in bester Einigkeit, im unzerstörbarsten Bündnis. Die Franzosen, welche dieses Bündnis brechen wollten, mussten dieses Beginnen mit einem hundertjährigen Kriege büßen. Die englischen Könige wollten zwar die Eroberung Frankreichs, aber das Volk verlangte nur Freiheit des Handels, freie Einfuhrplätze, freien Markt für die englische Wolle. Versammelt um einen großen Wollsaß, hielten die Kommunen Rath über die Forderungen des Königs, und bewilligten ihm gern hinlängliche Hilfgelder und Armeen.

„Eine solche Mischung von Industrie und Chevalerie verleiht dieser ganzen Geschichte ein wunderliches Ansehen. Jener Eduard, welcher auf der Tafelrunde einen stolzen Eid geschworen hat, Frankreich zu erobern, jene gravitatisch würrischen

Ritter, welche in Folge ihres Gelübdes ein Auge mit rothem Tuch bedeckt tragen, sie sind doch keine so großen Narren, als daß sie auf eigne Kosten ins Feld zögen. Die fromme Einfalt der Kreuzfahrten ist nicht mehr an der Zeit. Diese Ritter sind im Grunde doch nichts Anders als käufliche Söldner, als bezahlte Handelsagenten, als bewaffnete Kommiss-Voyageurs der Londoner und Genter Kaufleute. Eduard selbst muß sich sehr verbürgern, muß allen Stolz ablegen, muß den Beifall der Tuchhändler- und Webergilde erschwemeln, muß seinem Gevatter, dem Bierbrauer Artevelde, die Hand reichen, muß auf den Schreibtisch eines Viehhändlers steigen, um das Volk anzureden.

„Die englischen Tragödien des vierzehnten Jahrhunderts haben sehr komische Partien. In den nobelsten Rittern steckt immer etwas Falstaff. In Frankreich, in Italien, in Spanien, in den schönen Ländern des Südens, zeigen sich die Engländer eben so gefräßig wie tapfer. Das ist Herkules der Ochsenverschlinger. Sie kommen, im wahren Sinne des Wortes, um das Land aufzufressen. Aber das Land übt Wiedervergeltung, und bestiegt sie durch seine Früchte und Weine. Ihre Fürsten und Armeen übernehmen sich in Speiß und Trank, und sterben an Indigestionen und Dyssenterie.“

Mit diesen gedungenen Fraßhelben vergleiche man die Franzosen, das mäßigste Volk, das weniger durch seine Weine berauscht wird, als vielmehr durch seinen angeborenen Enthusiasmus. Letzterer war immer die Ursache ihrer Mißgeschicke, und so sehen wir schon in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, wie sie im Kampfe mit den Engländern eben durch ihr Übermaß von Ritterlichkeit unterliegen mußten. Das war bei Crech, wo die Franzosen schöner erscheinen durch ihre Niederlage, als die Engländer durch ihren Sieg, den sie in unritterlicher Weise durch Fußvolf erfochten . . . Bisher war der Krieg nur ein großes Turnier von ebenbürtigen Reitern; aber bei Crech wird diese romantische Kavallerie, diese Poesie, schmähslich niedergeschossen von der modernen Infanterie, von der Prosa in strengstilisierter Schlachtordnung, ja, hier kommen sogar die Kanonen zum Vorschein . . . Der greise Böhmenkönig, welcher, blind und alt, als ein Vasall Frankreichs dieser Schlacht beimohnte, merkte wohl, daß eine neue Zeit beginne, daß es mit dem Ritterthum zu Ende sei, daß künftig der Mann zu Roß von dem Mann zu Fuß überwältigt werde, und er sprach zu seinen Rittern: „Ich bitte euch angelegentlichst, führt mich so weit ins Treffen hinein, daß ich noch einmal mit einem

guten Schwertstreich dreinschlagen kann!“ Sie gehorchten ihm, banden ihre Pferde an das seinige, jagten mit ihm in das wildeste Getümmel, und des andern Morgens fand man sie Alle todt auf den Rücken ihrer todtten Pferde, welche noch immer zusammengebunden waren. Wie dieser Böhmenkönig und seine Ritter, so fielen die Franzosen bei Crech, bei Poitiers; sie starben, aber zu Pferde. Für England war der Sieg, für Frankreich war der Ruhm. Ja, sogar durch ihre Niederlagen wissen die Franzosen ihre Gegner in den Schatten zu stellen. Die Triumphe der Engländer sind immer eine Schande der Menschheit, seit den Tagen von Crech und Poitiers bis auf Waterloo. Klio ist immer ein Weib, trotz ihrer parteilosen Kälte ist sie empfindlich für Ritterlichkeit und Heldensinn; und ich bin überzeugt, nur mit knirschendem Herzen verzeichnet sie in ihre Denktafeln die Siege der Engländer.

Lady Gray.

(König Heinrich VI. Dritter Theil.)

Sie war eine arme Wittwe, welche zitternd vor König Eduard trat und ihn anflehte, ihren Kindern das Gütchen zurückzugeben, das nach dem Tode ihres Gemahls den Feinden anheimgefallen war. Der wollüstige König, welcher ihre Keuschheit nicht zu firren vermag, wird so sehr von ihren schönen Thränen bezaubert, daß er ihr die Krone aufs Haupt setzt. Wie viel Kammernisse für Beide dadurch entstanden, meldet die Weltgeschichte.

Hat Shakespeare wirklich den Charakter des erwähnten Königs ganz treu nach der Historie geschildert? Ich muß wieder auf die Bemerkung zurückkommen, daß er verstand, die Lücken der Historie zu füllen. Seine Königscharaktere sind immer so wahr gezeichnet, daß man, wie ein englischer Schriftsteller bemerkt, manchmal meinen sollte,

er sei während seines ganzen Lebens der Kanzler des Königs gewesen, den er in irgend einem Drama agieren läßt. Für die Wahrheit seiner Schilderungen bürgt nach meinem Bedünken auch die frappante Ähnlichkeit, welche sich zwischen seinen alten Königen und jenen Königen der Jetztzeit kundgiebt, die wir als Zeitgenossen am besten zu beurtheilen vermögen.

Was Friedrich Schlegel von dem Geschichtschreiber sagt, gilt ganz eigentlich von unserem Dichter: Er ist ein in die Vergangenheit schauender Prophet. Wäre es mir erlaubt, einem der berühmtesten unserer gekrönten Zeitgenossen den Spiegel vorzuhalten, so würde Jeder einsehen, daß ihm Shakspeare schon vor zwei Jahrhunderten seinen Steckbrief ausgemacht hat. In der That, beim Anblick dieses großen, vortrefflichen und gewiß auch glorreichen Monarchen überschleicht uns ein gewisses Schauergefühl, das wir zuweilen empfinden, wenn wir im wachen Tageslichte einer Gestalt begegnen, die wir schon in nächtlichen Träumen erblickt haben. Als wir ihn vor acht Jahren durch die Straßen der Hauptstadt reiten sahen, „barhäuptig und demüthig nach allen Seiten grüßend,“ dachten wir immer an die Worte, womit York des Bolingbroke's Einzug in London schildert. Sein Vetter,

der neuere Richard II., kannte ihn sehr gut, durchschaute ihn immer und äußerte einst ganz richtig:

Wir selbst und Bushy, Bagot hier und Green
Sah'n sein Bewerben beim geringen Volk,
Wie er sich wollt' in ihre Herzen tauchen
Mit traulicher, demüth'ger Höflichkeit;
Was für Verehrung er an Knechte wegwarf,
Handwerker mit des Lächelns Kunst gewinnend
Und ruhigem Ertragen seines Looses,
Als wollt' er ihre Neigung mit verbannen.
Vor einem Austerweib zieht er die Mütze,
Ein paar Parnzieher grüßten: „Gott geleit' euch!“
Und ihnen ward des schmeid'gen Knies Tribut,
Nebst: „Dank, Landsleute! meine gü't'gen Freunde!“

Sa, die Ähnlichkeit ist erschreckend. Ganz wie der ältere, entfaltete sich vor unseren Augen der heutige Bolingbroke, der nach dem Sturze seines königlichen Veters den Thron bestieg, sich allmählig darauf befestigte: ein schlauer Held, ein kriechender Riese, ein Titan der Verstellung, entsetzlich, ja empörend ruhig, die Lage in einem sammtnen Handschuh, und damit die öffentliche Meinung streichelnd, den Raub schon in weiter Ferne erspähend, und nie darauf losspringend, bis er in sicherster Nähe..

Möge er immer seine schraubenden Feinde besiegen
und dem Reiche den Frieden erhalten, bis zu seiner
Todesstunde, wo er zu seinem Sohn jene Worte
sprechen wird, die Shakspeare schon längst für ihn
aufgeschrieben:

Komm her, mein Sohn, und setz' dich an mein Bett,
Und hör' den letzten Rathschlag, wie ich glaube,
Den ich je athmen mag. Gott weiß, mein Sohn,
Durch welche Nebenschlich' und krumme Wege
Ich diese Kron' erlangt; ich selbst weiß wohl,
Wie lästig sie auf meinem Haupte saß.
Dir fällt sie heim nunmehr mit besserer Ruh',
Mit besserer Meinung, besserer Bestät'gung;
Denn jeder Flecken der Erlangung geht
Mit mir ins Grab. An mir erschien sie nur
Wie eine Ehr', erhascht mit heft'ger Hand;
Und Viele lebten noch, mir vorzurücken,
Daß ich durch ihren Beistand sie gewonnen,
Was täglich Zwist und Blutvergießen schuf,
Dem vorgegebnen Frieden Wunden schlagend.
All' diese dreisten Schrecken, wie du siehst,
Hab' ich bestanden mit Gefahr des Lebens;
Denn all' mein Regiment war nur ein Auftritt,
Der diesen Inhalt spielte; nun verändert
Mein Tod die Weise; denn was ich erjagt,

Das fällt dir nun mit schönerm Anspruch heim,
Da du durch Erblichkeit die Krone trägst.
Und, stehst du sicherer schon als ich es konnte,
Du bist nicht fest genug, solange die Klagen
So frisch noch sind; und allen meinen Freunden,
Die du zu deinen Freunden machen mußt,
Sind' Zähn' und Stachel kürzlich nur entnommen,
Die durch gewaltsam Thun mich erst befördert,
Und deren Macht wohl Furcht erregen konnte
Vor neuer Absetzung; was zu vermeiden
Ich sie verdarb, und nun des Sinnes war,
Zum heil'gen Lande Viele fortzuführen,
Daß Ruh' und Stilleliegen nicht zu nah
Mein Reich sie prüfen ließ. Darum, mein Sohn,
Beschäft'ge stets die schwindlichten Gemüther
Mit fremdem Zwist, daß Wirken in der Fern'
Das Angedenken vor'ger Tage banne.
Mehr wollt' ich, doch die Lung' ist so erschöpft,
Daß kräft'ge Rede gänzlich mir versagt ist.
Wie ich zur Krone kam, o Gott! vergebe,
Daß sie bei dir in wahren Frieden lebe!

Lady Anna.

(König Richard III.)

Die Gunst der Frauen, wie das Glück überhaupt, ist ein freies Geschenk, man empfängt es, ohne zu wissen wie, ohne zu wissen warum. Aber es giebt Menschen, die es mit eisernem Willen vom Schicksal zu ertrogen verstehen, und Diese gelangen zum Ziele, entweder durch Schmeichelei, oder indem sie den Weibern Schrecken einflößen, oder indem sie ihr Mitleiden anregen, oder indem sie ihnen Gelegenheit geben sich aufzuopfern . . . Letzteres, nämlich das Geopfertsein, ist die Lieblingsrolle der Weiber, und kleidet sie so schön vor den Leuten, und gewährt ihnen auch in der Einsamkeit so viel thränenreiche Wehmuthsgenüsse.

Lady Anna wird durch alles Dieses zu gleicher Zeit bezwungen. Wie Honigseim gleiten die Schmeichelworte von den furchtbaren Lippen . . . Richard

schmeichelt ihr, derselbe Richard, welcher ihr alle Schrecken der Hölle einflößt, welcher ihren geliebten Gemahl und den väterlichen Freund getödtet, den sie eben zu Grabe bestattet . . . Er befiehlt den Leichenträgern mit herrischer Stimme, den Sarg niederzusetzen, und in diesem Moment richtet er seine Liebeswerbung an die schöne Leidtragende... Das Lamm sieht schon mit Entsetzen das Zähnefleischen des Wolfes, aber dieser spitzt plötzlich die Schnauze zu den süßesten Schmeicheltönen... Die Schmeichelei des Wolfes wirkt so erschütternd, so berauschend auf das arme Lammgemüth, daß alle Gefühle darin eine plötzliche Umwandlung erleiden . . . Und König Richard spricht von seinem Kummer, von seinem Gram, so daß Anna ihm ihr Mitleid nicht versagen kann, um so mehr, da dieser wilde Mensch nicht sehr klagesüchtig von Natur ist . . . Und dieser unglückliche Mörder hat Gewissensbisse, spricht von Reue, und eine gute Frau könnte ihn vielleicht auf den besseren Weg leiten, wenn sie sich für ihn aufopfern wollte . . . Und Anna entschließt sich, Königin von England zu werden.

Königin Catharina.

(König Heinrich VIII.)

Ich hege ein unüberwindliches Vorurtheil gegen diese Fürstin, welcher ich dennoch die höchsten Tugenden zugestehen muß. Als Ehefrau war sie ein Muster häuslicher Treue. Als Königin betrug sie sich mit höchster Würde und Majestät. Als Christin war sie die Frömmigkeit selbst. Aber den Doktor Samuel Johnson hat sie zum überschwänglichsten Lobe begeistert, sie ist unter allen Shakspeare'schen Frauen sein auserlesener Liebling, er spricht von ihr mit Zärtlichkeit und Rührung . . . Das ist nicht zu ertragen. Shakspeare hat alle Macht seines Genius aufgeboten, die gute Frau zu verherrlichen, doch diese Bemühung wird vereitelt, wenn man sieht, daß Dr. Johnson, der große Porterkrug, bei ihrem Anblick in süßes Entzücken geräth und von Lobeserhebungen überschäumt. Wär' sie meine Frau,

ich könnte mich von ihr scheiden lassen ob solcher Lobeserhebungen. Vielleicht war es nicht der Liebreiz von Anna Bullen, was den armen König Heinrich von ihr losriß, sondern der Enthusiasmus, womit sich irgend ein damaliger Dr. Johnson über die treue, würdevolle und fromme Catharina aussprach. Hat vielleicht Thomas Morus, der bei all seiner Vortrefflichkeit etwas pedantisch und lebern und unverdaulich wie Dr. Johnson war, zu sehr die Königin in den Himmel erhoben? Dem wackern Kanzler freilich kam sein Enthusiasmus etwas theuer zu stehen; der König erhob ihn deshalb selbst in den Himmel.

Ich weiß nicht, was ich am meisten bewundern soll: daß Catharina ihren Gemahl ganze fünfzehn Jahre lang ertrug, oder daß Heinrich seine Gattin während so langer Zeit ertragen hat? Der König war nicht bloß sehr launenhaft, jähzornig und in beständigem Widerspruch mit allen Neigungen seiner Frau — Das findet sich in vielen Ehen, die sich trotzdem, bis der Tod allem Zank ein Ende macht, aufs beste erhalten — aber der König war auch Musiker und Theolog, und Beides in vollendeter Miserabilität. Ich habe unlängst als ergötzliche Kuriosität einen Choral von ihm gehört, der eben so schlecht war wie sein Traktat de septem sacra-

mentis. Er hat gewiß mit seinen musikalischen Compositionen und seiner theologischen Schriftstellerei die arme Frau sehr belästigt. Das Beste an Heinrich war sein Sinn für plastische Kunst, und aus Vorliebe für das Schöne entstanden vielleicht seine schlimmsten Sympathien und Antipathien. Catharina von Arragonien war nämlich noch hübsch in ihrem vierundzwanzigsten Jahre, als Heinrich achtzehn Jahr alt war und sie heirathete, obgleich sie die Wittwe seines Bruders gewesen. Aber ihre Schönheit hat wahrscheinlich mit den Jahren nicht zugenommen, um so mehr da sie aus Frömmigkeit mit Geißelung, Fasten, Nachtwachen und Betrübungen ihr Fleisch beständig kasteite. Über diese asketischen Übungen beklagte sich ihr Gemahl oft genug, und auch uns wären Vergleichen an einer Frau sehr fatal gewesen.

Aber es giebt noch einen andern Umstand, der mich in meinem Vorurtheil gegen diese Königin bestärkt: Sie war die Tochter der Isabella von Kastilien und die Mutter der blutigen Maria. Was soll ich von dem Baume denken, der solcher bösen Saat entsprossen, und solche böse Frucht gebär?

Wenn sich auch in der Geschichte keine Spuren ihrer Grausamkeit vorfinden, so tritt dennoch der wilde Stolz ihrer Race bei jeder Gelegenheit hervor,

wo sie ihren Rang vertreten oder geltend machen will. Trotz ihrer wohleingeübten christlichen Demuth, gerieth sie doch jedesmal in einen fast heidnischen Zorn, wenn man einen Verstoß gegen die herkömmliche Etikette machte oder gar ihr den königlichen Titel verweigerte. Bis in den Tod bewahrte sie diesen unauslöschbaren Hochmuth, und auch bei Shakspeare sind ihre letzten Worte:

Ihr sollt mich balsamieren, dann zur Schau
Ausstellen, zwar entkönigt, doch begrabt mich
Als Königin und eines Königs Tochter.
Ich kann nicht mehr!

Anna Bullen.

(König Heinrich VIII.)

Die gewöhnliche Meinung geht dahin, daß König Heinrich's Gewissensbisse ob seiner Ehe mit Catharinen durch die Reize der schönen Anna entstanden seien. Sogar Shakspeare verräth diese Meinung, und wenn in dem Krönungszug die neue Königin auftritt, legt er einem jungen Edelmann folgende Worte in den Mund:

. Gott sei mit dir!
Solch süß Gesicht als deins erblickt' ich nie!
Bei meinem Leben, Herr, sie ist ein Engel,
Der König hält ganz Indien in den Armen,
Und Viel, Viel mehr, wenn er dies Weib umfängt;
Ich table sein Gewissen nicht.

Von der Schönheit der Anna Bullen giebt uns der Dichter auch in der folgenden Scene einen

Begriff, wo er den Enthusiasmus schildert, den ihr Anblick bei der Krönung hervorbrachte.

Wie sehr Shakspeare seine Gebieterin, die hohe Elisabeth, liebte, zeigt sich vielleicht am schönsten in der Umständlichkeit, womit er die Krönungsfeier ihrer Mutter darstellt. Alle diese Details sanktionieren das Thronrecht der Tochter, und ein Dichter wußte die bestrittene Legitimität seiner Königin dem ganzen Publikum zu veranschaulichen. Aber diese Königin verdiente solchen Liebeseifer! Sie glaubte ihrer Königswürde Nichts zu vergeben, wenn sie dem Dichter gestattete, alle ihre Vorfahren, und sogar ihren eigenen Vater, mit entsetzlicher Unparteilichkeit auf der Bühne darzustellen! Und nicht bloß als Königin, sondern auch als Weib wollte sie nie die Rechte der Poesie beeinträchtigen; wie sie unserem Dichter in politischer Hinsicht die höchste Redefreiheit gewährte, so erlaubte sie ihm auch die krassesten Worte in geschlechtlicher Beziehung, sie nahm keinen Anstoß an den ausgelassensten Witz einer gesunden Sinnlichkeit, und sie, the maiden queen, die königliche Jungfrau, verlangte sogar, daß Sir John Falstaff sich einmal als Liebhaber zeige. Ihrem lächelnden Wink verdanken wir „Die lustigen Weiber von Windsor.“

Shakespeare konnte seine englischen Geschichts-
dramen nicht besser schließen, als indem er am
Ende von „Heinrich VIII.“ die neugeborne Elisabeth,
gleichsam die bessere Zukunft in Windeln, über die
Bühne tragen läßt.

Hat aber Shakespeare wirklich den Charakter
Heinrich's VIII., des Vaters seiner Königin, ganz
geschichtstreu geschildert? Ja, obgleich er die
Wahrheit nicht in so grellen Lauten wie in seinen
übrigen Dramen verkündete, so hat er sie doch
jedemfalls ausgesprochen, und der leisere Ton macht
jeden Vorwurf desto eindringlicher. Dieser Heinrich
VIII. war der schlimmste aller Könige, denn wäh-
rend alle andere böse Fürsten nur gegen ihre Feinde
wütheten, rastete Vener gegen seine Freunde, und seine
Liebe war immer weit gefährlicher als sein Haß.
Die Ehestandsgeschichten dieses königlichen Blau-
barts sind entsetzlich. In alle Schrecknisse derselben
mischte er obendrein eine gewisse blödsinnig grauen-
hafte Galanterie. Als er Anna Bullen hinzurichten
befahl, ließ er ihr vorher sagen, daß er für sie
den geschicktesten Scharfrichter von ganz England
bestellt habe. Die Königin dankte ihm gehorsamst
für solche zarte Aufmerksamkeit, und in ihrer
leichtsininig heitern Weise umspannte sie mit beiden
weißen Händen ihren Hals und rief: Ich bin sehr

leicht zu köpfen, ich hab' nur ein kleines schmales Hälschen.

Auch ist das Beil, womit man ihr das Haupt abschlug, nicht sehr groß. Man zeigte es mir in der Rüstkammer des Towers zu London, und während ich es in den Händen hielt, beschlichen mich sehr sonderbare Gedanken.

Wenn ich Königin von England wäre, ich ließe jenes Beil in die Tiefe des Oceans versenken.

Lady Macbeth.

(Macbeth.)

Von den eigentlich historischen Dramen wende ich mich zu jenen Tragödien, deren Fabel entweder rein erfonnen oder aus alten Sagen und Novellen geschöpft ist. Macbeth bildet einen Übergang zu diesen Dichtungen, worin der Genius des großen Shakspeare am freiesten und frecksten seine Flügel entfaltet. Der Stoff ist einer alten Legende entlehnt, er gehört nicht zur Historie, und dennoch macht dieses Stück einige Ansprüche an geschichtlichen Glauben, da der Ahnherr des königlichen Hauses von England darin eine Rolle spielte. Macbeth ward nämlich unter Jakob I. aufgeführt, welcher bekanntlich von dem schottischen Banquo abstammen sollte. In dieser Beziehung hat der Dichter auch einige Prophezeiungen zur Ehre der regierenden Dynastie seinem Drama eingewebt.

Macbeth ist ein Liebling der Kritiker, die hier Gelegenheit finden, ihre Ansichten über die antike Schicksalstragödie, in Vergleichung mit der Auffassung des Fatums bei modernen Tragikern, des Breitesten auseinander zu setzen. Ich erlaube mir über diesen Gegenstand nur eine flüchtige Bemerkung.

Die Schicksalsidee des Shakspeare ist von der Idee des Schicksals bei den Alten in gleicher Weise verschieden, wie die wahr sagenden Frauen, die kornverheißend in der alten nordischen Legende dem Macbeth begegnen, von jener Hexenschwester schaft verschieden sind, die man in der Shakspeare'schen Tragödie auftreten sieht. Sene wundersamen Frauen in der alten nordischen Legende sind offenbar Walküren, schauerliche Lustgöttinnen, die, über den Schlachtfeldern einher schwebend, Sieg oder Niederlage entscheiden, und als die eigentlichen Lenkerinnen des Menschenschicksals zu betrachten sind, da letzteres im kriegerischen Norden zunächst vom Ausgang der Schwertkämpfe abhängig war. Shakspeare verwandelte sie in unheil stiftende Hexen, entkleidete sie aller furchtbaren Grazie des nordischen Zaubers, er machte sie zu zwitterhaften Mißweibern, die ungeheuerlichen Spuk zu treiben wissen, und Verderben brauen aus hämi scher Schadenfreude oder auf Geheiß der Hölle; sie sind die Dienerinnen

des Bösen, und wer sich von ihren Sprüchen be-
thören läßt, geht mit Leib und Seele zu Grunde.
Shakspeare hat also die altheidnischen Schicksals-
göttinnen und ihren ehrwürdigen Zaubersegen ins
Christliche übersetzt, und der Untergang seines Hel-
den ist daher nicht etwas vorausbestimmt Noth-
wendiges, etwas starr Unabwendbares wie das alte
Fatum, sondern er ist nur die Folge jener Rodun-
gen der Hölle, die das Menschenherz mit den fein-
sten Negen zu umschlingen weiß: Macbeth unter-
liegt der Macht des Satans, dem Urbösen.

Interessant ist es, wenn man die Shakspeare's-
chen Hexen mit den Hexen anderer englischen Dich-
ter vergleicht. Man bemerkt, daß Shakspeare sich
dennoch von der altheidnischen Anschauungsweise
nicht ganz losreißen konnte, und seine Zauber-
schwestern sind daher auffallend grandioser und re-
spektabler als die Hexen von Middleton, die weit
mehr eine böse Bettelnatur bekunden, auch weit
kleinlichere Tücken ausüben, nur den Leib beschä-
digen, über den Geist wenig vermögen, und höch-
stens mit Eifersucht, Mißgunst, Lüsternheit und
ähnlichem Gefühlsausatz unsere Herzen zu über-
trufen wissen.

Die Renommée der Lady Macbeth, die man
während zwei Jahrhunderten für eine sehr böse

Person hielt, hat sich vor etwa zwölf Jahren in Deutschland sehr zu ihrem Vortheil verbessert. Der fromme Franz Horn machte nämlich im Brodhausfischen Konversations-Blatt die Bemerkung, daß die arme Lady bisher ganz verkannt worden, daß sie ihren Mann sehr liebte, und überhaupt ein liebevolles Gemüth besäße. Diese Meinung suchte bald darauf Herr Ludwig Tied mit all seiner Wissenschaft, Gelahrtheit und philosophischen Tiefe zu unterstützen, und es dauerte nicht lange, so sahen wir Madame Stich auf der königlichen Hofbühne in der Rolle der Lady Macbeth so gefühlvoll girren und turteltäubeln, daß kein Herz in Berlin vor solchen Härlichkeitstönen ungerührt blieb, und manches schöne Auge von Thränen überfloß beim Anblick der guten Macbeth. — Das geschah, wie gesagt, vor etwa zwölf Jahren, in jener sanften Restaurationszeit, wo wir so viel Liebe im Leibe hatten. Seitdem ist ein großer Bankrott ausgebrochen, und wenn wir jetzt mancher gekrönten Person nicht die überschwängliche Liebe widmen, die sie verdient, so sind Leute daran Schuld, die, wie die Königin von Schottland, während der Restaurations-Periode unsre Herzen ganz ausgebeutelt haben.

Ob man in Deutschland die Liebenswürdigkeit der besagten Lady noch immer versteht, weiß ich nicht. Seit der Juliusrevolution haben sich jedoch die Ansichten in vielen Dingen geändert, und man hat vielleicht sogar in Berlin einsehen lernen, daß die gute Macbeth eine sehr bese Bestie sint.

O p h e l i a.

(Hamlet.)

Das ist die arme Ophelia, die Hamlet der Däne geliebt hat. Es war ein blondes schönes Mädchen, und besonders in ihrer Sprache lag ein Zauber, der mir schon damals das Herz rührte, als ich nach Wittenberg reisen wollte und zu ihrem Vater ging, um ihm Lebewohl zu sagen. Der alte Herr war so gütig, mir alle jene guten Lehren, wovon er selber so wenig Gebrauch machte, auf den Weg mitzugeben, und zuletzt rief er Ophelien, daß sie uns Wein bringe zum Abschiedstrunk. Als das liebe Kind sittsam und anmuthig mit dem Kredenzsteller zu mir herantrat, und das strahlend große Auge gegen mich aufhob, griff ich in der Zerstreuung zu einem leeren statt zu einem gefüllten Becher. Sie lächelte über meinen Mißgriff. Ihr Lächeln war schon damals so wunderbar glänzend,

es zog sich über ihre Lippen schon jener berauschende Schmelz, der wahrscheinlich von den Rußelfen herrührte, die in den Mundwinkeln lauschten.

Als ich von Wittenberg heimkehrte und das Lächeln Ophelia's mir wieder entgegenleuchtete, vergaß ich darüber alle Spitzfindigkeiten der Scholastik, und mein Nachgrübeln betraf nur die holden Fragen: Was bedeutet jenes Lächeln? Was bedeutet jene Stimme, jener geheimnisvoll schwachende Flötenton? Woher empfangen jene Augen ihre seligen Strahlen? Ist es ein Abglanz des Himmels, oder erglänzt der Himmel nur von dem Wiedererschein dieser Augen? Steht jenes Lächeln im Zusammenhang mit der stummen Musik des Sphärentanzes, oder ist es nur die irdische Signatur der übersinnlichsten Harmonien? Eines Tages, als wir im Schloßgarten zu Helsingör uns ergingen, zärtlich scherzend und koseend, die Herzen in voller Sehnsuchtsblüthe . . . es bleibt mir unvergesslich, wie bettelhaft der Gesang der Nachtigallen abstach gegen die himmelhauchende Stimme Ophelia's, und wie armselig blöde die Blumen aussahen mit ihren bunten Gesichtern ohne Lächeln, wenn ich sie zufällig verglich mit dem holdseligen Munde Ophelia's! Die schlanke Gestalt, wie wandelnde Lieblichkeit schwebte sie neben mir einher.

Ach, Das ist der Fluch schwacher Menschen, daß sie jedesmal, wenn ihnen eine große Unbill widerfährt, zunächst an dem Besten und Liebsten, was sie besitzen, ihren Unmuth auslassen. Und der arme Hamlet zerstörte zunächst seine Vernunft, das herrliche Kleinod, stürzte sich durch verstellte Geistesverwirrung in den entseßlichen Abgrund der wirklichen Tollheit, und quälte sein armes Mädchen mit höhnischen Stachelreden . . . Das arme Ding! Das fehlte noch, daß der Geliebte ihren Vater für eine Ratte hielt und ihn todstach . . . Da mußte sie ebenfalls von Sinnen kommen! Aber ihr Wahnsinn ist nicht so schwarz und brütend düster wie der Hamlet'sche, sondern er gaukelt gleichsam besänftigend mit süßen Liedern um ihr krankes Haupt. . . . Ihre sanfte Stimme schmilzt ganz in Gesang, und Blumen und wieder Blumen winden sich durch all ihr Denken. Sie singt und flechtet Kränze und schmückt damit ihre Stirn, und lächelt mit ihrem strahlenden Lächeln, armes Kind!...

Es neigt ein Weidenbaum sich über'n Bach,
Und zeigt im klaren Strom sein grünes Laub,
Mit welchem sie phantastisch Kränze wand
Von Hahnfuß, Nesseln, Maßlieb, Ruchradsblumen.
Dort, als sie aufklohm, um ihr Laubgewinde

An den gesenkten Ästen aufzuhängen,
Verbrach ein falscher Zweig, und nieder fielen
Die rankenden Trophäen und sie selbst
Ins weinende Gewässer. Ihre Kleider
Verbreiteten sich weit, und trugen sie
Sirenengleich ein Weilchen noch empor,
Indeß sie Stellen alter Weisen sang,
Als ob sie nicht die eigne Noth begriffe,
Wie ein Geschöpf, geboren und begabt
Für dieses Element. Doch lange währt' es nicht,
Bis ihre Kleider, die sich schwer getrunken,
Das arme Kind von ihren Melodien
Hinunterzogen in den schlamm'gen Tod.

Doch was erzähl' ich euch diese kummervolle
Geschichte! Ihr kennt sie Alle von frühesten Zu-
gend, und ihr habt oft genug geweint über die
alte Tragödie von Hamlet dem Dänen, welcher
die arme Ophelia liebte, weit mehr liebte als tau-
send Brüder mit ihrer Gesammtliebe sie zu lieben
vermochten, und welcher verrückt wurde, weil ihm
der Geist seines Vaters erschien, und weil die Welt
aus ihren Angeln gerissen war und er sich zu
schwach fühlte, um sie wieder einzufügen, und weil
er im deutschen Wittenberg vor lauter Denken das
Handeln verlernt hatte, und weil ihm die Wahl

stand, entweder wahnsinnig zu werden oder eine rasche That zu begehen, und weil er als Mensch überhaupt große Anlagen zur Tollheit in sich trug.

Wir kennen diesen Hamlet wie wir unser eigenes Gesicht kennen, das wir so oft im Spiegel erblicken, und das uns dennoch weniger bekannt ist, als man glauben sollte; denn begegnete uns Jemand auf der Straße, der ganz so ausähe wie wir selber, so würden wir das befremdlich wohl- bekannte Antlitz nur instinktmäßig und mit geheimem Schreck anglozen, ohne jedoch zu merken, daß es unsere eignen Gesichtszüge sind, die wir eben erblickten.

Cordelia.

(König Lear.)

In diesem Stücke liegen Fuhngeln und Selbstschüsse für den Leser, sagt ein englischer Schriftsteller. Ein Anderer bemerkt, diese Tragödie sei ein Labyrinth, worin sich der Kommentator verirren und am Ende Gefahr laufen könne, von dem Minotaur, der dort haust, erwürgt zu werden; er möge hier das kritische Messer nur zur Selbstvertheidigung gebrauchen. Und in der That, ist es jedenfalls eine mißliche Sache, den Shakspeare zu kritisieren, ihn, aus dessen Worten uns beständig die schärfste Kritik unserer eignen Gedanken und Handlungen entgegen lacht: so ist es fast unmöglich, ihn in dieser Tragödie zu beurtheilen, wo sein Genius bis zur schwindligsten Höhe sich empor schwang.

Ich wage mich nur bis an die Pforte dieses Wunderbaus, nur bis zur Exposition, die schon

gleich unser Erstaunen erregt. Die Expositionen sind überhaupt in Shakespeare's Tragödien bewunderungswürdig. Durch diese ersten Eingangs-Szenen werden wir schon gleich aus unseren Wertelagsgefühlen und Brustgedanken herausgerissen, und in die Mitte jener ungeheuern Begebenheiten versetzt, womit der Dichter unsere Seelen erschüttern und reinigen will. So eröffnet sich die Tragödie des Macbeth mit der Begegnung der Hexen, und der weissagende Spruch Derselben unterjocht nicht bloß das Herz des schottischen Feldherrn, den wir siegestrunken auftreten sehen, sondern auch unser eignes Zuschauerherz, das jetzt nicht mehr loskann, bis Alles erfüllt und beendigt ist. Wie in „Macbeth“ das kühle, sinnebetäubende Grauen der Mutigen Zauberwelt schon im Beginn uns erfasst, so überfröstelt uns der Schauer des bleichen Geistesreichs bereits in den ersten Szenen des „Hamlet,“ und wir können uns hier nicht loswinden von den gespenstischen Nachtgefühlen, von dem Abdrücken der heimlichsten Ängste, bis Alles vollbracht, bis Dänemarks Luft, die von Menschenfünis geschwängert war, wieder ganz gereinigt ist.

In den ersten Szenen des „Lear“ werden wir auf gleiche Weise unmittelbar hineingezogen in die fremden Schicksale, die sich vor unserem Augen

ankündigen, entfalten und abschließen. Der Dichter gewährt uns hier ein Schauspiel, das noch entsetzlicher ist als alle Schrecknisse der Zauberwelt und des Geisterreichs; er zeigt uns nämlich die menschliche Leidenschaft, die alle Vernunftdämme durchbricht, und in der furchtbaren Majestät eines königlichen Wahnsinns hinaustobt, wetteifernd mit der empörten Natur in ihrem wildesten Aufbruch. Aber ich glaube, hier endet die außerordentliche Obmacht, die spielende Willkür, womit Shakspeare seinen Stoff immer bewältigen konnte; hier beherrscht ihn sein Genius weit mehr als in den erwähnten Tragödien, in „Macbeth“ und „Hamlet,“ wo er mit künstlerischer Gelassenheit neben den dunkelsten Schatten der Gemüthsnacht die rosigsten Lichter des Witzes, neben den wildesten Handlungen das heiterste Stillleben hinmalen konnte. Ja, in der Tragödie „Macbeth“ lächelt uns eine sanfte beschriebene Natur entgegen; an den Fensterfliesen des Schlosses, wo die blutigste That verübt wird, kleben stille Schwalbennester; ein freundlicher schottischer Sommer, nicht zu warm, nicht zu kühl, weht durch das ganze Stück; überall schöne Bäume und grünes Laubwerk, und am Ende gar kommt ein ganzer Wald einhermarschirt, Birnam-Wald kommt nach Dunsinane. Auch in „Hamlet“ kontrastirt die

liebliche Natur mit der Schwüle der Handlung; bleibt es auch Nacht in der Brust des Helden, so geht doch die Sonne darum nicht minder morgenröthlich auf, und Polonius ist ein amüsanter Narr, und es wird ruhig Komödie gespielt, und unter grünen Bäumen sitzt die arme Ophelia, und mit bunten, blühenden Blumen windet sie ihre Kränze. Aber in „Lear“ herrschen keine solche Kontraste zwischen der Handlung und der Natur, und die entzügelten Elemente heulen und stürmen um die Wette mit dem wahnsinnigen König. Wirkt ein sittliches Ereignis ganz außerordentlicher Art auch auf die sogenannte leblose Natur? Befindet sich zwischen dieser und dem Menschengemüth ein äußerlich sichtbares Wahlverhältniß? Hat unser Dichter Vergleichen erkannt und darstellen wollen?

Mit der ersten Scene dieser Tragödie werden wir, wie gesagt, schon in die Mitte der Ereignisse geführt, und wie klar auch der Himmel ist, ein scharfes Auge kann das künftige Gewitter schon voraussehen. Da ist ein Wölkchen im Verstande Lear's, welches sich später zur schwärzesten Geistesnacht verdichten wird. Wer in dieser Weise Alles verschönt, Der ist schon verrückt. Wie das Gemüth des Helden, so lernen wir auch den Charakter der Töchter schon in der Expositionsscene kennen, und

namentlich rührt uns schon gleich die schweigsame Bärtlichkeit Cordelia's, der modernen Antigone, die an Innigkeit die antike Schwester noch übertrifft. Ja, sie ist ein reiner Geist, wie es der König erst im Wahnsinn einseht. Ganz rein? Ich glaube, sie ist ein bißchen eigensinnig, und dieses Flöckchen ist ein Vatermal. Wer wahre Liebe ist sehr verschämt und haßt allen Wortkram; sie kann nur weinen und verbluten. Die wehmüthige Bitterkeit, womit Cordelia auf die Heuchelei der Schwestern anspielt, ist von der zartesten Art, und trägt ganz den Charakter jener Ironie, deren sich der Meister aller Liebe, der Heilb des Evangeliums, zuweilen bediente. Ihre Seele entladet sich des gerechtesten Unwillens und offenbart zugleich ihren ganzen Adel in den Worten:

Fürwahr, nie heirath' ich wie meine Schwestern, um bloß meinen Vater zu lieben.

Julie.

(Romeo und Julie.)

In der That, jedes Shakspeare'sche Stück hat sein besonderes Klima, seine bestimmte Jahreszeit und seine lokalen Eigenthümlichkeiten. Wie die Personen in jedem dieser Dramen, so hat auch der Boden und der Himmel, der darin sichtbar wird, eine besondere Physiognomie. Hier, in „Romeo und Julie,“ sind wir über die Alpen gestiegen und befinden uns plötzlich in dem schönen Garten, welcher Italien heißt . . .

Kennst du das Land, wo die Citronen blühen,
Im dunkeln Laub die Goldorangen glühen? —

Es ist das sonnige Verona, welches Shakspeare zum Schauplatz gewählt hat für die Großthaten der Liebe, die er in „Romeo und Julie“ ver-

herrlichen wollte. Ja, nicht das benannte Menschenpaar, sondern die Liebe selbst ist der Held in diesem Drama. Wir sehen hier die Liebe jugendlich übermüthig auftreten, allen feindlichen Verhältnissen Trotz bietend, und Alles besiegend . . . Denn sie fürchtet sich nicht, in dem großen Kampfe zu dem schrecklichsten aber sichersten Bundesgenossen, dem Tode, ihre Zuflucht zu nehmen. Liebe im Bündnisse mit dem Tode ist unüberwindlich. Liebe! Sie ist die höchste und siegreichste aller Leidenschaften. Ihre weltbezwingende Stärke besteht aber in ihrer schrankenlosen Großmuth, in ihrer fast überfinnlichen Uneigennützigkeit, in ihrer aufopferungssüchtigen Lebensverachtung. Für sie giebt es kein Gestern und sie denkt an kein Morgen . . . Sie begehrt nur des heutigen Tages, aber diesen verlangt sie ganz, unverkürzt, unverkümmert . . . Sie will Nichts davon aufsparen für die Zukunft und verschmäh't die aufgewärmten Reste der Vergangenheit . . . „Vor mir Nacht, hinter mir Nacht“ . . . Sie ist eine wandelnde Flamme zwischen zwei Finsternissen . . . Woher entsteht sie? . . . Aus unbegreiflich winzigen Fünkchen! . . . Wie endet sie? . . . Sie erlöscht spurlos, eben so unbegreiflich . . . Je wilder sie brennt, desto früher erlöscht sie . . . Aber Das

hindert sie nicht, sich ihren lodernden Trieben ganz hinzugeben, als dauerte ewig dieses Feuer . . .

Ach, wenn man zum zweitenmal im Leben von der großen Gluth erfaßt wird, so fehlt leider dieser Glaube an ihre Unsterblichkeit, und die schmerzlichste Erinnerung sagt uns, daß sie sich am Ende selber aufzehrt . . . Daher die Verschiedenheit der Melancholie bei der ersten Liebe und bei der zweiten . . . Bei der ersten denken wir, daß unsere Leidenschaft nur mit tragischem Tode endigen müsse, und in der That, wenn nicht anders die entgegenstehenden Schwierigkeiten zu überwinden sind, entschließen wir uns leicht, mit der Geliebten ins Grab zu steigen . . . Hingegen bei der zweiten Liebe liegt uns der Gedanke im Sinne, daß unsere wildesten und herrlichsten Gefühle sich mit der Zeit in eine zahme Lauheit verwandeln, daß wir die Augen, die Lippen, die Hüften, die uns jetzt so schauerlich begeistern, einst mit Gleichgültigkeit betrachten werden . . . Ach! dieser Gedanke ist melancholischer als jede Todesahnung! . . . Das ist ein trostloses Gefühl, wenn wir im heißesten Rausche an künftige Nüchternheit und Kühle denken, und aus Erfahrung wissen, daß die hochpoetischen heroischen Leidenschaften ein so kläglich prosaisches Ende nehmen! . . .

Diese hochpoetischen heroischen Leidenschaften! Wie die Theaterprinzessinnen gebärden sie sich, und sind hochroth geschminkt, prachtvoll kostümiert, mit funkelndem Geschmeide beladen, und wandeln stolz einher und deklamieren in gemessenen Tacten . . . Wenn aber der Vorhang fällt, zieht die arme Prinzessin ihre Werkeltagskleider wieder an, wischt sich die Schminke von den Wangen, sie muß den Schmuck dem Garderobemeister überliefern, und schlotternd hängt sie sich an den Arm des ersten besten Stadtgerichtsreferendarii, spricht schlechtes Berliner Deutsch, steigt mit ihm in eine Mansarde, und gähnt und legt sich schnarchend aufs Ohr, und hört nicht mehr die süßen Bethenerungen: „Sie spielten jettlich, auf Ehre!“ . . .

Ich wage es nicht, Shakspeare im mindesten zu tadeln, und nur meine Verwunderung möchte ich darüber aussprechen, daß er den Romeo erst eine Leidenschaft für Rosalinde empfinden läßt, ehe er ihn Julten zuführt. Trotzdem, daß er sich der zweiten Liebe ganz hingiebt, nistet doch in seiner Seele eine gewisse Skepsis, die sich in ironischen Redensarten kundgiebt, und nicht selten an Hamlet erinnert. Oder ist die zweite Liebe bei dem Manne die stärkere, eben weil sie alsdann mit klarem Selbstbewusstsein gepaart ist? Bei dem Weibe giebt es

keine zweite Liebe, seine Natur ist zu zart, als daß sie zweimal das fürchterliche Erdbeben des Gemüthes überstehen könnte. Betrachtet Julie! Wäre sie im Stande zum zweiten Male die überschwänglichen Seligkeiten und Schrecknisse zu ertragen, zum zweiten Male, aller Angst Trotz bietend, den schauerhaften Reiz zu leeren? Ich glaube, sie hat genug am ersten Male, diese arme Glückliche, dieses reine Opfer der großen Passion.

Julie liebt zum ersten Male, und liebt mit voller Gesundheit des Leibes und der Seele. Sie ist vierzehn Jahre alt, was in Italien so viel gilt wie siebzehn Jahre nordischer Nahrung. Sie ist eine Rosenknospe, die eben vor unseren Augen von Romeo's Lippen aufgeküßt ward, und sich in jugendlicher Pracht entfaltet. Sie hat weder aus weltlichen noch aus geistlichen Büchern gelernt, was Liebe ist; die Sonne hat es ihr gesagt, und der Mond hat es ihr wiederholt, und wie ein Echo hat es ihr Herz nachgesprochen, als sie sich nächtlich unbelauscht glaubte. Aber Romeo stand unter dem Balkone und hat ihre Reden gehört, und nimmt sie beim Wort. Der Charakter ihrer Liebe ist Wahrheit und Gesundheit. Das Mädchen athmet Gesundheit und Wahrheit, und es ist rührend anzuhören, wenn sie sagt:

Du weißt, die Nacht verschleiert mein Gesicht,
Sonst färbte Mädchenröthe meine Wangen
Um Das, was du vorhin mich sagen hörtest.
Gern hielt' ich streng auf Sitte, möchte gern
Verleugnen, was ich sprach — doch weg mit Förmlichkeit!
Sag, liebst du mich? Ich weiß, du wirst's bejah'n,
Und will dem Worte traun; doch wenn du schwörst,
So kannst du treulos werden; wie sie sagen,
Nacht Jupiter des Meineids der Verliebten.
O holder Romeo, wenn du mich liebst,
Sag's ohne Falsch! Doch dächtest du, ich sei
Zu schnell besiegt, so will ich finster blicken,
Will widerspenstig sein und Nein dir sagen,
So du dann werben willst — sonst nicht um Alles.
Gewiß, mein Montague, ich bin zu herzlich;
Du könntest denken, ich sei leichten Sinns.
Doch glaube, Mann, ich werde treuer sein
Als sie, die fremd zu thun geschickter sind.
Auch ich, bekenn' ich, hätte fremd gethan,
Wär' ich von dir, eh ich's gewahrte, nicht
Belauscht in Liebesklagen. Drum vergieb!
Schilt diese Hingebung nicht Flatterliebe,
Die so die stille Nacht verrathen hat!

Desdemona.

(Othello.)

Ich habe oben beiläufig angedeutet, daß der Charakter des Romeo etwas Hamletisches enthalte. In der That, ein nordischer Ernst wirft seine Streifschatten über dieses glühende Gemüth. Vergleicht man Julie mit Desdemona, so wird ebenfalls in Jener ein nordisches Element bemerkbar; bei aller Gewalt ihrer Leidenschaft bleibt sie doch immer ihrer selbst bewußt, und im klarsten Selbstbewußtsein Herrin ihrer That. Julie liebt und denkt und handelt. Desdemona liebt und fühlt und gehorcht, nicht dem eignen Willen, sondern dem stärkern Antriebe. Ihre Vortrefflichkeit besteht darin, daß das Schlechte auf ihre edle Natur keine solche Zwangsmacht ausüben kann wie das Gute. Sie wäre gewiß immer im Palazzo ihres Vaters geblieben, ein schüchternes Kind, den häuslichen Geschäften

obliegend; aber die Stimme des Mohren drang in ihr Ohr, und obgleich sie die Augen niederschlug, sah sie doch sein Antlitz in seinen Worten, in seinen Erzählungen, oder wie sie sagt: „in seiner Seele“ . . . und dieses leidende, großmüthige, schöne, weiße Seelenantlitz übte auf ihr Herz den unwiderstehlich hinreißenden Zauber. Da, er hat Recht, ihr Vater, Seine Wohlweisheit der Herr Senator Brabantio: eine mächtige Magie war Schuld daran, daß sich das bange zarte Kind zu dem Mohren hingezogen fühlte und jene häßlich schwarze Farbe nicht fürchtete, welche der große Haufe für das wirkliche Gesicht Othello's hielt . . .

Julia's Liebe ist thätig, Desdemona's Liebe ist leidend. Sie ist die Sonnenblume, die selber nicht weiß, daß sie immer dem hohen Tagesgestirn ihr Haupt zuwendet. Sie ist die wahre Tochter des Südens, zart, empfindsam, geduldig, wie jene schlanken, großäugigen Frauenlichter, die aus fantsiastischen Dichtungen so lieblich, so sanft, so träumerisch hervorstrahlen. Sie mahnt mich immer an die Sakontala des Kalidasa, des indischen Shakespeare's.

Der englische Kupferstecher, dem wir das vorstehende Bildnis der Desdemona verdanken, hat ihren großen Augen vielleicht einen zu starken Aus-

druck von Leidenschaft verliehen. Aber ich glaube bereits angedeutet zu haben, daß der Kontrast des Gesichtes und des Charakters immer einen interessanten Reiz ausübt. Jedenfalls aber ist dieses Gesicht sehr schön, und namentlich dem Schreiber dieser Blätter muß es sehr gefallen, da es ihn an jene hohe Schöne erinnert, die Gottlob! an seinem eignen Antlitz nie sonderlich gemäkelt hat und dasselbe bis jetzt nur in seiner Seele sah . . .

Ihr Vater liebte mich, lud oft mich ein.
Er fragte die Geschichte meines Lebens
Von Jahr zu Jahr; Belagerungen, Schlachten
Und jedes Schicksal, das ich überstand.
Ich lief sie durch, von meinem Knabenalter
Bis zu dem Augenblick, wo er gebot,
Sie zu erzählen. Sprechen musst' ich da
Von höchst unglücklichen Ereignissen,
Von rührendem Geschick zu See und Land,
Wie in der Drefche ich gewissem Tod
Raum um die Breite eines Haars entwischte;
Wie mich ein trotz'ger Feind gefangen nahm,
Der Sklaverei verkaufte; wie ich mich
Daraus gelöst, und die Geschichte Dessen,
Wie ich auf meinen Reisen mich benahm.
Von öden Höhlen, unfruchtbaren Wästen,

Von rauhen Gruben, Felsen, Hügeln, die
Mit ihren Häuptern an den Himmel rühren,
Hatt' ich sodann zu sprechen Anlaß, auch
Von Kannibalen, die einander fressen,
Anthropophagen, und dem Volke, dem
Die Köpfe wachsen unter ihren Schultern.
Von solchen Dingen zu vernehmen, zeigte
Bei Desdemona sich sehr große Neigung;
Doch riefen Hausgeschäfte stets sie ab,
Die sie beseitigte mit schnellster Hast;
Kam sie zurück, mit gier'gem Ohr verschlang sie,
Was ich erzählte. Dies bemerkend, nahm
Ich eine weiche Stunde wahr, und fand
Gelegne Mittel, ihr aus ernster Brust
Die Bitte zu entwinden: daß ausführlich
Ich schildre ihr die ganze Pilgerschaft,
Von der sie stückweis Etwas wohl gehört,
Doch nicht zusammenhängend. Ich gewährt' es,
Und oft hab' ich um Thränen sie gebracht,
Wenn ich von harten, traur'gen Schlägen sprach,
Die meine Jugend trafen. Auserzählt,
Lohnt eine Welt voll Senfzer meine Müh.
Sie schwor: In Wahrheit, seltsam! mehr als
 seltsam!
Und kläglich sei es, kläglich wundersam!
Sie wünschte, daß sie Nichts davon gehört,

Und wünschte doch, daß sie der Himmel auch
Zu solchem Mann gemacht. Sie dankte mir,
Und bat, wofern ein Freund von mir sie liebe,
Ihn nur zu lehren, wie er die Geschichte
Von meinem Leben müß' erzählen;
Dann werb' er sie. Ich sprach auf diesen Wink:
Sie liebe mich, weil ich Gefahr bestand,
Und weil sie mich bedaure, lieb' ich sie.

Dieses Trauerspiel soll eine der letzten Arbeiten Shakspeare's gewesen sein, wie „Titus Andronicus“ für sein Erstlingswerk erklärt wird. Dort wie hier ist die Leidenschaft einer schönen Frau zu einem häßlichen Mohren mit Vorliebe behandelt. Der reife Mann kehrte wieder zurück zu einem Problem, das einst seine Jugend beschäftigte. Hat er jetzt wirklich die Lösung gefunden? Ist diese Lösung eben so wahr als schön? Eine düstre Trauer erfasst mich manchmal, wenn ich dem Gedanken Raum gebe, daß vielleicht der ehrliche Sago mit seinen bösen Glossen über die Liebe Desdemona's zu dem Mohren nicht ganz Unrecht haben mag. Am allerwiderwärtigsten aber berühren mich Othello's Bemerkungen über die feuchten Hände seiner Gattin.

Ein eben so abenteuerliches und bedeutames Beispiel der Liebe zu einem Mohren, wie wir in „Titus Andronicus“ und „Othello“ sehen, findet man in „Tausend und eine Nacht,“ wo eine schöne Fürstin, die zugleich eine Zauberin ist, ihren Gemahl in einer statuenähnlichen Starrheit gefesselt hält, und ihn täglich mit Ruthen schlägt, weil er ihren Geliebten, einen hässlichen Neger, getödtet hat. Herzzerreißend sind die Klagetöne der Fürstin am Lager der schwarzen Leiche, die sie durch ihre Zauberkunst in einer Art von Scheinleben zu erhalten weiß und mit verzweiflungsvollen Küssen bedeckt, und durch einen noch größeren Zauber, durch die Liebe, aus dem dämmernden Halbtode zu voller Lebenswahrheit erwecken möchte. Schon als Knabe frappierte mich in den arabischen Märchen dieses Bild leidenschaftlicher und unbegreiflicher Liebe.

Jessika.

(Der Kaufmann von Venedig.)

Als ich dieses Stück in Drurylane aufführen sah, stand hinter mir in der Loge eine schöne blasse Brittin, welche am Ende des vierten Actes heftig weinte und mehrmals ausrief: The poor man is wronged! (dem armen Mann geschieht Unrecht!) Es war ein Gesicht vom edelsten griechischen Schnitt, und die Augen waren groß und schwarz. Ich habe sie nie vergessen können, diese großen und schwarzen Augen, welche um Shylock geweint haben!

Wenn ich aber an jene Thränen denke, so muß ich den „Kaufmann von Venedig“ zu den Tragödien rechnen, obgleich der Rahmen des Stückes von den heitersten Masken, Sathrbildern und Amoretten verziert ist, und auch der Dichter eigentlich ein Lustspiel geben wollte. Shakspeare hegte vielleicht

die Absicht, zur Ergötzung des großen Haufens einen gebrüllten Währwolf darzustellen, ein verhaßtes Fabelgeschöpf, das nach Blut lechzt, und dabei seine Tochter und seine Dukaten einbüßt und oben-drein verspottet wird. Aber der Genius des Dichters, der Weltgeist, der in ihm waltet, steht immer höher als sein Privatwille, und so geschah es, daß er in *Shylock*, trotz der grellen Fragenhaftigkeit, die Justifikation einer unglücklichen Sekte aussprach, welche von der Vorsehung aus geheimnisvollen Gründen mit dem Haß des niedern und vornehmen Böbels belastet worden, und diesen Haß nicht immer mit Liebe vergelten wollte.

Aber was sag' ich? der Genius des Shakespeare erhebt sich noch über den Kleinhader zweier Glaubensparteien, und sein Drama zeigt uns eigentlich weder Juden noch Christen, sondern Unterdrückter und Unterdrückte und das wahnsinnig schmerzliche Aufjauchzen dieser Letztern, wenn sie ihren übermüthigen Quälern die zugefügten Kränkungen mit Zinsen zurückzahlen können. Von Religionsverschiedenheit ist in diesem Stücke nicht die geringste Spur, und Shakespeare zeigt in *Shylock* nur einen Menschen, dem die Natur gebietet seinen Feind zu hassen, wie er in Antonio und dessen Freunden keineswegs die Jünger jener göttlichen Lehre schil-

bert, die uns befiehlt unsere Feinde zu lieben. Wenn Shylock dem Manne, der von ihm Geld borgen will, folgende Worte sagt:

Signor Antonio, viel und oftermals
Habt Ihr auf dem Rialto mich geschmäht
Um meine Gelder, und um meine Zinsen;
Stets trug ich's mit geduld'gem Achselzucken,
Denn dulden ist das Erbtheil unsers Stamms.
Ihr scheltet mich abtrünnig, einen Bluthund,
Und speit auf meinen jüdischen Rockfloss,
Und Alles, weil ich nutz', was mir gehört.
Gut denn, nun zeigt sich's, Ihr braucht meine Hülfe;
Ei freilich, ja, Ihr kommt zu mir, Ihr sprecht:
„Shylock, wir wünschten Gelder.“ So sprecht Ihr,
Der mir den Auswurf auf den Bart geleert,
Und mich getreten, wie Ihr von der Schwelle.
Den fremden Hund stoßt; Geld ist Eur Begehren.
Wie sollt' ich sprechen nun? Sollt' ich nicht sprechen:
„Hat ein Hund Geld? Ist's möglich, daß ein Spitz
Dreitausend Dukaten leihn kann?“ Oder soll ich
Mich bücken, und in eines Schuldnerns Ton,
Demüthig wispernd, mit verhältnem Obem,
So sprechen: „Schöner Herr, am letzten Mittwoch
Spiet Ihr mich an; Ihr trachtet mich den Tag;
Ein andermal hießt Ihr mich einen Hund —

Für diese Höflichkeiten will ich Euch
Die und die Gelber leihn“

da antwortet Antonio:

Ich könnte leichtlich wieder dich so nennen,
Dich wieder anspein, ja mit Füßen treten. —

Wo steckt da die christliche Liebe! Wahrlich, Shakespeare würde eine Satire auf das Christenthum gemacht haben, wenn er es von jenen Personen repräsentieren ließe, die dem Shylock feindlich gegenüber stehen, aber dennoch kaum werth sind, Demselben die Schuhriemen zu lösen. Der bankrotte Antonio ist ein weiches Gemüth ohne Energie, ohne Stärke des Hasses und also auch ohne Stärke der Liebe, ein trübes Wurmherz, dessen Fleisch wirklich zu nichts Besserm taugt, als „Fische damit zu angeln.“ Die abgeborgten breitausend Dukaten stattet er übrigens dem geprellten Juden keineswegs zurück. Auch Bassanio giebt ihm das Geld nicht wieder, und Dieser ist ein echter fortunehunter, nach dem Ausdruck eines englischen Kritikers; er borgt Geld, um sich etwas prächtig herauszustaffieren und eine reiche Heirath, einen fetten Brautchatz zu erbeuten; denn, sagt er zu seinem Freunde:

Euch ist nicht unbekannt, Antonio,
Wie sehr ich meinen Glücksstand hab' erschöpft,
Indem ich glänzender mich eingerichtet,
Als meine schwachen Mittel tragen konnten.
Auch jammr' ich jetzt nicht, daß die große Art
Mir untersagt ist; meine Sorg' ist bloß,
Mit Ehren von den Schulden loszukommen,
Worin mein Leben, etwas zu verschwendrisch,
Mich hat verstrickt. — —

Was gar den Lorenzo betrifft, so ist er der
Mitschuldige eines der infamsten Hausdiebstähle,
und nach dem preussischen Landrecht würde er zu
fünfzehn Jahren Zuchthaus verurtheilt und gebrand-
markt und an den Pranger gestellt werden; obgleich
er nicht bloß für gestohlene Dukaten und Sumelen,
sondern auch für Naturschönheiten, Landschaften im
Mondlicht und für Musik sehr empfänglich ist.
Was die andern edlen Venetianer betrifft, die wir
als Gefährten des Antonio auftreten sehen, so
scheinen sie ebenfalls das Geld nicht sehr zu hassen,
und für ihren armen Freund, wenn er ins Un-
glück gerathen, haben sie Nichts als Worte, ge-
münzte Luft. Unser guter Pietist Franz Horn macht
hierüber folgende sehr wässrige, aber ganz richtige
Bemerkung: „Hier ist nun billig die Frage aufzu-

werfen: wie war es möglich, daß es mit Antonio's Unglück so weit kam? Ganz Venedig kannte und schätzte ihn, seine guten Bekannten wußten genau um die furchtbare Verschreibung, und daß der Jude auch nicht einen Punkt derselben würde auslöschen lassen. Dennoch lassen sie einen Tag nach dem andern verstreichen, bis endlich die drei Monate vorüber sind, und mit denselben jede Hoffnung auf Rettung. Es würde jenen guten Freunden, deren der königliche Kaufmann ja ganze Scharen um sich zu haben scheint, doch wohl ziemlich leicht geworden sein, die Summe von dreitausend Dukaten zusammen zu bringen, um ein Menschenleben — und welch eines! — zu retten; aber Vergleichen ist denn doch immer ein wenig unbequem, und so thun die lieben guten Freunde, eben weil es nur sogenannte Freunde oder, wenn man will, halbe oder dreiviertel Freunde sind, — Nichts und wieder Nichts und gar Nichts. Sie bedauern den vortrefflichen Kaufmann, der ihnen früher so schöne Feste veranstaltet hat, ungemein, aber mit gehöriger Bequemlichkeit, schelten, was nur das Herz und die Zunge vermag, auf Schylock, was gleichfalls ohne alle Gefahr geschehen kann, und meinen dann ver-muthlich Alle, ihre Freundschaftspflicht erfüllt zu haben. So sehr wir Schylock hassen müssen, so

würden wir doch selbst ihm nicht verdanken können, wenn er diese Leute ein wenig verachtete, was er denn auch wohl thun mag. Ja, er scheint zuletzt auch den Graziano, den Abwesenheit entschuldigt, mit Senen zu verwechseln und in Eine Klasse zu werfen, wenn er die frühere Thatlosigkeit und jetzige Wortfülle mit der schneidenden Antwort abfertigt:

Bis du von meinem Schein das Siegel wegschiltst,
Thust du mit Schrein nur deiner Lunge weh.
Stell deinen Witz her, guter junger Mensch,
Sonst fällt er rettungslos in Trümmern dir.
Ich stehe hier um Recht.

Oder sollte etwa gar Lancelot Gobbo als Repräsentant des Christenthums gelten? Sonderbar genug, hat sich Shakspeare über letzteres nirgends so bestimmt geäußert wie in einem Gespräche, das dieser Schalk mit seiner Gebieterin führt. Auf Desfika's Äußerung:

„Ich werde durch meinen Mann selig werden,
er hat mich zu einer Christin gemacht“

antwortet Lancelot Gobbo:

„Wahrhaftig, da ist er sehr zu tadeln. Es
gab unser vorher schon Christen genug, grade so

viele als neben einander gut bestehen konnten. Dies Christenmachen wird den Preis der Schweine steigern; wenn wir alle Schweinefleisshesser werden, so ist in Kurzem kein Schnittchen Speck in der Pfanne für Geld mehr zu haben.“

Wahrlich, mit Ausnahme Porzia's ist Shylock die respektabelste Person im ganzen Stück. Er liebt das Geld, er verschweigt nicht diese Liebe, er schreit sie aus auf öffentlichem Markte . . . Aber es giebt Etwas, was er dennoch höher schätzt als Geld, nämlich die Genugthuung für sein beleidigtes Herz, die gerechte Wiedervergeltung unsägliches Schmähungen; und obgleich man ihm die erborgte Summe zehnfach anbietet, er schlägt sie aus, und die dreitausend, die zehnmal dreitausend Dukaten gereuen ihn nicht, wenn er ein Pfund Herzfleisch seines Feindes damit erkaufen kann. „Was willst du mit diesem Fleische?“ fragt ihn Salarino. Und er antwortet:

„Fisch' mit zu angeln. Sättigt es sonst Niemanden, so sättigt es doch meine Rache. Er hat mich beschimpft, mir eine halbe Million gehindert, meinen Verlust belacht, meinen Gewinn bespottet, mein Volk geschmäht, meinen Handel

gekreuzt, meine Freunde verleitet, meine Feinde gehegt. Und was hat er für Grund? Ich bin ein Jude. Hat nicht ein Jude Augen? Hat nicht ein Jude Hände, Gliedmaßen, Werkzeuge, Sinne, Neigungen, Leidenschaften? Mit derselben Speise genährt, mit denselben Waffen verletzt, denselben Krankheiten unterworfen, mit denselben Mitteln geheilt, gewärmt und gekältet von eben dem Winter und Sommer, als ein Christ? Wenn ihr uns stecht, bluten wir nicht? Wenn ihr uns kitzelt, lachen wir nicht? Wenn ihr uns vergiftet, sterben wir nicht? Und wenn ihr uns beleidigt, sollen wir uns nicht rächen? Sind wir euch in allen Dingen ähnlich, so wollen wir's euch auch darin gleich thun. Wenn ein Jude einen Christen beleidigt, was ist seine Demuth? Rache. Wenn ein Christ einen Juden beleidigt, was muß seine Geduld sein nach christlichem Vorbild? Nu, Rache. Die Bosheit, die ihr mich lehrt, die will ich ausüben, und es muß schlimm hergehn, oder ich will es meinen Meistern zuborthun.“

Nein, Shylock liebt zwar das Geld, aber es giebt Dinge, die er noch weit mehr liebt, unter andern auch seine Tochter, „Jessika, mein Kind.“ Obgleich er in der höchsten Leidenschaft des Zorns

sie verwünscht und todt zu seinen Füßen liegen sehen möchte, mit den Juwelen in den Ohren, mit den Dukaten im Sarg, so liebt er sie doch mehr als alle Dukaten und Juwelen. Aus dem öffentlichen Leben, aus der christlichen Societät zurückgedrängt in die enge Umfriedung häuslichen Glückes, blieben ja dem armen Juden nur die Familiengefühle, und diese treten bei ihm hervor mit der rührendsten Innigkeit. Den Türkis, den Ring, den ihm einst seine Gattin, seine Lea, geschenkt, er hätte ihn nicht „für einen Wald von Affen“ hingegen. Wenn in der Gerichtsscene Bassanio folgende Worte zum Antonio spricht:

Ich hab' ein Weib zur Ehe, und sie ist
So lieb mir als mein Leben selbst, doch gilt
Sie höher als dein Leben nicht bei mir.
Ich gäbe Alles hin, ja opfert' Alles,
Das Leben selbst, mein Weib und alle Welt,
Dem Teufel da, um dich nur zu befreien —

wenn Graziano ebenfalls hinzusetzt:

Ich hab' ein Weib, die ich, auf Ehre! liebe;
Doch wünscht' ich sie im Himmel, könnt' sie
Nächte
Dort flehn, den hünd'schen Juden zu erweichen —

dann regt sich in Shylock die Angst ob dem Schicksal seiner Tochter, die unter Menschen, welche ihre Weiber aufopfern könnten für ihre Freunde, sich verheirathet hat, und nicht laut, sondern „bei Seite“ sagt er zu sich selber:

So sind die Christenmänner! Ich hab' 'ne Tochter;
Wär' irgend wer vom Stamm des Barnabas
Ihr Mann geworden, lieber als ein Christ! —

Diese Stelle, dieses leise Wort begründet das Verdammungsurtheil, welches wir über die schöne Jessika aussprechen müssen. Es war kein liebloser Vater, den sie verließ, den sie beraubte, den sie verrieth. . . . Schändlicher Verrath! Sie macht sogar gemeinschaftliche Sache mit den Feinden Shylock's, und wenn diese zu Belmont allerlei Mißreden über ihn führen, schlägt Jessika nicht die Augen nieder, erbleichen nicht die Lippen Jessika's, sondern Jessika spricht von ihrem Vater das Schlimmste. . . . Entsetzlicher Frevel! Sie hat kein Gemüth, sondern abenteuerlichen Sinn. Sie langweilte sich in dem streng verschlossenen „ehrbaren“ Hause des bittermüthigen Juden, das ihr endlich eine Hölle dünkte. Das leichtfertige Herz ward allzusehr angezogen von den heiteren Tönen der Trommel und der quergehalften Pfeife. Hat

Shakspeare hier eine Südin schildern wollen? Wahrlich, nein; er schildert nur eine Tochter Eva's, einen jener schönen Vögel, die, wenn sie flügge geworden, aus dem väterlichen Neste fortflattern zu den geliebten Männchen. So folgte Desdemona dem Mohren, so Imogen dem Postumus. Das ist weibliche Sitte. Bei Jessita ist besonders bemerkbar eine gewisse zagende Scham, die sie nicht überwinden kann, wenn sie Knabentracht anlegen soll. Vielleicht in diesem Zuge möchte man jene sonderbare Keuschheit erkennen, die ihrem Stamme eigen ist, und den Töchtern desselben einen so wunderbaren Liebreiz verleiht. Die Keuschheit der Juden ist vielleicht die Folge einer Opposition, die sie von jeher gegen jenen orientalischen Sinnen- und Sinnlichkeitsdienst bildeten, der einst bei ihren Nachbarn, den Aegyptern, Phöniciern, Assyriern und Babyloniern in üppigster Blüthe stand, und sich in beständiger Transformation bis auf heutigen Tag erhalten hat. Die Juden sind ein keusches, enthaltames, ich möchte fast sagen: abstraktes Volk, und in der Sittenreinheit stehen sie am nächsten den germanischen Stämmen. Die Züchtigkeit der Frauen bei Juden und Germanen ist vielleicht von keinem absoluten Werthe, aber in ihrer Erscheinung macht sie den lieblichsten, anmuthigsten und rührendsten

Eindruck. Während bis zum Weinen ist es, wenn z. B. nach der Niederlage der Cimbern und Teutonen die Frauen derselben den Marius ansehen, sie nicht seinen Soldaten, sondern den Priesterinnen der Vesta als Sklavinnen zu übergeben.

Es ist in der That auffallend, welche innige Wahlverwandtschaft zwischen den beiden Völkern der Sittlichkeit, den Juden und Germanen, herrscht. Diese Wahlverwandtschaft entstand nicht auf historischem Wege, weil etwa die große Familien-Chronik der Juden, die Bibel, der ganzen germanischen Welt als Erziehungsbuch diente, auch nicht weil Juden und Germanen von früh an die unerbittlichsten Feinde der Römer, und also natürliche Bundesgenossen waren; sie hat einen tiefern Grund, und beide Völker sind sich ursprünglich so ähnlich, daß man das ehemalige Palästina für ein orientalisches Deutschland ansehen könnte, wie man das heutige Deutschland für die Heimat des heiligen Wortes, für den Mutterboden des Prophetenthums, für die Burg der reinen Geisttheit halten sollte.

Aber nicht bloß Deutschland trägt die Phh-
stognomie Palästina's, sondern auch das übrige
Europa erhebt sich zu den Juden. Ich sage erhebt
sich, denn die Juden trugen schon im Beginne das

moderne Princip in sich, welches sich heute erst bei den europäischen Völkern sichtbar entfaltet.

Griechen und Römer hingen begeistert an dem Boden, an dem Vaterlande. Die spätern nordischen Einwanderer in die Römer- und Griechenwelt hingen an der Person ihrer Häuptlinge, und an die Stelle des antiken Patriotismus trat im Mittelalter die Vasallentreue, die Anhänglichkeit an die Fürsten. Die Juden aber, von jeher, hingen nur an dem Gesetz, an dem abstrakten Gedanken, wie unsere neueren kosmopolitischen Republikaner, die weder das Geburtsland noch die Person der Fürsten, sondern die Gesetze als das Höchste achten. Ja, der Kosmopolitismus ist ganz eigentlich dem Boden Judäa's entsprossen, und Christus, der trotz dem Mißmuth des früher erwähnten Hamburger Specereihändlers ein wirklicher Jude war, hat ganz eigentlich eine Propaganda des Welthürgerthums gestiftet. Was den Republikanismus der Juden betrifft, so erinnere ich mich im Josephus gelesen zu haben, daß es zu Jerusalem Republikaner gab, die sich den königlich-gefinnten Herodianern entgegensetzten, am muthigsten fochten, Niemanden den Namen „Herr“ gaben, und den römischen Absolutismus aufs ingrimmigste haßten; Freiheit und Gleichheit war ihre Religion. Welcher Wahn!

Was ist aber der letzte Grund jenes Hasses, den wir in Europa zwischen den Anhängern der mosaischen Gesetze und der Lehre Christi bis auf heutigen Tag gewahren, und wovon uns der Dichter, indem er das Allgemeine im Besondern veranschaulichte, im „Kaufmann von Venedig“ ein schauerliches Bild geliefert hat? Ist es der ursprüngliche Bruderhass, den wir schon gleich nach Erschaffung der Welt ob der Verschiedenheit des Gottesdienstes zwischen Cain und Abel entlodern sehen? Oder ist die Religion überhaupt nur Vorwand, und die Menschen hassen sich, um sich zu hassen, wie sie sich lieben, um sich zu lieben? Auf welcher Seite ist die Schuld bei diesem Groll? Ich kann nicht umhin, zur Beantwortung dieser Frage eine Stelle aus einem Privatbriefe mitzutheilen, die auch die Gegner Shylock's justifiziert:

„Ich verdamme nicht den Haß, womit das gemeine Volk die Juden verfolgt; ich verdamme nur die unglückseligen Irrthümer, die jenen Haß erzeugten. Das Volk hat immer Recht in der Sache, seinem Haße wie seiner Liebe liegt immer ein ganz richtiger Instinkt zu Grunde, nur weiß es nicht, seine Empfindungen richtig zu formulieren, und statt der Sache trifft sein Groll gewöhnlich die

Person, den unschuldigen Sündenbock zeitlicher oder örtlicher Mißverhältnisse. Das Volk leidet Mangel, es fehlen ihm die Mittel zum Lebensgenuß, und obgleich ihm die Priester der Staatsreligion versichern, „daß man auf Erden sei, um zu erbeugen und trotz Hunger und Durst der Obrigkeit zu gehorchen“ — so hat doch das Volk eine geheime Sehnsucht nach den Mitteln des Genusses, und es haßt Diejenigen, in deren Kisten und Kasten Vergleichenes aufgespeichert liegt; es haßt die Reichen und ist froh, wenn ihm die Religion erlaubt, sich diesem Hasse mit vollem Gemüthe hinzugeben. Das gemeine Volk haßte in den Juden immer nur die Geldbesitzer, es war immer das aufgehäuften Metall, welches die Blitze seines Zornes auf die Juden herabzog. Der jedesweilige Zeitgeist liebte nun immer jenem Hasse seine Parole. Im Mittelalter trug diese Parole die düstre Farbe der katholischen Kirche, und man schlug die Juden todt und plünderte ihre Häuser, „weil sie Christus gekreuzigt“ — ganz mit derselben Logik, wie auf St. Domingo einige schwarze Christen zur Zeit der Massacre mit einem Bilbe des gekreuzigten Heilands herumliefen und fanatisch schrieten: *Les blancs l'ont tué, tuons nous les blancs!*

„Mein Freund, Sie lachen über die armen Neger; ich versichere Sie, die westindischen Pflanzer lachten damals nicht, und wurden niedergemetzelt zur Bühne Christi, wie einige Jahrhunderte früher die europäischen Juden. Aber die schwarzen Christen auf St. Domingo hatten in der Sache ebenfalls Recht! Die Weißen lebten müßig in der Fülle aller Genüsse, während der Neger im Schweiß seines schwarzen Angesichts für sie arbeiten mußte, und zum Lohne nur ein bißchen Reismehl und sehr viele Peitschenhiebe erhielt; die Schwarzen waren das gemeine Volk. —

„Wir leben nicht mehr im Mittelalter, auch das gemeine Volk wird aufgeklärter, schlägt die Juden nicht mehr auf einmal todt, und beschönigt seinen Haß nicht mehr mit der Religion; unsere Zeit ist nicht mehr so naiv glaubensheiß, der traditionelle Groll kleidet sich in moderne Redensarten, und der Pöbel in den Bierstuben wie in den Deputirtenkammern deklamiert wider die Juden mit merkantilischen, industriellen, wissenschaftlichen oder gar philosophischen Argumenten. Nur abgeseimte Heuchler geben noch heute ihrem Hass eine religiöse Färbung und verfolgen die Juden um Christi willen; die große Menge gesteht offenherzig, daß hier materielle Interessen zu Grunde liegen, und sie

will den Juden durch alle möglichen Mittel die Ausübung ihrer industriellen Fähigkeiten erschweren. Hier in Frankfurt z. B. dürfen jährlich nur vier- undzwanzig Befenner des mosaischen Glaubens heirathen, damit ihre Population nicht zunimmt und für die christlichen Handelsleute keine allzu- starke Konkurrenz erzeugt wird. Hier tritt der wirkliche Grund des Judenhasses mit seinem wahren Gesichte hervor, und dieses Gesicht trägt keine düster fanatische Mönchsmiene, sondern die schlaffen aufgeklärten Züge eines Krämers, der sich ängstigt, im Handel und Wandel von dem israelitischen Geschäftsgeist überflügelt zu werden.

„Aber ist es die Schuld der Juden, daß sich dieser Geschäftsgeist bei ihnen so bedrohlich entwickelt hat? Die Schuld liegt ganz an jenem Wahnsinn, womit man im Mittelalter die Bedeutung der Industrie verkannte, den Handel als etwas Uebles und gar die Geldgeschäfte als etwas Schimpfliches betrachtete, und deshalb den einträglichsten Theil solcher Industriezweige, namentlich die Geldgeschäfte, in die Hände der Juden gab; so daß Diese, ausgeschlossen von allen anderen Gewerben, nothwendigerweise die raffiniertesten Kaufleute und Bankiers werden mußten. Man zwang sie reich zu werden, und haßte sie dann wegen ihres

Reichthums; und obgleich jetzt die Christenheit ihre Vorurtheile gegen die Industrie aufgegeben hat, und die Christen in Handel und Gewerbe eben so große Spitzbuben und eben so reich wie die Juden geworden sind, so ist dennoch an diesen Letztern der traditionelle Volkshass haften geblieben, das Volk sieht in ihnen noch immer die Repräsentanten des Geldbesitzes und hasst sie. Sehen Sie, in der Weltgeschichte hat Jeder Recht, sowohl der Hammer als der Amboss.“

Porzia.

(Der Kaufmann von Venedig.)

„Wahrscheinlich wurden alle Kunsttrichter von Shylock's erstaunlichem Charakter so geblendet und befangen, daß sie ihrerseits Porzia ihr Recht nicht widerfahren ließen, da doch ausgemacht Shylock's Charakter in seiner Art nicht kunstreicher, noch vollendeter ist als Porzia's in der ihrigen. Die zwei glänzenden Figuren sind beide ehrenwerth — werth, zusammen in dem reichen Bann bezaubernder Dichtung und prachtvoller, anmuthiger Formen zu stehen. Neben dem schrecklichen, unerbittlichen Juden, gegen seine gewaltigen Schatten durch ihre Glanzlichter abstechend, hängt sie wie ein prächtiger, schönheitsathmender Tizian neben einem herrlichen Rembrandt.

„Porzia hat ihr gehöriges Theil von den angenehmen Eigenschaften, die Shakspeare über viele seiner weiblichen Charaktere ausgegossen; neben der

Würde aber, der Süßigkeit und Zärtlichkeit, welche ihr Geschlecht überhaupt auszeichnen, auch noch ganz eigenthümliche, besondere Gaben: hohe geistige Kraft, begeisterte Stimmung, entschiedene Festigkeit und Allem obschwebende Munterkeit. Diese sind angeboren; sie hat aber noch andere ausgezeichnete äußerlichere Eigenschaften, die aus ihrer Stellung und ihren Bezügen hervorgehen. So ist sie Erbin eines fürstlichen Namens und unberechenbaren Reichthums; ein Gefolg dienstwilliger Lustbarkeiten hat sie stets umgeben; von Kindheit an hat sie eine mit Wohlgerüchen und Schmeicheldüften durchwürzte Luft geathmet. Daher eine gebieterische Anmuth, eine vornehme, hehre Zierlichkeit, ein Geist der Pracht in Allem, was sie thut und sagt, als die von Geburt an mit dem Glanze Vertraute. Sie wandelt einher wie in Marmorpalästen, unter goldverzierten Decken, auf Fußböden von Eder und Mosaiken von Saspis und Porphyr, in Gärten mit Standbildern, Blumen und Quellen und geisterartig flüsternder Musik. Sie ist voll eindringender Weisheit, unverfälschter Zärtlichkeit und lebhaften Witzes. Da sie aber nie Mangel, Gram, Furcht oder Mißerfolg gekannt, so hat ihre Weisheit keinen Zug von Dürsterheit oder Trübheit; all ihre Regungen sind mit Glauben, Hoffnung, Freude

versezt; und ihr Wiß ist nicht im mindesten böswillig oder heißend.“

Obige Worte entlehne ich einem Werke der Frau Jameson, welches „Moralische, poetische und historische Frauen-Charaktere“ betitelt. Es ist in diesem Buche nur von Shakspeare'schen Weibern die Rede, und die angeführte Stelle zeugt von dem Geiste der Verfasserin, die wahrscheinlich von Geburt eine Schottin ist. Was sie über Porzia im Gegensatz zu Shylock sagt, ist nicht bloß schön, sondern auch wahr. Wollen wir Letzteren, in üblicher Auffassung, als den Repräsentanten des starren, ernstesten, kunstfeindlichen Judaa's betrachten, so erscheint uns dagegen Porzia als die Repräsentantin jener Nachblüthe des griechischen Geistes, welche von Italien aus im sechzehnten Jahrhundert ihren holden Duft über die Welt verbreitete, und welche wir heute noch unter dem Namen „die Renaissance“ lieben und schätzen. Porzia ist zugleich die Repräsentantin des heitern Glückes im Gegensatz zu dem düstern Mißgeschick, welches Shylock repräsentiert. Wie blühend, wie rosig, wie rein klingend ist all ihr Denken und Sprechen, wie freudewarm sind ihre Worte, wie schön alle ihre Bilder, die meistens der Mythologie entlehnt sind! Wie trübe, kneifend und häßlich sind dagegen die

Gedanken und Reden des Schloß, der im Gegentheil nur alttestamentarische Gleichnisse gebraucht! Sein Witz ist krampfhaft und ägend, seine Metaphern sucht er unter den widerwärtigsten Gegenständen, und sogar seine Worte sind zusammengequetschte Mißlaute, schrill, zischend und quirend. Wie die Personen, so ihre Wohnungen. Wenn wir sehen, wie der Diener Jehovah's weder ein Abbild Gottes noch des Menschen, des erschaffenen Konterfei Gottes, in seinem „ehrbaren Hause“ duldet, und sogar die Ohren desselben, die Fenster, verstopft, damit die Töne des heidnischen Mummenschanzes nicht hineindringen in sein „ehrbares Haus“ . . . so sehen wir im Gegentheil das kostbarste und geschmackvollste Villeggiatura-Leben in dem schönen Palazzo zu Belmont, wo lauter Licht und Musik, wo unter Gemälden, marmornen Statuen und hohen Lorverbäumen die geschmückten Freier lustwandeln und über Liebesräthsel finnen, und inmitten aller Herrlichkeit Signora Porzia, gleich einer Göttin hervorglänzt,

Das sonnige Haar die Schläf' umwallend.

Durch solchen Kontrast werden die beiden Hauptpersonen des Dramas so individualisiert, daß man darauf schwören möchte, es seien nicht Phän-

tasiebilder eines Dichters, sondern wirkliche, weibgeborene Menschen. Ja, sie erscheinen uns noch lebendiger als die gewöhnlichen Naturgeschöpfe, da weder Zeit noch Tod ihnen Etwas anhaben kann, und in ihren Adern das unsterblichste Blut, die ewige Poesie, pulsiert. Wenn du nach Venedig kommst und den Dogenpallast durchwandelst, so weißt du sehr gut, daß du weder im Saal der Senatoren noch auf der Riesentreppe dem Marino Falieri begegnen wirst; — an den alten Dandolo wirst du im Arsenal zwar erinnert, aber auf keiner der goldenen Galeren wirst du den blinden Helden suchen; — siehst du an einer Ecke der Straße Santa eine Schlange in Stein gehauen, und an der andern Ecke den geflügelten Löwen, welcher das Haupt der Schlange in der Tazze hält, so kommt dir vielleicht der stolze Carmagnole in den Sinn, doch nur auf einen Augenblick. Aber weit mehr als an alle solche historische Personen denkst du zu Venedig an Shakspeare's Shylock, der immer noch lebt, während Vene im Grabe längst vermodert sind, — und wenn du über den Rialto steigst, so suchst ihn dein Auge überall, und du meinst, er müsse dort hinter irgend einem Pfeiler zu finden sein, mit seinem jüdischen Rodelor, mit seinem mißtrauisch berechnenden Gesicht, und du glaubst

manchmal sogar seine kreischende Stimme zu hören :
„Dreitausend Dukaten — gut!“

Ich wenigstens, wandelnder Traumnäher, wie ich bin, ich sah mich auf dem Rialto überall um, ob ich ihn irgend fände, den Shylock. Ich hätte ihm Etwas mitzutheilen gehabt, was ihm Vergnügen machen konnte, daß z. B. sein Vetter, Herr von Shylock zu Paris, der mächtigste Baron der Christenheit geworden, und von Ihrer katholischen Majestät jenen Isabellenorden erhalten hat, welcher einst gestiftet ward, um die Vertreibung der Juden und Mauren aus Spanien zu verherrlichen. Aber ich bemerkte ihn nirgends auf dem Rialto, und ich entschloß mich daher, den alten Bekannten in der Synagoge zu suchen. Die Juden feierten hier eben ihren heiligen Versöhnungstag und standen eingewickelt in ihren weißen Schaufäden-Talaren, mit unheimlichen Kopfbewegungen, fast aussehend wie eine Versammlung von Gespenstern. Die armen Juden, sie standen dort, fastend und betend, vom frühesten Morgen, hatten seit dem Vorabend weder Speise noch Trank zu sich genommen, und hatten auch vorher alle ihre Bekannten um Verzeihung gebeten für etwaige Beleidigungen, die sie ihnen im Laufe des Jahres zugefügt, damit ihnen Gott ebenfalls ihre Sünden verzeihe, — ein schöner

Gebrauch, welcher sich sonderbarer Weise bei diesen Leuten findet, denen doch die Lehre Christi ganz fremd geblieben ist!

Indem ich, nach dem alten Sphylot umher-spähend, all' die blassen, leidenden Judentgesichter aufmerksam musterte, machte ich eine Entdeckung, die ich leider nicht verschweigen kann. Ich hatte nämlich denselben Tag das Irrenhaus San Carlo besucht, und jetzt in der Synagoge fiel es mir auf, daß in dem Blick der Juden derselbe fatale, halb stiere halb unstäte, halb pfißfige halb blöde Glanz flimmerte, welchen ich kurz vorher in den Augen der Wahnsinnigen zu San Carlo bemerkt hatte. Dieser unbeschreibliche, räthselhafte Blick zeugte nicht eigentlich von Geistesabwesenheit, als vielmehr von der Oberherrschaft einer fixen Idee. Ist etwa der Glaube an jenen außerweltlichen Donnergott, den Moses aussprach, zur fixen Idee eines ganzen Volks geworden, das, trotzdem daß man es seit zwei Jahrtausenden in die Zwangsjacke steckte und ihm die Douche gab, dennoch nicht davon ablassen will — gleich jenem verrückten Advokaten, den ich in San Carlo sah, und der sich ebenfalls nicht ausreden ließ, daß die Sonne ein englischer Käse sei, daß die Strahlen derselben aus lauter

rothen Würmern bestünden, und daß ihm ein solcher herabgeschossener Wurmstrahl das Hirn zerfresse?

Ich will hiermit keineswegs den Werth jener fixen Idee bestreiten, sondern ich will nur sagen, daß die Träger derselben zu schwach sind, um sie zu beherrschen, und davon niedergedrückt und inkurabel werden. Welches Martyrthum haben sie schon um dieser Idee willen erduldet! welches größere Martyrthum steht ihnen noch bevor! Ich schaudre bei diesem Gedanken, und ein unendliches Mitleid rieselt mir durchs Herz. Während des ganzen Mittelalters bis zum heutigen Tag stand die herrschende Weltanschauung nicht in direktem Widerspruch mit jener Idee, die Moses den Juden aufgebürdet, ihnen mit heiligen Riemen angeschnallt, ihnen ins Fleisch eingeschnitten hatte; ja, von Christen und Mahomedanern unterschieden sie sich nicht wesentlich, unterschieden sie sich nicht durch eine entgegengesetzte Synthese, sondern nur durch Auslegung und Schiboleth. Aber siegt einst Satan, der sündhafte Pantheismus, vor welchem uns sowohl alle Heiligen des alten und des neuen Testaments als auch des Korans bewahren mögen, so zieht sich über die Häupter der armen Juden ein Verfolgungsgewitter, das ihre früheren Erdulungen noch weit überbieten wird . . .

Trotzdem daß ich in der Synagoge von Venedig nach allen Seiten umherspähete, konnte ich das Antlitz des Synlod's nirgends erblicken. Und doch war es mir, als halte er sich dort verborgen unter irgend einem jener weißen Talare, inbrünstiger betend als seine übrigen Glaubensgenossen, mit stürmischer Wildheit, ja mit Raserei hinaufbetend zum Throne Jehovah's, des harten Gottkönigs! Ich sah ihn nicht. Aber gegen Abend, wo nach dem Glauben der Juden die Pforten des Himmels geschlossen werden und kein Gebet mehr Einlaß erhält, hörte ich eine Stimme, worin Thränen rieselten, wie sie nie mit den Augen geweint werden . . . Es war ein Schluchzen, das einen Stein in Mitleid zu rühren vermochte . . . Es waren Schmerzlaute, wie sie nur aus einer Brust kommen konnten, die all das Martyrthum, welches ein ganzes gequältes Volk seit achtzehn Jahrhunderten ertragen hat, in sich verschlossen hielt . . . Es war das Köcheln einer Seele, welche todtmüde niedersinkt vor den Himmelsporten . . . Und diese Stimme schien mir wohlbekannt, und mir war, als hätte ich sie einst gehört, wie sie eben so verzweiflungsvoll jammerte: „Jessika, mein Kind!“

Komödien.

Miranda.

(Der Sturm. Akt III, Scene I.)

Ferdinand.

Warum weint Ihr?

Miranda.

Um meinen Unwerth, daß ich nicht darf bieten,
Was ich zu geben wünschte; noch viel minder,
Wonach ich todt mich sehnen werde, nehmen.
Doch Das heißt tändeln, und je mehr es sucht
Sich zu verbergen, um so mehr erscheint's
In seiner ganzen Macht. Fort, blöde Schlaueit!
Führ du das Wort mir, schlichte, heil'ge Unschuld!
Ich bin Eu'r Weib, wenn Ihr mich haben wollt,
Sonst sterb' ich Eure Magd; Ihr könnt mir's weigern,
Gefährtin Euch zu sein, doch Dienerin
Will ich Euch sein, Ihr wollet oder nicht.

Ferdinand.

Geliebte, Herrin, und auf immer ich
So unterthänig!

Miranda.

Mein Gatte denn?

Ferdinand.

Ja, mit so will'gem Herzen,
Als Dienstbarkeit sich je zur Freiheit wandte.
Hier habt Ihr meine Hand.

Titania.

(Ein Sommernachtstraum. Akt II, Scene II.)

(Titania kommt mit ihrem Gefolge.)

Titania.

Kommt! einen Ringel-, einen Feensang!
Dann auf das Drittel 'ner Minute fort!
Ihr, tödtet Raupen in den Rosenknospen!
Ihr Andern führt mit Fledermäusen Krieg,
Bringt ihrer Flügel Balg als Beute heim,
Den kleinen Elfen Röcke draus zu machen!
Ihr endlich, sollt den Rauz, der nächtlich kreischt
Und über unsre schmuken Geister staunt,
Von uns verschrecken! Singt mich nun in Schlaf;
An eure Dienste dann, und laßt mich ruhn!

Perdita.

(Das Wintermärchen. Akt IV, Scene III.)

Perdita.

— — Nehmt die Blumen!

Mich dünkt, ich spiel' ein Spiel, wie ich's um Pfingsten
Von Hirten sah; fürwahr, dies Prachtgewand
Verwandelt meine Stimmung.

Florizel.

Was Ihr thut,
Beredelt all Eu'r Thun. Sprecht Ihr, so wünscht' ich,
Ihr sprächet immer; singt Ihr, möcht' ich, daß Ihr
So singend kauftet und verkauftet, und
Almosen gäbt und betetet, und Alles
So thätet, was Ihr thut; und wenn Ihr tanzt,
Wollt' ich, Ihr wäret Welle, stets zu tanzen,
Euch stets nur so, nicht anders zu bewegen,
Als Ihr Euch regt; denn jedes Euer Thun
Ist so in allen Theilen einzig, daß,
Was Ihr auch thut, jedwede Handlung sich
Als Königin bewährt.

Imogen.

(Cymbeline. Akt II, Scene II.)

Imogen.

Ihr Götter!

In euren Schutz empfehl' ich mich! Beschützt

Vor Feen mich und nächtlichen Versuchern!

(Sie schläft ein. Sachimo steigt aus der Kiste.)

Sachimo.

Die Grille singt, des Menschen müde Sinne
Erholen sich im Schlaf. So drückt' Tarquin
Die Wimpern sanft, eh er die Keuschheit weckte,
Die er verletzte! — Cytherea, wie
Du hold dein Lager schmückst! Du frische Lilie!
Und weißer als dein Bettgewand! O könnt'
Ich dich berühren, küssen, einmal küssen!
Rubinen sonder Gleichen, o wie hold
Muß Euer Kuß sein! Ist's ihr Athem doch,
Der dieses Zimmer so erfüllt mit Duft.
Des Lichtes Flamme neigt sich gegen sie,
Und guckte gern ihr unters Augenlieb,
Das dort verschlossene Licht zu schaun — —

Julia.

(Die beiden Veroneser. Akt IV, Scene IV.)

Julia.

Ob viele Fraun wohl brächten solche Botschaft?
Ach, armer Proteus! einen Fuchs hast du
Zum Hirten deiner Lämmer angenommen.
Ach, arme Thörin! du bedauerst ihn,
Der so von ganzem Herzen dich verachtet!
Weil er sie liebt, so schätzt er mich gering;
Weil ich ihn liebe, muß ich ihn bedauern.
Bei unserm Abschied gab ich ihm den Ring,
Zu fesseln die Erinnerung meiner Liebe.
Nun werd' ich — Unglücksbote! — hingefandt,
Das zu erslehn, was ich nicht wünschen kann;
Zu fordern, was ich gern verweigert sähe;
Die Treu' zu preisen, die ich tadeln muß!
Ich bin die treue Liebe meines Herrn,
Doch kann ich treu nicht dienen meinem Herrn,
Will ich mir selber kein Verräther sein.
Zwar will ich für ihn werben, doch so kalt,
Als, weiß es Gott! es hätte keine Eil'.

Silvia.

(Die beiden Veroneser. Akt IV, Scene IV.)

Silvia.

— — — Jüngling! da du so
Dein Fräulein liebst, verehr' ich dir dies Geld.
Gehab dich wohl!

(Sie geht ab.)

Julia.

Wenn du sie je erkennst, sagt sie dir Dank.
Ein tugendhaftes Mädchen, mild und schön!
Ich hoffe, kalt empfängt sie meinen Herrn,
Da meines Fräuleins Liebe sie so ehrt.
Wie Liebe mit sich selber tändelt! — Ach,
Hier ist ihr Bild. Ich will doch sehn. Mich dünkt,
Mein Antlitz wäre — hätt' ich solchen Schmutz —
Gewiß so reizend als ihr Angesicht.
Und doch der Maler schmeichelt ihr ein wenig,
Wenn ich mir selbst zu viel nicht schmeicheln mag;
Ihr Haar ist braun, mein Haar vollkommen gelb.
Ist Dieses feines Leichtsinns einz'ger Grund,

So schmüd' ich mich mit falschem, braunem Haar.
Ihr Aug' ist grau wie Glas; so ist auch meins.
Da, doch die Stirn ist niedrig, meine hoch.
Was kann's nur sein, was er an ihr so schätzt,
An mir ich ihn nicht schätzend machen kann?

H e r o.

(Viel Lärm um Nichts. Akt IV, Scene I.)

M ö n c h.

Herrin, wer ist's, mit dem man Euch beschuldigt?

H e r o.

Die mich beschuld'gen, wissen's — ich weiß Nichts,
Denn weiß ich mehr von irgend einem Mann,
Als Keuschheit reiner Jungfrau es gestattet,
So fehl' all' meinen Sünden Gnade. Vater!
Beweist sich's, daß zu unanständ'gen Stunden
Mit mir ein Mann sprach, oder daß ich gestern
Zu Nacht mit irgend Einem Wort gewechselt,
So haßt — verstoßt mich — martert mich zu Tode.

Beatrice.

(Viel Lärm um Nichts. Akt III, Scene I.)

Hero.

Doch schuf Natur noch nie ein weiblich Herz
Von spröderm Stoff, als das der Beatrice.
Hohn und Verachtung sprüht ihr funkelnd Auge
Und schmäh't, worauf sie blickt; so hoch im Preise
Stellt sie den eignen Witz, daß alles Andre
Ihr nur gering erscheint; sie kann nicht lieben,
Noch Liebe fassen und in sich entwerfen.
So eigenliebig ist sie.

Ursula.

Gewiß, solch Mäkeln ist nicht zu empfehlen.

Hero.

O nein, so schroff, so außer aller Form,
Wie Beatrice, ist nicht lobenswerth.
Wer aber darf's ihr sagen? Wollt' ich reden,
Berstäubte sie mit Spott mich, lachte mich

•

Aus mir heraus, erdrückte mich mit Wig.
Mag Benedikt drum, wie verdecktes Feuer,
Zergehn in Seufzern, innerlich hinschmelzen,
Ein besser Tod wär's immer als an Spott,
Was eben ist wie todtgefigelt werden.

Helena.

(Ende gut, Alles gut. Akt I, Scene III.)

Helena.

So bekenn' ich
Hier auf den Knien vor Euch und Gott dem Herrn,
Daß ich vor Euch und nächst dem Herrn des Himmels
Lieb' Euren Sohn.
Mein Stamm war arm, doch ehrsam; so mein Lieben.
Zürnt nicht darüber! thut's ihm doch kein Leid,
Daß er von mir geliebt wird. Ich verfolg' ihn
Mit keinem Zeichen dringlicher Werbung;
Noch möcht' ich ihn, bis ich mir ihn verdient;
Weiß aber nicht, wie mir Das werden sollte.
Ich weiß, ich lieb' umsonst und wider Hoffnung;
Und doch in dies unhaltbar weite Sieb
Gieß' ich beständig meiner Liebe Fluth,
Die nimmer doch erschöpft wird; gleich dem Jader,

Wahngläubig fromm, andächtig bet' ich an
Die Sonne, die da schauet auf den Väter,
Doch mehr von ihm nicht weiß. O theure Herrin,
Lassst Euren Haß nicht meine Liebe treffen,
Weil sie Dasselbe liebt wie Ihr! — — —

Celia.

(Wie es euch gefällt. Akt I, Scene II.)

Rosalinde.

Das will ich von nun an, Mähdchen, und auf Späße denken. Laß sehen, was hältst du vom Verlieben?

Celia.

Ei ja, thu's, um Spaß damit zu treiben. Aber liebe keinen Mann in wahrem Ernst, auch zum Spaß nicht weiter, als daß du mit einem unschuldigen Erröthen in Ehren wieder davon kommen kannst.

Rosalinde.

Was wollen wir denn für Spaß haben?

Celia.

Laß uns sitzen und die ehrliche Hausmutter Fortuna von ihrem Kade weglästern, damit ihre Gaben künftig gleicher ausgetheilt werden mögen.

Rosalinde.

Ich wollte, wir könnten Das; denn ihre Wohlthaten sind oft gewaltig übel angebracht, und am meisten versieht sich die freigebige blinde Frau mit ihren Geschenken an Frauen.

Celia.

Das ist wahr; denn Die, welche sie schön macht, macht sie selten ehrbar, und Die, welche sie ehrbar macht, macht sie sehr häßlich.

Rosalinde.

(Wie es euch gefällt. Akt III, Scene II.)

Celia.

Hast du diese Verse gehört?

Rosalinde.

O ja, ich hörte sie alle und noch was drüber,
denn einige hatten mehr Füße als die Verse tragen
konnten.

Celia.

Das thut Nichts, die Füße konnten die Verse
tragen.

Rosalinde.

Sa, aber die Füße waren lahm und konnten sich
nicht außerhalb des Verses bewegen, und darum stan=
den sie so lahm im Verse.

Celia.

Aber hast du gehört, ohne dich zu wundern,
daß dein Name an den Bäumen hängt und einge=
schnitten ist?

Rosalinde.

Ich war schon sieben Tage in der Woche über
alles Wundern hinaus, ehe du kamst; denn steh nur,
was ich an einem Palmbaum fand. Ich bin nicht
so bereimt worden seit Pythagoras' Zeiten, wo ich
eine Ratte war, die sie mit schlechten Versen ver-
gifteten, dessen ich mich kaum noch erinnern kann.

Olivia.

(Was ihr wollt. Akt I, Scene V.)

Viola.

Liebes Fräulein, laßt mich Euer Gesicht sehn.

Olivia.

Habt Ihr irgend einen Auftrag von Eurem Herrn, mit meinem Gesicht zu verhandeln? Seht seid Ihr aus Eurem Text gekommen. Doch will ich den Vorhang wegziehen, und Euch das Gemälde weisen. (Sie entschleiern sich.) Seht, Herr, so sah ich in diesem Augenblick aus. Ist die Arbeit nicht gut?

Viola.

Vortrefflich, wenn sie Gott allein gemacht hat.

Olivia.

Es ist echte Farbe, Herr; es hält Wind und Wetter aus.

Viola.

'S ist reine Schönheit, deren Roth und Weiß
Natur mit zarter, schlauer Hand verschmelzte.
Fräulein, Ihr seid die Grausamste, die lebt,
Wenn Ihr zum Grabe diese Reize tragt,
Und laßt der Welt kein Abbild.

Viola.

(Was ihr wollt. Akt II, Scene V.)

Viola.

Mein Vater hatt' eine Tochter, welche liebte,
Wie ich vielleicht, wär' ich ein Weib, mein Fürst,
Euch lieben würde.

Herzog.

Was war ihr Lebenslauf?

Viola.

Ein leeres Blatt,
Mein Fürst. Sie sagte ihre Liebe nie,
Und ließ Verheimlichung, wie in der Knospe
Den Wurm, an ihrer Purpurwange nagen.
Sich härmend, und in bleicher, welker Schwermuth
Saß sie wie die Geduld auf einer Gruft,
Dem Grame lächelnd. Sagt, war Das nicht Liebe?
Wir Männer mögen leicht mehr sprechen, schwören,
Doch der Verheißung steht der Wille nach —
Wir sind in Schwüren stark, doch in der Liebe schwach.

Herzog.

Starb deine Schwester denn an ihrer Liebe?

Viola.

Ich bin, was aus des Vaters Haus von Töchtern
Und auch von Brüdern blieb — — —

Maria.

(Was ihr wollt. Akt I, Scene III.)

Sunker Andreas.

— — — Schönes Frauenzimmer, denkt Ihr,
Ihr hättet Narren am Seile?

Maria.

Nein, ich habe Euch nicht am Seile.

Sunker Andreas.

Ihr sollt mich aber am Seile haben; hier ist
meine Hand.

Maria.

Nun, Herr, Gedanken sind zollfrei; aber mich
däucht, Ihr könntet sie immer ein bißchen in den Keller
tragen, und ihnen zu trinken geben.

Sunker Andreas.

Wozu, mein Engelnchen? Was soll die verblühte
Redensart?

Maria.

Sie ist trocken, Herr.

Isabella.

(Maß für Maß. Akt II, Scene IV.)

Angelo.

Nehmt an, kein Mittel wär', ihn zu befreien —
(Zwar gelten laß' ich's nicht, noch Eines sonst,
Doch so zum Beispiel nur) — daß Ihr, die Schwester,
Geliebt Euch fändet von solch einem Mann,
Deß hoher Rang, deß Einfluß auf den Richter
Euch wohl den Bruder könnt' entfesseln vom
Abbindenden Gesetz, und übrig wär'
Ihm gar kein Rettungsmittel, als entweder
Ihr übergäbt das Kleinod Eures Leibs
Dem Mann da, oder ließt den Bruder leiden. —
Was thätet Ihr?

Isabella.

Das für den armen Bruder, was für mich.
Das heißt: wär' über mich erkannt der Tod:
Der Geißel Striemen trüg' ich als Rubinen,
Enthüllte mich zum Tode, wie zum Bett,
Das ich verlangt' in Sehnsucht, eh' ich gäbe
Den Leib der Schmach.

Prinzessin von Frankreich.

(Der Liebe Müß umsonst. Akt III, Scene I.)

Schädel.

Gottes schönster Gruß Euch! Sagt, wer ist die
Hauptdame?

Prinzessin.

Du wirst sie erkennen, Freund, an den Übrigen,
die ohne Haupt sind.

Schädel.

Wer ist die größte Dame, die höchste?

Prinzessin.

Die Dickste und die Längste.

Schädel.

Die Dickst' und die Längste! So ist's; wahr ist wahr.
War Euch schwächling der Leib, wie der Wiß mir,
o Frau,
Ein Gürtel der Jungfrau da paßt' Euch genau.
Seid Ihr nicht die Hauptfrau? die Dickste seid Ihr.

Die Äbtissin.

(Die Komödie der Irrungen. Akt V, Scene I.)

Äbtissin.

Daher kam's eben, daß er rasend ward.
Der gift'ge Rärm der eifersücht'gen Frau
Vergiftet mehr als toller Hunde Bahn.
Du hindertest durch Schelten seinen Schlaf,
Und davon hat sich sein Gehirn entzündet.
Mit deinem Tadel würztest du sein Mahl;
Gestörte Mahlzeit hindert das Verdaun,
Und daher rührt des Fiebers Raserei.
Denn, was ist Fieber, als ein Wahnsinns-Gauch?
Du störtest stets mit Schelten sein Ergößen;
Erholung, die so süße! was wird draus,
Versperret man ihr die Thür? Melancholie,
Die Blutsfreundin untröstlicher Verzweiflung,
Und hinter ihr ein ungeheures Heer

Von bleichen Kränklichkeiten, Lebensfeinden!
Beim Mahl, im Scherz, bei lebensnähr'nder Ruh
Gestört stets, muß Mensch und Thier verrücken,
Und daraus folgt: vor deiner Eifersucht,
Ergriff der Witz des Gatten hier die Flucht.

Frau Page.

(Die lustigen Weiber von Windsor. Akt II, Scene II.)

Fräulein Quicks.

Nun, Das wäre wahrhaftig ein schöner Spaß!
Für so einfältig halt' ich sie nicht. Das wäre ein
Streich! Meiner Seele! Frau Page aber läßt Euch
um aller Liebe willen bitten, ihr Euren kleinen Jungen
zu schicken, ihr Mann hat eine unbeschreibliche
Zuneigung zu dem kleinen Jungen; und Herr Page
ist wahrhaftig ein sehr rechtschaffener Mann. Kein
Weib in ganz Windsor führt ein besseres Leben als
sie. Sie thut, was sie will; sie sagt, was sie will; sie
nimmt Alles, bezahlt Alles, geht zu Bette, wenn sie
Lust hat, steht auf, wenn sie Lust hat, und Alles wie
sie will. Und sie verdient es, wahrhaftig! denn wenn
es in Windsor nur irgend eine gutmüthige Frau
giebt, so ist sie's. Es hilft Nichts, Ihr müßt ihr
Euren Knaben schicken.

Frau Ford.

(Die lustigen Weiber von Windsor. Akt I, Scene III.)

Falstaff.

Setzt keine Poffen, Pistol! Freilich geht mein Wanst zwei Ellen hinaus; aber jetzt will ich nicht auf unnützen Aufwand, sondern auf gute Wirthschaft hinaus. Kurz, ich beabsichtige einen Liebeshandel mit Ford's Frau. Ich spüre Unterhaltung bei ihr. Sie schwagt, sie schneidet vor, und ihre Blicke sind einladend. Ich kann mir den Inhalt ihrer vertraulichen Gespräche erklären, und der ungünstigste Ausdruck ihres Betragens ist in deutlichen Worten: Ich bin Sir John Falstaff's.

Anne Page.

(Die lustigen Weiber von Windsor. Akt I, Scene I.)

Anne.

Nun? Ist's Euch nicht auch gefällig hereinzukommen, hochgeehrter Herr?

Slender.

Nein, ich danke Euch, wahrhaftig! von ganzem Herzen. Ich befinde mich hier recht wohl.

Anne.

Man wartet mit dem Essen auf Euch, lieber Herr.

Slender.

Ich bin gar nicht so hungrig. Ich danke Euch, wahrhaftig! (Zu Sempel:) Geh, Bursche! und wenn du gleich mein Diener bist, so warte dennoch meinem Herrn Vetter Shallow auf. Ein Friedensrichter kann manchmal seinem Freunde um eines Dieners willen verpflichtet werden. Bis zum Tode meiner Mutter

halte ich mir nur noch drei Leute und einen Burſchen.
Wenn Das aber auch iſt, ſo leb' ich doch immer noch
ſo gut als ein armer Junker.

Anne.

Ohne Euer Geſtrengen darf ich nicht hinein=
kommen. Man wird ſich nicht eher ſetzen, als bis
Ihr kommt.

Catharina.

(Die gezähmte Kaiserin. Akt II, Scene I.)

Petruchio.

Nimm an, sie schmählt; nun, ruhig sag' ich ihr,
Sie singe lieblich wie die Nachtigall.
Nimm an, sie maukt, ich sag', ihr Blick sei klar
Wie Morgenrosen, frisch getränkt vom Thau.
Nimm an, sie muckt und redet, nicht ein Wort;
Dann preis' ich ihre Zungenfertigkeit
Und ihres Vortrags zaubrische Gewalt.
Ruft sie mir: Packt Euch fort! ich sag' ihr Dank,
Als ob sie sagte: Bleib die Woche hier!
Schlägt sie die Heirath ab: „Wann“, frag' ich, „soll
Das Aufgebot sein, wann der Hochzeitstag?“ —
Doch seht, sie kommt; nun sprich, Petruchio!
Guten Morgen, Räth'; ich hör', Eu'r Nam' ist Das.

Catharina.

Ihr hörtet recht, obgleich halbtauben Ohrs;
Man sagt Catharina, redet man von mir.

Petruchio.

Ihr lügt fürwahr; bloß Rätke nennt man Euch,
Und rasche Rätth', auch wohl erzböse Rätth'.

In den einleitenden Blättern dieses Bilder-
saals habe ich berichtet, auf welchen Wegen sich die
Popularität Shakspeare's in England und Deutsch-
land verbreitete, und wie hier und dort ein Ver-
ständnis seiner Werke befördert ward. Leider konnte
ich in Bezug auf romanische Länder keine so er-
freuliche Nachrichten mittheilen; in Spanien ist
der Name unseres Dichters bis auf heutigen Tag
ganz unbekannt geblieben; Italien ignoriert ihn
vielleicht absichtlich, um den Ruhm seiner großen
Poeten vor transalpinischer Nebenbuhlerschaft zu
beschützen; und Frankreich, die Heimat des her-
kömmlichen Geschmacks und des gebildeten Tons,
glaubte lange Zeit den großen Britten hinlänglich
zu ehren, wenn es ihn einen genialen Barbaren
nannte, und über seine Noheit so wenig als möglich

spöttelte. Indessen, die politische Revolution, welche dieses Land erlebte, hat auch eine literarische hervorgebracht, die vielleicht an Terrorismus die erstere überbietet, und Shakspeare ward bei dieser Gelegenheit auf den Schild gehoben. Freilich, wie in ihren politischen Umwälzungsversuchen, sind die Franzosen selten ganz ehrlich in ihren literarischen Revolutionen; wie dort, so auch hier preisen und feiern sie irgend einen Helden, nicht ob seinem wahren inwohnenden Werthe, sondern wegen des momentanen Vortheils, den ihre Sache durch solche Anpreisung und Feier gewinnen kann; und so geschieht es, daß sie heute emporrühmen, was sie morgen wieder herabwürdigen müssen, und umgekehrt. Shakspeare ist seit zehn Jahren in Frankreich für die Partei, welche die literarische Revolution durchkämpft, ein Gegenstand der blindesten Anbetung. Aber ob er bei diesen Männern der Bewegung eine wirkliche gewissenhafte Anerkennung, oder gar ein richtiges Verständnis gefunden hat, ist die große Frage. Die Franzosen sind zu sehr die Kinder ihrer Mütter, sie haben zu sehr die gesellschaftliche Lüge mit der Ammenmilch einge-sogen, als daß sie dem Dichter, der die Wahrheit der Natur in jedem Worte athmet, sehr viel Geschmack abgewinnen oder gar ihn verstehen könnten.

Es herrscht freilich bei ihren Schriftstellern seit einiger Zeit ein unbändiges Streben nach solcher Natürlichkeit; sie reißen sich gleichsam verzweiflungsvoll die konventionellen Gewänder vom Leibe, und zeigen sich in der schrecklichsten Nacktheit . . . Aber irgend ein modischer Fetzen, welcher ihnen dennoch immer anhängen bleibt, giebt Kunde von der überlieferten Unnatur, und entlockt dem deutschen Zuschauer ein ironisches Lächeln. Diese Schriftsteller mahnen mich immer an die Kupferstiche gewisser Romane, wo die unsittlichen Liebshäften des achtzehnten Jahrhunderts abkonterfeit sind, und, trotz dem paradisischen Naturkostüme der Herren und Damen, jene ihre Zopfsperücken, diese ihre Thurmfrisuren und ihre Schuhe mit hohen Absätzen beibehalten haben.

Nicht durch direkte Kritik, sondern indirekt durch dramatische Schöpfungen, die dem Shakespeare mehr oder minder nachgebildet sind, gelangen die Franzosen zu einigem Verständniß des großen Dichters. Als ein Vermittler in dieser Weise ist Viktor Hugo ganz besonders zu rühmen. Ich will ihn hiermit keineswegs als bloßen Nachahmer des Briten im gewöhnlichen Sinne betrachtet wissen. Viktor Hugo ist ein Genius von erster Größe, und bewunderungswürdig ist sein Flug und seine

Schöpferkraft; er hat das Bild und hat das Wort; er ist der größte Dichter Frankreichs; aber sein Pegasus hegt eine krankhafte Ehen vor den brausenden Strömen der Gegenwart und geht nicht gern zur Tränke, wo das Tageslicht in den frischen Fluthen sich abspiegelt . . . vielmehr unter den Ruinen der Vergangenheit sucht er zu seiner Erlabung jene verschollenen Quellen, wo einst das hohe Flügelroß des Shakespeare seinen unsterblichen Durst gelöscht hat. Ist es nun, weil jene alten Quellen, halbverschüttet und übermoort, keinen reinen Trunk mehr bieten: genug, Viktor Hugo's dramatische Gedichte enthalten mehr den trüben Moder als den belebenden Geist der altenglischen Hippokrene, es fehlt ihnen die heitere Klarheit und die harmonische Gesundheit . . . und ich muß gestehen, zuweilen erfasst mich der schauerliche Gedanke, dieser Viktor Hugo sei das Gespenst eines englischen Poeten aus der Blüthezeit der Elisabeth, ein tochter Dichter, der verdrießlich dem Grabe entstieg, um in einem anderen Lande und in einer anderen Periode, wo er vor der Konkurrenz des großen William's gesichert, einige posthume Werke zu schreiben. In der That, Viktor Hugo mahnt mich an Leute wie Marlow, Decker, Heywood u. s. w., die in Sprache und Manier ihrem

großen Zeitgenossen so ähnlich waren, und nur seinen Tiefblick und Schönheitsinn, seine furchtbare und lächelnde Grazie, seine offenbarende Natursendung entbehrten . . . Und ach! zu den Mängeln eines Marlow's, Decker's und Heywood's gesellt sich bei Viktor Hugo noch das schlimmste Entbehren: es fehlt ihm das Leben. Seine litten an tosender Überfülle, an wildester Vollblütigkeit, und ihr poetisches Schaffen war geschriebenes Athmen, Sauchzen und Schluchzen; aber Viktor Hugo, bei aller Verehrung, die ich ihm zolle, ich muß es gestehen, hat etwas Verstorbenes, Unheimliches, Spukhaftes, etwas grabentstiegen Vampyrisches . . . Er weckt nicht die Begeisterung in unsern Herzen, sondern er saugt sie heraus . . . Er versöhnt nicht unsere Gefühle durch poetische Verklärung, sondern er erschreckt sie durch widerwärtiges Zerrbild . . . Er leidet an Tod und Hässlichkeit.

Eine junge Dame, die mir sehr nahe steht, äußerte sich jüngst über diese Hässlichkeitsucht der Hugo'schen Muse mit sehr treffenden Worten. Sie sagte nämlich: Die Muse des Viktor Hugo mahnt mich an das Märchen von der wunderlichen Prinzessin, die nur den hässlichsten Mann heirathen wollte, und in dieser Absicht im ganzen Lande das Aufgebot ergehen ließ, daß sich alle Junggesellen

von ausgezeichnete^r Mißbildung an einem gewissen Tage vor ihrem Schlosse als Chelendibaten versammeln sollten . . . Da gab's nun freilich eine gute Auswahl von Krüppeln und Fragen, und man glaubte das Personal eines Hugo'schen Werkes vor sich zu sehen . . . Aber Quasimodo führte die Braut nach Hause.

Nach Viktor Hugo muß ich wieder des Alexander Dumas erwähnen; auch Dieser hat dem Verständnis des Shakspeare in Frankreich mittelbar vorgearbeitet. Wenn Sener durch Extravaganz im Hässlichen die Franzosen daran gewöhnte, im Drama nicht bloß die schöne Drapierung der Leidenschaft zu suchen, so bewirkte Dumas, daß seine Landsleute an dem natürlichen Ausdruck der Leidenschaft großes Gefallen gewannen. Aber ihm galt die Leidenschaft als das Höchste, und in seinen Dichtungen usurpierte sie den Platz der Poesie. Dadurch freilich wirkte er desto mehr auf der Bühne. Er gewöhnte das Publikum in dieser Sphäre, in der Darstellung der Leidenschaften, an die größten Kühnheiten des Shakspeare; und wer einmal an „Heinrich III.“ und „Richard Darlington“ Gefallen fand, klagte nicht mehr über Geschmacklosigkeit im „Othello“ und „Richard III.“ Der Vorwurf des Plagiats, den man ihm einst anheften wollte, war eben so thöricht wie

ungerecht. Dumas hat freilich in seinen leidenschaftlichen Szenen hie und da Etwas dem Shakespeare entlehnt, aber unser Schiller that Dieses mit noch weit kühnerem Zugriff, ohne dadurch irgend einem Tadel zu verfallen. Und gar Shakespeare selber, wie Viel entlehnte er nicht seinen Vorgängern! Auch diesem Dichter begegnete es, daß ein sauerköpfiger Pamphletist mit der Behauptung gegen ihn auftrat, „das Beste seiner Dramen sei den ältern Schriftstellern entwendet.“ Shakespeare wird bei dieser lächerlichen Gelegenheit ein Rabe genannt, welcher sich mit dem fremden Gefieder des Pfauen geschmückt habe. Der Schwan von Avon schwieg und dachte vielleicht in seinem göttlichen Sinn: „Ich bin weder Rabe noch Pfau!“ und wiegte sich sorglos auf den blauen Fluthen der Poesie, manchmal hinauf lächelnd zu den Sternen, den goldenen Gedanken des Himmels.

Des Grafen Alfred de Vigny muß hier ebenfalls Erwähnung geschehen. Dieser Schriftsteller, des englischen Idioms kundig, beschäftigte sich am gründlichsten mit den Werken des Shakespeare, übersetzte einige derselben mit großem Geschick, und dieses Studium übte auch auf seine Originalarbeiten den günstigsten Einfluß. Bei dem feinhörigen und scharfsägigen Kunstsinne, den man dem Grafen

de Vigny zuerkennen muß, darf man annehmen, daß er den Geist Shakspeare's tiefer behorcht und beobachtet habe, als die meisten seiner Landsleute. Aber das Talent dieses Mannes, wie auch seine Denk- und Gefühlsart, ist auf das Zierliche und Miniaturmäßige gerichtet, und seine Werke sind besonders kostbar durch ihre ausgearbeitete Feinheit. Ich kann mir's daher wohl denken, daß er manchmal wie verblüfft stehen blieb vor jenen ungeheuren Schönheiten, die Shakspeare gleichsam aus den gewaltigsten Granitblöcken der Poesie ausgehauen hat . . . Er betrachtete sie gewiß mit ängstlicher Bewunderung, gleich einem Goldschmied, der in Florenz jene kolossalen Pforten des Baptisterii anstarrt, die, einem einzigen Metallguß entsprungen, dennoch zierlich und lieblich, wie ciselirt, ja wie die feinste Bijouterie-Arbeit aussehen.

Wird es den Franzosen schon schwer genug, die Tragödien Shakspeare's zu verstehen, so ist ihnen das Verständniß seiner Komödien fast ganz versagt. Die Poesie der Leidenschaft ist ihnen zugänglich; auch die Wahrheit der Charakteristik können sie bis auf einen gewissen Grad begreifen, denn ihre Herzen haben brennen gelernt, das Passionierte ist so recht ihr Fach, und mit ihrem analytischen Verstande wissen sie jeden gegebenen Charakter in

seine feinsten Bestandtheile zu zerlegen, und die Phasen zu berechnen, worin er jedesmal gerathen wird, wenn er mit bestimmten Weltrealitäten zusammenstößt. Aber im Zaubergarten der Shakespeare'schen Komödie ist ihnen all dieses Erfahrungswissen von wenig Hilfe. Schon an der Pforte bleibt ihnen der Verstand stehen, und ihr Herz weiß keinen Verschaid, und es fehlt ihnen die geheimnisvolle Wünschelruth, deren bloße Berührung das Schloß sprengt. Da schauen sie mit verwunderten Augen durch das goldene Gitter, und sehen, wie Ritter und Edelfrauen, Schäfer und Schäferinnen, Narren und Weise unter den hohen Bäumen einherwandeln; wie der Liebende und seine Geliebte im kühlen Schatten lagern und zärtliche Reden tauschen; wie dann und wann ein Fabelthier, etwa ein Hirsch mit silbernem Geweih, vorüberjagt, oder gar ein teuflisches Einhorn aus dem Busche springt und der schönen Jungfrau sein Haupt in den Schoß legt . . . Und sie sehen, wie aus den Bächen die Wasserfrauen mit grünem Haar und glänzenden Schleiern hervortauchen, und wie plötzlich der Mond aufgeht . . . Und sie hören dann, wie die Nachtigall schlägt . . . Und sie schütteln ihre klugen Köpfelein über all das unbegreiflich närrische Zeug! Da, die Sonne können die Franzosen allenfalls

begreifen, aber nicht den Mond, und am allerwenigsten das selige Schluchzen und melancholisch entzückte Trillern der Nachtigallen . . .

Sa, weder ihre empirische Bekanntschaft mit den menschlichen Passionen, noch ihre positive Weltkenntnis ist den Franzosen von einigem Nutzen, wenn sie die Erscheinungen und Töne enträthseln wollen, die ihnen aus dem Zaubergarten der Shakespeare'schen Komödie entgegen glänzen und klingen . . . Sie glauben manchmal ein Menschengesicht zu sehen, und bei näherem Hinblick ist es eine Landschaft, und was sie für Augenbrauen hielten, war ein Haselbusch, und die Nase war ein Felsen und der Mund eine kleine Quelle, wie wir Der gleichen auf den bekannten Bezierbildern schauen... Und umgekehrt, was die armen Franzosen für einen bizarrgewachsenen Baum oder wunderlichen Stein ansahen, das präsentiert sich bei genauerer Betrachtung als ein wirkliches Menschengesicht von ungeheurem Ausdruck. Gelingt es ihnen etwa mit höchster Anstrengung des Ohres irgend ein Wechselgespräch der Liebenden, die im Schatten der Bäume lagern, zu belauschen, so gerathen sie in noch größere Verlegenheit . . . Sie hören bekannte Worte, aber diese haben einen ganz anderen Sinn; und sie behaupten dann, diese Leute verstünden Nichts von

der flammenden Leidenschaft, von der großen Passion, Das sei witziges Eis, was sie einander zur Erfrischung böten, nicht lobernder Liebestrunf . . . Und sie merkten nicht, daß diese Leute nur verkleidete Vögel sind, und in einer Koteriesprache konversieren, die man nur im Traume oder in der frühesten Kindheit erlernen kann . . . Aber am schlimmsten geht es den Franzosen da draußen an den Gitterpforten der Shakspeare'schen Komödie, wenn manchmal ein heiterer Westwind über ein Blumenbeet jenes Zaubergartens dahinstreicht, und ihnen die unerhörtesten Wohlgerüche in die Nase weht . . . „Was ist Das?“

Die Gerechtigkeit verlangt, daß ich hier eines französischen Schriftstellers erwähne, welcher mit einigem Geschick die Shakspeare'schen Komödien nachahmte, und schon durch die Wahl seiner Muster eine seltene Empfänglichkeit für wahre Dichtkunst bekundete. Dieser ist Herr Alfred de Musset. Er hat vor etwa fünf Jahren einige kleine Dramen geschrieben, die, was den Bau und die Weise betrifft, ganz den Komödien des Shakspeare nachgebildet sind. Besonders hat er sich die *Raprice* (nicht den *Humor*), der in denselben herrscht, mit französischer Leichtigkeit zu eigen gemacht. Auch an einiger, zwar sehr dünndräftiger, aber doch probe-

haltiger Poesie fehlte es nicht in diesen hübschen Kleinigkeiten. Nur war zu bedauern, daß der damals jugendliche Verfasser, außer der französischen Übersetzung des Shakspeare, auch die des Byron gelesen hatte, und dadurch verleitet ward, im Kostüme des spleenigen Lords jene Übersättigung und Lebensfarttheit zu affektieren, die in jener Periode unter den jungen Leuten zu Paris Mode war. Die rosigsten Knäbchen, die gesündesten Gelbschnäbel behaupteten damals, ihre Genusssfähigkeit sei erschöpft, sie erheuchelten eine greisenhafte Erhaltung des Gemüthes, und gaben sich ein zerstörtes und gähnenbes Aussehen.

Seitdem freilich ist unser armer Monsieur Muffet von seinem Irrthume zurückgekommen, und er spielt nicht mehr den Blasé in seinen Dichtungen, — aber ach! seine Dichtungen enthalten jetzt, statt der simulierten Zerstörnis, die weit trostloseren Spuren eines wirklichen Verfalls seiner Leibes- und Seelenkräfte . . . Ach! dieser Schriftsteller erinnert mich an jene künstlichen Ruinen, die man in den Schloßgärten des achtzehnten Jahrhunderts zu erbauen pflegte, an jene Spielereien einer kindischen Laune, die aber im Laufe der Zeit unser wehmüthigstes Mitleid in Anspruch nehmen,

wenn sie in allem Ernste verwittern und vermodern und in wahrhafte Ruinen sich verwandeln.

Die Franzosen sind, wie gesagt, wenig geeignet, den Geist der Shakspeare'schen Komödien aufzufassen, und unter ihren Kritikern habe ich, mit Ausnahme eines Einzigen, Niemand gefunden, der auch nur eine Ahnung von diesem seltsamen Geiste besäße. Wer ist Das? Wer ist jene Ausnahme? Gutzkow sagt, der Elefant sei der Doktrinär unter den Thieren. Und ein solcher verständiger und sehr schwerfälliger Elefant hat das Wesen der Shakspeare'schen Komödie am scharfsinnigsten aufgefaßt. Ja, man sollte es kaum glauben, es ist Herr Guizot, welcher über jene graziösen und muthwilligsten Lustgebilde der modernen Muse das Beste geschrieben hat, und zu Verwunderung und Belehrung des Lesers übersetze ich hier eine Stelle aus einer Schrift, die im Jahr 1822 bei Ladvocat in Paris erschienen, und „De Shakspeare et de la Poésie dramatique, par F. Guizot“ betitelt ist.

„Seine Shakspeare'schen Komödien gleichen weder der Komödie des Molière noch des Aristophanes oder der Römer. Bei den Griechen, und in der neuern Zeit bei den Franzosen, entstand die Komödie durch eine zwar freie, aber aufmerksame Beobachtung des wirklichen Weltlebens, und die Dar-

stellung desselben auf der Bühne war ihre Aufgabe. Die Unterscheidung einer komischen und einer tragischen Gattung findet man schon im Beginn der Kunst, und mit der Ausbildung derselben hat sich die Trennung beider Gattungen immer bestimmter ausgesprochen. Sie trägt ihren Grund in den Dingen selbst. Die Bestimmung wie die Natur des Menschen, seine Leidenschaften und seine Geschäfte, der Charakter und die Ereignisse, Alles in uns und um uns hat sowohl seine ernsthafte wie spaßhafte Seite, und kann sowohl unter dem einen wie dem andern Gesichtspunkte betrachtet und dargestellt werden. Diese Zweiseitigkeit des Menschen und der Welt hat der dramatischen Poesie zwei natürlichermaßen verschiedene Bahnen angewiesen; aber während sie die eine oder die andere zu ihrem Tummelplatz erwählte, hat die Kunst sich dennoch nie von der Beobachtung und Darstellung der Wirklichkeit abgewendet. Mag Aristophanes mit unumschränkter Phantasiefreiheit die Laster und Thorheiten der Athener geißeln; mag Molière die Gebrechen der Leichtgläubigkeit, des Geizes, der Eifersucht, der Pedanterei, der ablichen Hoffart, der bürgerlichen Eitelkeit und der Tugend selbst durchhecheln; — was liegt daran, daß beide Dichter ganz verschiedene Gegenstände behandeln; —

dafs der Eine das ganze Leben und das ganze Volk, der Andere hingegen die Vorfälle des Privatlebens, das Innere der Familien und die Lächerlichkeiten des Individuums auf die Bühne gebracht hat — diese Verschiedenheit der komischen Stoffe ist eine Folge der Verschiedenheit der Zeit, des Ortes und der Civilisation . . . Aber dem Aristophanes wie dem Molière dient die Realität, die wirkliche Welt immer als Boden ihrer Darstellungen. Es sind die Sitten und die Ideen ihres Jahrhunderts, die Laster und Thorheiten ihrer Mitbürger, überhaupt, es ist die Natur und das Leben der Menschen, was ihre poetische Laune entzündet und erhält. Die Komödie entspringt daher aus der Welt, welche den Poeten umgiebt, und sie schmiegt sich noch viel enger als die Tragödie an die äusseren Thatfachen der Wirklichkeit . . .

„Nicht so bei Shakspeare. Zu seiner Zeit hatte in England der Stoff der dramatischen Kunst, Natur und Menschengeschick, noch nicht von den Händen der Kunst jene Unterscheidung und Klassifikation empfangen. Wenn der Dichter diesen Stoff für die Bühne bearbeiten wollte, so nahm er ihn in seiner Ganzheit, mit allen seinen Beimischungen, mit allen Kontrasten die sich darin begegneten, und der Geschmack des Publikums gerieth keineswegs

in Versuchung, sich über solches Verfahren zu beklagen. Das Komische, dieser Theil der menschlichen Wirklichkeit, durfte sich überall hinstellen, wo die Wahrheit seine Gegenwart verlangte oder duldete; und es war ganz im Charakter jener englischen Civilisation, daß die Tragödie, indem man ihr solchermaßen das Komische beigesellte, keineswegs ihre Wahrheitswürde einbüßte. Bei solchem Zustand der Bühne und solcher Neigung des Publikums, was konnte sich da als die eigentliche Komödie darbieten? Wie konnte letztere als besondere Gattung gelten und ihren bestimmten Namen „Komödie“ führen? Es gelang ihr, indem sie sich von jenen Realitäten los sagte, wo ja doch die Grenzen ihres natürlichen Gebietes weder geschützt noch anerkannt wurden. Diese Komödie beschränkte sich nicht mehr auf die Darstellung bestimmter Sitten und durchgeführter Charaktere; sie suchte nicht mehr die Dinge und die Menschen unter einer zwar lächerlichen, aber wahren Gestalt zu schildern, sondern sie ward ein phantastisches und romantisches Geisteswerk, ein Zufluchtsort für alle jene ergötzlichen Unwahrscheinlichkeiten, welche die Phantasie aus Trägheit oder Laune nur an einem dünnen Faden zusammenreißt, um daraus allerlei bunte Verknüpfungen zu bilden, die uns erheitern und interessieren, ohne eben dem

Urtheil der Vernunft Stand zu halten. Anmuthige Gemälde, Überraschungen, heitere Intriguen, gereizte Neugier, getäuschte Erwartungen, Verwechslungen, witzige Aufgaben, welche Verkleidungen herbeiführen, Das ward der Stoff jener harmlosen, leicht zusammengewürfelten Spiele. Die Kontextur der spanischen Stücke, woran man in England Geschmack zu finden begann, lieferte diesen Spielen allerlei verschiedene Rahmen und Muster, die sich auch sehr gut anpassen ließen auf jene Chroniken und Balladen, auf jene französischen und italienischen Novellen, welche nebst den Ritterromanen eine Lieblingslektüre des Publikums waren. Es ist begreiflich, wie diese reiche Fundgrube und diese leichte Gattung die Aufmerksamkeit Shakespeare's schon frühe auf sich zog. Man darf sich nicht wundern, daß seine junge und glänzende Einbildungskraft sich gern in jenen Stoffen wiegte, wo sie, des strengen Vernunftjoches bar, auf Kosten der Wahrscheinlichkeit alle möglichen ernststen und starken Effekte bereiten konnte. Dieser Dichter, dessen Geist und Hand mit gleicher Hastlosigkeit sich bewegten, dessen Manuscripte fast keine Spur von Verbesserungen enthielten, er mußte sich gewiß mit besonderer Lust jenen ungezügelten und abenteuerlichen Spielen hingeben, worin er ohne Anstrengung alle seine ver-

schiedenartigen Fähigkeiten entfalten durfte. Er konnte Alles in seine Komödien hineinschütten, und, in der That, er goß Alles hinein, ausgenommen was mit einem solchem Systeme ganz unverträglich war, nämlich jene logische Verknüpfung, welche jeden Theil des Stückes dem Zwecke des Ganzen unterordnet, und in jeder Einzelheit die Tiefe, Größe und Einheit des Werks bekundet. In den Tragödien des Shakspeare findet man schwerlich irgend eine Konception, eine Situation, einen Akt der Leidenschaft, einen Grad des Lasters oder der Tugend, welchen man nicht ebenfalls in einer seiner Komödien wiederfände; aber was sich dort in die abgründlichste Tiefe erstreckt, was sich fruchtbar an erschütternden Folgerungen erweist, was sich streng in eine Reihe von Ursachen und Wirkungen einfügt, Das ist hier kaum angedeutet, nur für einen Augenblick hingeworfen, um einen flüchtigen Effekt zu erzielen und sich eben so schnell in einer neuen Verknüpfung zu verlieren."

In der That, der Elephant hat Recht: das Wesen der Shakspeare'schen Komödie besteht in der bunten Schmetterlingslaune, womit sie von Blume zu Blume dahingaukelt, selten den Boden der Wirklichkeit berührend. Nur im Gegensatz zu der realistischen Komödie der Alten und der Franzosen

läßt sich von der Shakespeare'schen Komödie etwas Bestimmtes aussagen.

Ich habe vorige Nacht lange darüber nachgegrübelt, ob ich nicht dennoch von dieser unendlichen und unbegrenzten Gattung, von der Komödie des Shakespeare, eine positive Erklärung geben könnte. Nach langem Hin- und Hersinnen schlief ich endlich ein, und mir träumte, es sei sternhelle Nacht und ich schwämme in einem kleinen Kahn auf einem weiten, weiten See, wo allerlei Barken, angefüllt mit Masken, Musikanten und Fackeln, tönend und glänzend, manchmal nah, manchmal ferne, an mir vorbeifuhren. Das waren Kostüme aus allen Zeiten und Landen, altgriechische Tuniken, mittelalterliche Rittermäntel, orientalische Turbane, Schäferhüte mit flatternden Bändern, wilde und zahme Thierlarven . . . Zuweilen nickte mir eine wohlbekannte Gestalt . . . Zuweilen grüßten vertraute Weisen . . . Aber Das zog immer schnell vorüber, und lauschte ich eben den Tönen der freudigen Melodie, die mir aus einer dahingleitenden Barke entgegenjubelten, so verhallten sie bald, und anstatt der lustigen Fiedeln erseufzten neben mir die melancholischen Waldhörner einer anderen Barke . . . Manchmal trug der Nachtwind Beides zu gleicher Zeit an mein Ohr, und da bildeten diese gemischten

Töne eine selige Harmonie . . . Die Wasser erklangen von unerhörtem Wohl laut, und brannten im magischen Widerschein der Fackeln, und die buntbewimpelten Lustschiffe mit ihrer abenteuerlichen Mastenwelt schwammen in Licht und Musik . . . Eine anmuthige Frauengestalt, die am Steuer einer jener Barken stand, rief mir im Vorbeifahren: Nicht wahr, mein Freund, du hättest gern eine Definition von der Shakspeare'schen Komödie? Ich weiß nicht, ob ich es bejahte, aber das schöne Weib hatte zu gleicher Zeit ihre Hand ins Wasser getaucht und mir die klingenden Funken ins Gesicht gespritzt, so daß ein allgemeines Gelächter erscholl, und ich davon erwachte.

Wer war jene anmuthige Frauengestalt, die mich solchermaßen im Traume neckte? Auf ihrem idealisch schönen Haupte saß eine buntschedige gehörnte Schellentappe, ein weißes Atlaskleid mit flatternden Bändern umschloß die fast allzu schlanken Glieder, und vor der Brust trug sie eine rothblühende Distel. Es war vielleicht die Göttin der Kaprice, jene sonderbare Muse, die bei der Geburt Rosalindens, Beatrice's, Titania's, Viola's und wie sie sonst heißen, die lieblichen Kinder der Shakspeare'schen Komödie, zugegen war und ihnen die Stirne küßte. Sie hat wohl alle ihre Faunen und

Grillen und Schrullen in die jungen Köpfchen hineingeküßt, und Das wirkte auch auf die Herzen. Wie bei den Männern, so auch bei den Weibern in der Shakspeare'schen Komödie ist die Leidenschaft ganz ohne jenen furchtbaren Ernst, ganz ohne jene fatalistische Nothwendigkeit, womit sie sich in den Tragödien offenbart. Amor trägt dort zwar ebenfalls eine Binde und einen Köcher mit Pfeilen. Aber diese Pfeile sind dort weniger tödlich zugespitzt als buntbesiedelt, und der kleine Gott schießt manchmal schallhaft über die Binde hinweg. Auch die Flammen brennen dort weniger als sie leuchten, aber Flammen sind es immer, und wie in den Tragödien des Shakspeare, so auch in seinen Komödien trägt die Liebe ganz den Charakter der Wahrheit. Ja, Wahrheit ist immer das Kennzeichen Shakspeare'scher Liebe, gleichviel in welcher Gestalt sie erscheint, sie mag sich Miranda nennen oder Julia oder gar Cleopatra.

Indem ich diese Namen eher zufällig als absichtlich zusammen erwähne, bietet sich mir die Bemerkung, daß sie auch die drei bedeutungsvollsten Typen der Liebe bezeichnen. Miranda ist die Repräsentantin einer Liebe, welche ohne historische Einflüsse, als Blume eines unbefleckten Bodens, den nur Geisterfüße betreten durften, ihre höchste

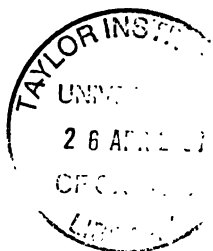
Idealität entfalten konnte. Ariel's Melodien haben ihr Herz gebildet, und die Sinnlichkeit erschien ihr nie anders als in der abschreckend hässlichen Gestalt eines Kaliban. Die Liebe, welche Ferdinand in ihr erregt, ist daher nicht eigentlich naiv, sondern von seliger Treuherzigkeit, von urweltlicher, fast schauerlicher Reinheit. Julia's Liebe trägt, wie ihre Zeit und Umgebung, einen mehr romantisch mittelalterlichen, schon der Renaissance entgegenblühenden Charakter; sie ist farbenglänzend wie der Hof der Scaliger, und zugleich stark wie jene edlen Geschlechter der Lombardei, die mit germanischem Blute verjüngt worden, und eben so kräftig liebten, wie sie hassten. Julia repräsentiert die Liebe einer jugendlichen, noch etwas rohen, aber unverborenen, gesunden Periode. Sie ist ganz durchdrungen von der Sinnengluth und von der Glaubensstärke einer solchen Zeit, und selbst der kalte Moder der Todtengruft kann weder ihr Vertrauen erschüttern, noch ihre Flamme dämpfen. Unsere Cleopatra, ach! sie repräsentiert die Liebe einer schon erkrankten Civilisation, einer Zeit, deren Schönheit schon abwelkt, deren Loden zwar mit allen Künsten gekräuselt, mit allen Wohlbüften gesalbt, aber auch mit manchem grauen Haar durchflochten sind, einer Zeit, die den Kelch, der zur

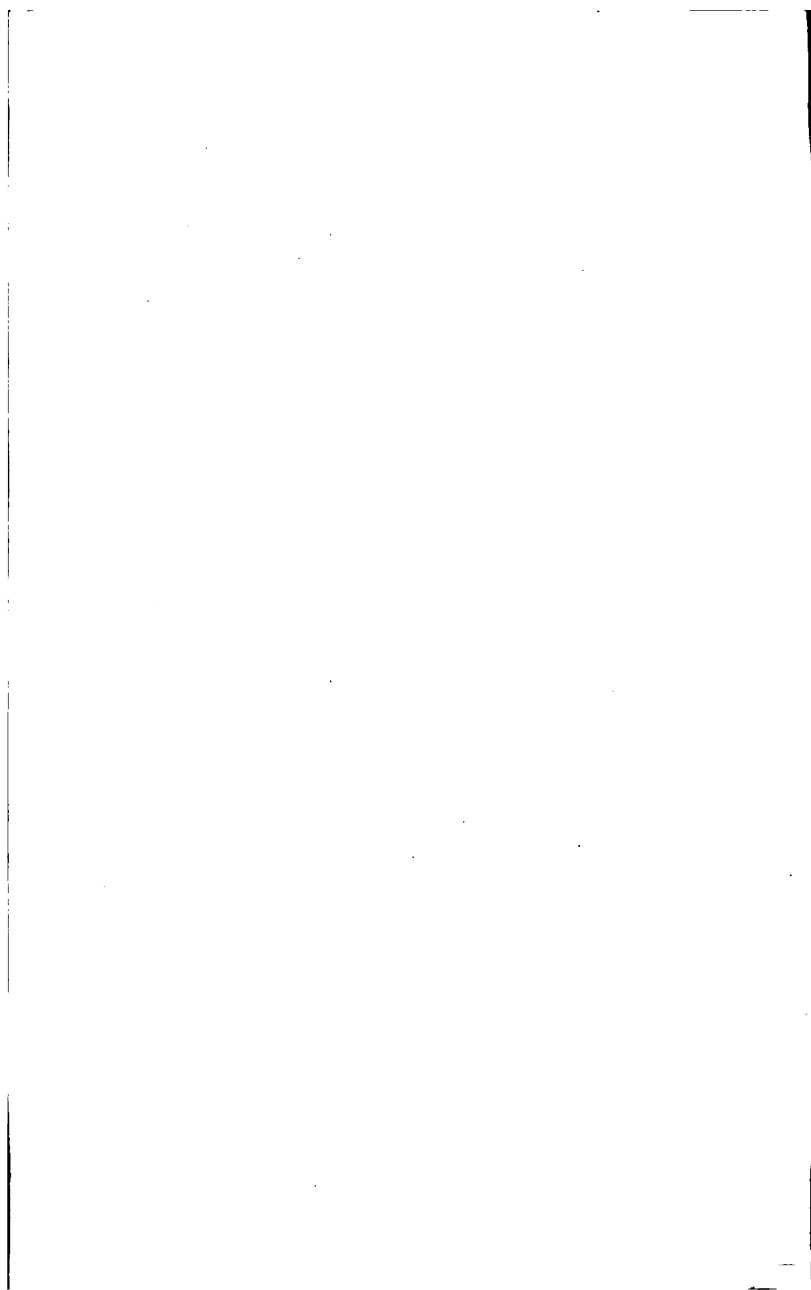
Neige geht, um so hastiger leeren will. Diese Liebe ist ohne Glauben und ohne Treue, aber darum nicht minder wild und glühend. Im ärgerlichen Bewusstsein, daß diese Gluth nicht zu dämpfen ist, gießt das ungeduldige Weib noch Öl hinein, und stürzt sich bacchantisch in die lodernden Flammen. Sie ist feige, und dennoch getrieben von eigner Zerstörungslust. Die Liebe ist immer eine Art Wahnsinn, mehr oder minder schön; aber bei dieser ägyptischen Königin steigert sie sich zur gräulichsten Tollheit . . . Diese Liebe ist ein rasender Komet, der mit seinem Flammenschweif in den unerhörtesten Kreisläufen am Himmel dahinstürmt, alle Sterne auf seinem Wege erschreckt, wo nicht gar beschädigt, und endlich, kläglich zusammenfrachend, wie eine Rakete in tausend Funken zerfliehet.

Sa, du glichest einem furchtbaren Kometen, schöne Cleopatra, und du glühtest nicht bloß zu deinem eignen Verderben, sondern du bedeutetest auch Unglück für deine Zeitgenossen . . . Mit Antonius nimmt auch das alte heroische Römerthum ein jämmerliches Ende.

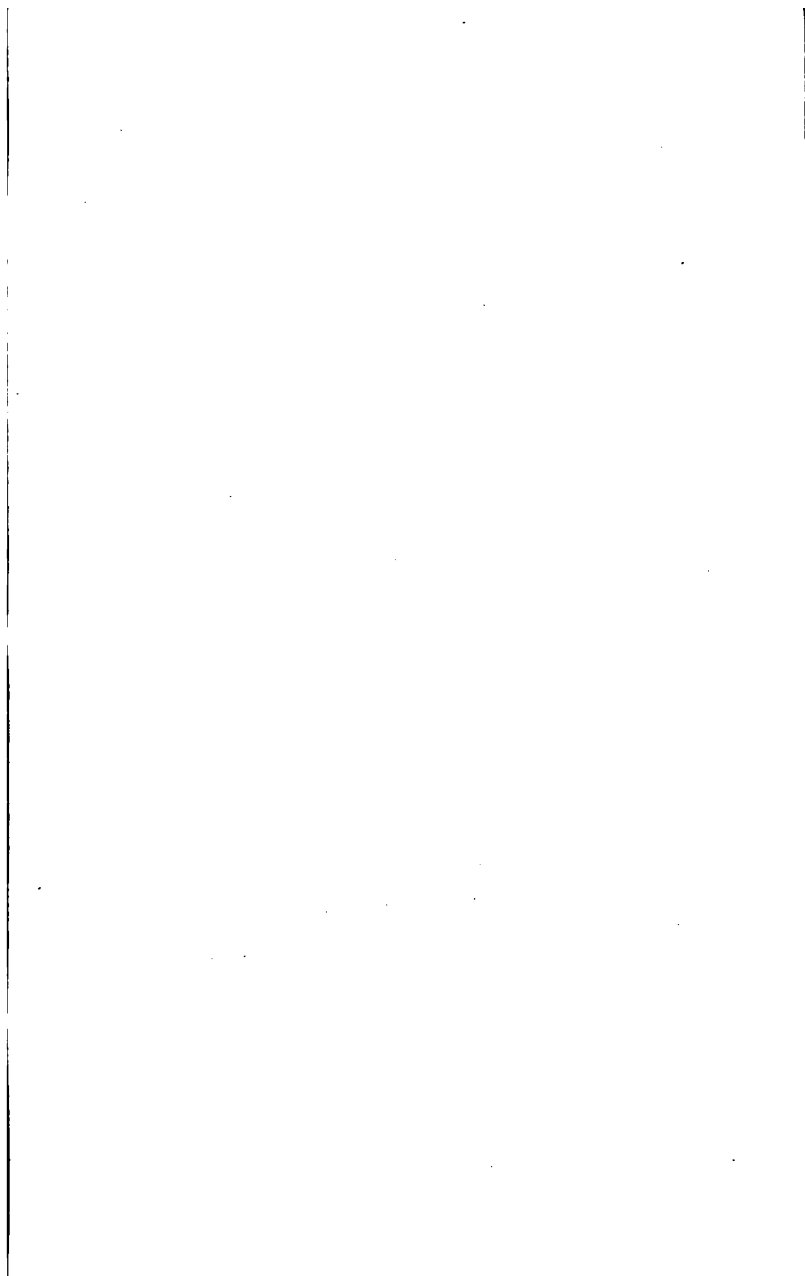
Womit soll ich aber euch vergleichen, Julia und Miranda? Ich schaue wieder nach dem Himmel und suche dort euer Ebenbild. Es befindet sich vielleicht hinter den Sternen, wo mein Blick nicht

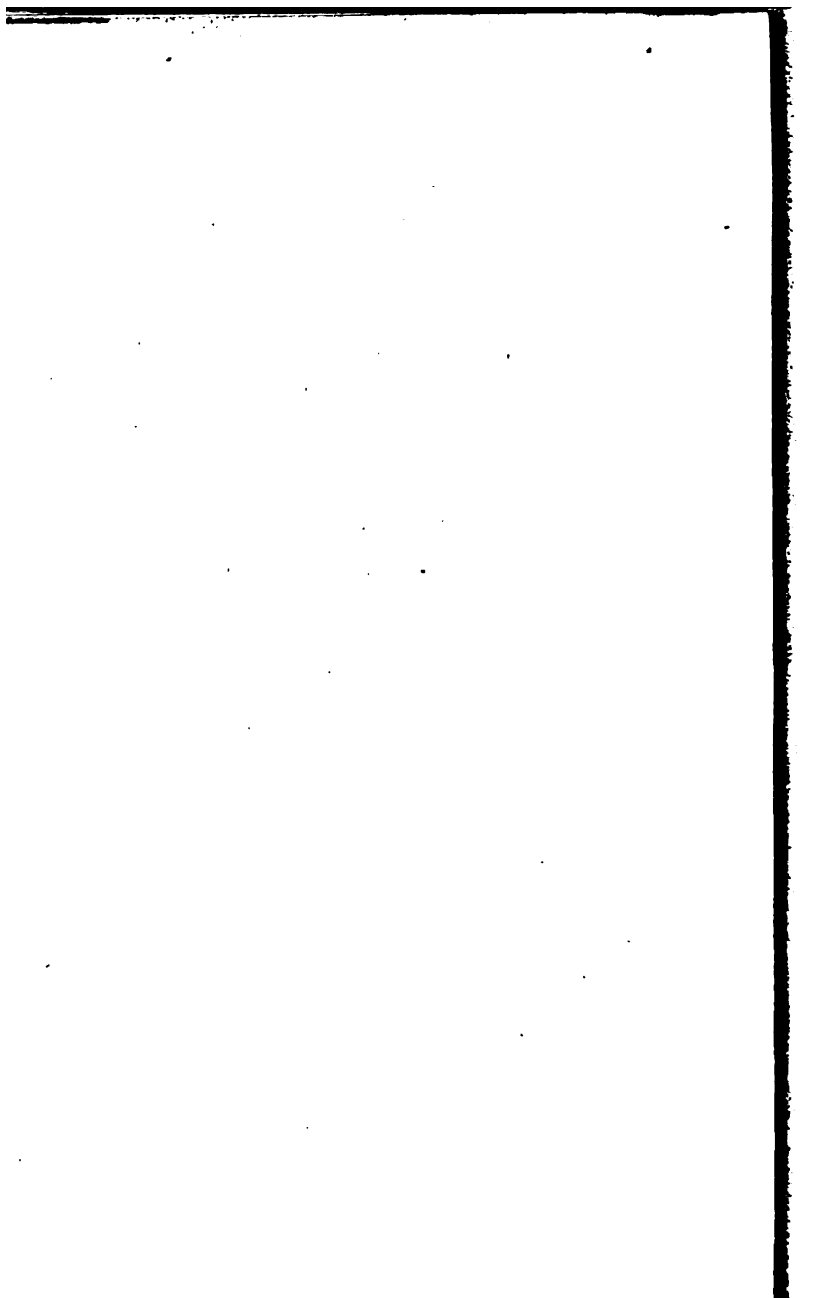
hinzubringt. Vielleicht, wenn die glühende Sonne auch die Milde des Mondes besäße, ich könnte dich mit ihr vergleichen, Julia! Wäre der milde Mond zugleich begabt mit der Gluth der Sonne, ich würde dich damit vergleichen, Miranda!

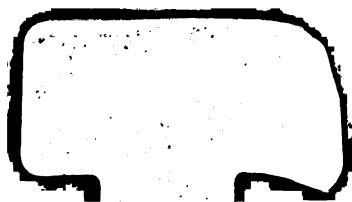












618

